

Säbel und Scapulier.

**von
Hans Wachenhusen.**

1875. Hermann Costenoble, Jena.

ERSTER BAND.

1. IN DER KAPUZE.

Seitwärts vom Museo Borbonico in Neapel steht eine elende Baracke, die zu jeder Zeit von einer Reihe gesattelter Esel garnirt ist.

Es ist das die leichte Cavalerie, welche die schau- und abenteuerlustigen Fremden den steilen Vomero hinan nach dem Kloster Camalduli trägt, zu dem schönsten Punkt der bewohnten Erde, wie der Dichter singt und wie Jeder bestätigt, der von dort oben einen Blick auf jenes Paradies geworfen, das der Himmel an die faulste und verkommenste Lumpenbande, an das Volk der Lazzari, verschwendet.

Kein Palast ist schöner als dort hoch oben das Kloster der Camaldulenser; kein Eden hat je der Phantasie so herrlich vorgeschwebt wie das blaue goldgesäumte Golf-Thal, das sich zu den Füßen dieser stillen Glücklichen ausbreitet, und jedesmal, wenn ein Fremder an die Klosterpforte pocht und er, durch die schlichte Halle in den Garten geführt, die Wunderpracht überschaut, jauchzt ein Herz vor Freuden auf und vergißt, was es drunten trotz all' der Wonne im Schmerz und Elend geben mag.

Die dicke Eselmutter da neben dem Museum war eben mit einer kleinen Gruppe von Fremden um den Preis dreier Asinelli für die Tour nach Camalduli hinauf einig geworden. Von zwei lustigen, aufgeweckten Burschen, kleinen Murillos, mit den frisch von der immergrünen Eiche geschnittenen Stöcken angetrieben, in Furcht gejagt

durch das kreischende ›Arri, Arrah‹ der Bursche, setzten sich die Esel mit den Fremden die Höhe hinan in Bewegung.

Esel haben eine außerordentliche Familien-Anhänglichkeit und alle Drei hatten deshalb großes Interesse, einen vor ihnen trabenden vornehm geschirrten Kameraden zu erreichen.

Eine lange Männergestalt in der weißen Kutte der Camaldulenser saß auf dem Rücken dieses Thieres. Unwillig über das Geschrei der Knaben, die sich ihm anschlossen, blickte der Mönch zurück und zeigte der ihm unfreiwillig so dicht auf den Fersen folgenden Gesellschaft ein feines, aristokratisches Gesicht, dessen zwei große, schwarze Augen sich mit mehr als verzeihlich weltlichem Interesse auf eine der jungen Damen der Gesellschaft hefteten.

Letztere hatte mit unbefangener Neugier das Auge auf den Frommen gerichtet; ihr Blick begegnete dem seinigen mit jener Harmlosigkeit, mit der man eine so ungewöhnliche Erscheinung wie eben einen Mönch in weißer dickwollener, mit großer gleichfarbiger Kapuze versehenen Kutte beobachtet. Verlegen aber schlug sie das Auge zu Boden, leicht erröthend sogar; denn sie hatte ein Antlitz erwartet, aus welchem die Ruhe eines allen unlauteren Regungen dieser schnöden Welt fremden Mannes spreche; dieser raketentartige Blick aber machte sie erschrecken und die Unheiligkeit desselben setzte der frommen Theilnahme, mit welcher sie den Mönch hatte vor sich reiten gesehen, ein schnelles Ende.

»Arri! Arrah!« schrien die Murillos, hinter der Gesellschaft auf den Rücken ihrer Esel schlagend, und trieben dieselbe dem Mönch noch um einige Schritte näher.

»Leontine, hast Du das Gesicht des Mönches da beobachtet?« fragte der neben der jungen Dame Reitende, ein Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, in flottem Reise-costume, mit einem heiteren, offenen Gesicht, das unverkennbar dem Bruder der ersteren gehören mußte.

Leontine antwortete nicht sofort. Sie hob vorsichtig den Blick, warf ihn zu dem Mönch hinüber, um sich zu überzeugen, ob er sie etwa hören könne und wandte sich dann zu dem Bruder, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, die ihr die Nähe jenes Mannes einflößte.

»Ist das einer der Mönche des Klosters, das wir eben besuchen, Rudolf?« fragte sie halblaut.

»Ich sollte meinen!« antwortete dieser. »Freilich kann ich's nicht behaupten; denn ich bin in der Uniformirung dieser frommen Männer und ihrer verschiedenen Orden wenig unterrichtet. Aber sieh nur,« setzte er lächelnd hinzu, »sieh nur, wie fern diesen heiligen Männern jede Eitelkeit sein muß!«

»Wie so?« fragte Leontine, die hierüber ihre eigenen Ideen gefaßt haben mußte.

»Nun, bemerkst Du denn nicht den Contrast zwischen dieser schönen, jugendlichen Gestalt, die wie in einen groben wollenen Sack gehüllt auf dem Eselein sitzt? In jedem entsprechenden Costume müßte sie etwas Impo- nirendes Ritterliches haben, und so weit ich sein Gesicht

nur eben flüchtig bemerkt, ist dieser Mönch noch ein junger, sogar ein ganz hübscher Mann. Dieses Gesicht hat etwas Distinguirtes, das sich sogar in solcher gottgeweihten Hülle nicht verleugnet, im Gewande der Demuth, der Armuth noch etwas Weltliches zur Schau trägt, das mir, wenn ich's recht überlege, eigentlich nicht gefallen will. Man spricht viel Rühmliches gerade von diesem Orden, und die frommen Herren da oben sind es auch Gott und der Welt schuldig, beiden dankbar zu sein für die Gunst dem Himmel an einer so bevorzugten Stelle wie Camalduli dienen zu können, während wir übriges Erdengewürm dasselbe, wenn auch nicht nach so strengem Ritus, im Schweiß unseres Angesichts thun müssen, um dereinst das ewige Himmelreich zu erben, und ich gestehe, hätte ich die Wahl zwischen einem kummervollen Erdenloose und dem Aufenthalt in diesem irdischen Himmel von Camalduli, ich zauderte keinen Augenblick, in jene Kutte zu schlüpfen. Irre ich nicht, so ist auch unserm Nachbar da vor uns nicht an seiner Wiege gesungen worden, daß er dereinst barhäuptig, unter der Kapuze versteckt, auf einem Eselein hier hinauf traben werde, indessen . . . «

Der junge Mann ward in seiner Rede von dem Eseljungen gestört, der seinem Thier mit einem kreischenen ›Arri!‹ einen Schlag auf den Rücken versetzte, daß es einen Bockssprung machte und auch die beiden Kameraden so weit mit fortriß, daß alle Drei, der Sprecher, seine Schwester und deren Begleiterin sich gleich darauf wieder dicht hinter dem Mönch befanden.

»Wenn dieser verwünschte Bengel sein Geschrei nicht läßt, sitze ich nächstens sammt meinem Esel dem frommen Herrn hier vor mir auf dem Nacken!« rief Rudolf mit einer Drohung gegen den kleinen Murillo.

»Pst, Rudolf! Er scheint Dich verstanden zu haben. Er muß unsere Sprache kennen!« flüsterte Leontine furchtsam, da der Mönch sich halb zu Rudolf zurückgewendet hatte und danach seinen Esel schneller antrieb. »Ich wollte, wir wären schon oben, oder noch lieber wär's mir, wir blieben ein wenig zurück, um nicht mit ihm zugleich im Kloster einzutreffen.«

»Wie so? Fürchtest Du Dich vor ihm, Leontine?«

»Das nicht, aber es ist so . . . unpassend, ihm immer dicht auf den Fersen zu sein!«

»Ja, das hängt doch nicht von uns, auch nicht von unseren Eseln ab, sondern von den Jungen da, die wahrscheinlich bald wieder zu Hause sein wollen.«

In diesem Augenblick erhob sich neben den Beiden eine dichte Staubwolke, aus der ein Schreckenslaut erschallte.

»Um Gotteswillen Eva ist mit ihrem Thier gestürzt! Hilf ihr, Rudolf!« rief Leontine ängstlich, während dieser ein lautes Gelächter aufschlug. Dicht neben ihm lag das junge Mädchen beide Hände vor sich hinstreckend, in der staubigen Vomerostraße, die kleinen zierlichen Füße von sich streckend, ein Bild der Hilflosigkeit, während ihr Asinello schadenfroh um sie herumschnüffelte und der kleine Eseltreiber, obschon an dergleichen Szenen gewöhnt

nicht wußte, wie und wo er die Signorina anfassen sollte, um ihr behilflich zu sein, ohne den Anstand zu verletzen.

Beide verließen ihre Sättel, um die Gestürzte aufzurichten, die glühend roth vor Scham kaum ihre mit Staub gefüllten Augen gebrauchen konnte und deren feines Näschen und rothe Lippen sogar mit aschfarbigem Sande bedeckt waren.

»Nichts für ungut, liebe Eva!« tröstete sie Rudolf gutmüthig lachend. »Dergleichen ist schon vielen Anderen begegnet und kann uns Beiden heute auch noch passieren!«

Dabei faßte er sie um die schlanke Taille und bemühte sich, der Aermsten den Staub von den Reisekleidern zu klopfen, während sich die Wangen des Mädchens und sogar die Stirne immer höher färbten, wie Rudolf sie berührte. Leontine setzte ihr das geknickte Hütchen auf dem Kopf zurecht und drapirte ihre Tunica wieder in die richtigen Falten.

»Arme Eva!« tröstete auch Leontine. »Du warst gewiß zu sehr in das Anschauen des herrlichen Golf-Tableaux versunken, das sich uns gerade an dieser Stelle so prachtvoll präsentirte. »Die Mutter wird herzlich lachen, wenn ich ihr davon heut Abend in dem Hotel erzähle!«

»Nein, ich bitte, sag' ihr nichts davon! Ich schäme mich ja ohnehin schon!«

»Du hast doch keinen Schaden erlitten?«

»O nein! ich fühle nichts! Es war ja auch so schlimm nicht, aber so ungeschickt, da in den Sand zu fallen ... «

»Nur das kleine Stutznäschen hat Schaden genommen und die hübschen Augen, die noch nicht ganz wieder klar sind!« setzte Rudolf hinzu. »Ich muß aber bitten, jetzt wieder aufzusitzen. Wir haben noch nicht die Hälfte des Weges, der Abend könnte uns überraschen, und man hat Beispiele, daß die Briganten auf diesem Wege die Reisenden mit aller Artigkeit ausgeplündert, wofür ich keine Verantwortlichkeit übernehmen möchte.«

Auf Leontine sowohl wie auf ihre Begleiterin schien die Mahnung Eindruck zu machen. Wenige Minuten später saßen alle Drei wieder im Sattel und trotteten bergauf.

»Wir danken unserer Eva wenigstens Eins, nämlich daß wir unsern heiligen Reisegefährten losgeworden sind, dem es sein Gelübde der Keuschheit sicher untersagte, ihr zu Hilfe zu kommen. Er machte sich eiligst aus dem Staube und wird wahrscheinlich beinahe das Kloster schon erreicht haben.«

Zufrieden warf Leontine einen Blick die Anhöhe hinauf. Der Weg war frei.

»Du hattest vorhin Recht mit Deiner Beobachtung, Rudolf,« sagte sie. »Es lag mehr als nur Weltliches in dem Blick, den dieses übrigens wirklich interessante Gesicht auf uns warf. Diesem Gottgeweihten muß die Frömmigkeit noch nicht so ganz in Saft und Blut gedrungen sein. Vielleicht mochte sein Costume mitgewirkt haben; vielleicht erschien mir die Aufmerksamkeit, die er uns Fremden zeigte, nur so auffallend unter dieser Kapuze, indessen bin ich im Ganzen sehr zufrieden, daß er uns seine Nachbarschaft entzogen.«

Nach einem heiteren Ritt durch die schattigen Partien des Vomero erreichte die kleine Cavalcade das schmale Plateau vor der Klosterpforte, dessen zerstampfter Boden den zahlreichen Besuch dieser Stätte verrieth.

Einer der kleinen Murillos setzte den schweren Klopfer an dem stark mit Eisen verwahrten alten Portal in Bewegung, und dumpf hallten die Schläge drinnen im Kloster wieder.

Mit Spannung standen die beiden Damen vor dem unscheinbaren Portal, während Rudolf forschend seine Blicke umherwarf.

Eine Viertelstunde fast war verstrichen, als endlich die Kapuze eines Camaldulensers hinter dem kleinen Thorgritter zum Vorschein kam. Leontine wagte nicht, hinzublicken, aus Furcht, es könne dasselbe Gesicht heraus schauen, das unterwegs auf sie einen so unheimlichen Eindruck gemacht; indeß eine schnelle Bewegung ihres Bruders zwang sie dazu, und mit Genugthuung sah sie ein altes graubärtiges Antlitz, das fragend durch das Gitter herausschaute und nach einem kurzen prüfenden Blick auf die Fremden wieder verschwand.

Das alte Thor drehte sich verdrießlich in seinen Angeln. Derselbe graubärtige Mönch hieß die Fremden mit einigen unverständlichen Worten willkommen, und gewohnt, schon zu wissen, was dergleichen Besuche wollten, schritt er durch den Säulengang gemessen die leicht aufsteigende Treppe zum Klostergarten voran unter die denselben beschattenden immergrünen Eichen. Mit einer gefälligen Handbewegung zeigte er nach der Stelle hin,

wo der Horizont den Garten begrenzte, und schweigend schritt die Gruppe an der Zellenreihe entlang, die einem Theil der frommen Brüder als Wohnung diente.

»Welch eine Anspruchslosigkeit! Welch eine Entsaugung!« rief Leontine, als ihr der Zufall einen Blick in eine dieser Zellen gewährte, in welcher sie nichts als eine Pritsche, einen Krug, einen Betstuhl und ein großes Crucifix entdeckte, vor dem auf der rohen Steinplatte des Bodens einer der Mönche kniete. »Sieh nur, Rudolf, wie der alte Mann mit den gefalteten, magern Händen da kniet; wie inbrünstig er betet! Welch eine Selbstverleugnung gehört dazu, doch so Allem zu entsagen, was der Himmel dem Menschen als sein irdisch Theil gespendet, und nur unter Kasteiungen und Entbehrungen in Vorbereitungen für das Jenseits zu leben! Ich muß gestehen, es hat mich oft zu sehr profanen Gedanken hingerissen, wenn ich von dem Klosterleben hörte, aber der strenge Ernst, der hier waltet die heilige Ruhe, die hier über und in dieser Stätte schwebt, ergreift mich und beugt mich zur Verehrung dieser Bußfertigen!«

Rudolf schien allerdings ebenfalls von einem ähnlichen Gefühl angewandelt, aber ein Weltkind und heiterer Charakter, wie er war, gab er demselben weniger Raum als das empfängliche Gemüth der Schwester.

»Ich muß bekennen, was ich hier sehe, oder vielmehr was man uns hier sehen *läßt*, versöhnt mich mit der Erfahrung, daß da, wo die Erde am schönsten, die Kirche sich immer gern ein Kloster erbaut hat, als wolle sie sich durch den Anblick der Schönheiten dieser Welt für die ihr

versagte Betheiligung an den Freuden derselben entschädigen. Aber was meinst Du, Leontine? Stelle Dir vor, die Bewohner dieser über Alles schönen Stätte hätten inmitten dieses Paradieses alle die so flüchtigen Genüsse und Freuden, die wir Profanen drunten in unserm irdischen Jammerthal in heißem Kampf um das Leben zu erringen suchen, denke Dir, sie führten hier oben an Stelle ihres ascetischen Strebens ein Sybariten-Leben und schliefen auf seidnem Pfühl anstatt jener harten Pritsche, wäre das nicht ein beneidenswerthes Halbgotts-Dasein, das keinem Sterblichen vergönnt ist?«

Der dienende Bruder, der sie begleitete, schien den Sinn dieser Worte zu errathen. Mit wehmüthiger Miene betrachtete er namentlich die kleine Eva und ihr heimliches Schaudern vor dem strengen Kloster-Regime, von welchem ihr der Blick in die Zelle eine Idee gab. Schweigend deutete er nach dem Hintergrunde des Gartens und führte sie zu dem über dem Abhang sich erhebenden hölzernen Kreuz, auf dessen Rasen ein Mönch saß, das Antlitz über das Brevier gebeugt und gleichgiltig gegen fremde Neugier emsig darin lesend.

Ein Freudenslaut hob sich aus Leontinens Brust, als sie an die Galerie trat. Da lagen vor ihr die Golfe von Neapel und Puzzuoli, die erloschenen Krater der Solfotara und von Astrumi, der See von Aguano, das Cap Misene, das Schloß von Bajä und alle die hundert anderen romantischen Punkte.

Mit gluthrothem Schimmer neigte sich eben bereit die Sonne dem Meere zu, um ihren glühenden Ball in demselben für heute zu erlöschen. Leichte Nebel stiegen aus den Tiefen und breiteten eine leichte zauberhafte Gazecke über das Paradies.

Zu einem Gold- und Silbernetz webten sich die Sonnenstrahlen über dem tiefblauen Golf. Dort lag Ischia, die Insel, einem Schwane gleichend mit dem weißen Staatsgefängniß auf der dunklen Höhe; dort Procida, die Schwester-Insel, von dem die Sage geht, es sei an einem Tage dem Schoße des Wassers entstiegen. Dort lag Cap Misene mit dem Mare Morte dort Capri, der dunkle, nebelumgürtete Koloß, und daneben erstreckte sich am Fuße der Berge, durchgrünt von den Riesen-Orangen seiner Gärten, das liebliche Sorrent. Da drüben erhob sich der Posilipp mit seinen grünen Höhen, den ersten Gruß dem Orient hinüberwinkend, die einsame Palme. Drüben zur Linken zogen sich wieder wie eine Perlschnur die weißen Häuschen von Torre dell Annunciata, Torre del Greco, die Hütten der Corallenfischer, Resina, Portici am Ufer entlang überragt vom Vesuv, der seine zarte Rauchsäule in die blaue Luft hinaufwirbelte. Und drüben zur Rechten wieder die Villa Lucull's, Bajä, Cumä und Nisida, Puzzuoli, der Palast der tollen Johanna und der Hügel Virgil's!

Ein Mövenschwarm bevölkerte die wunderblaue Golffläche, die Fischerböte der Marinari, die eben heimkehrten, um ihre *frutti di mare* noch am Abend auf Santa Lucia feilzubieten. Klagend drang vom Ufer her der Gesang des verliebten Fischers und vom Posilipp trug der

Wind die verhallenden Klänge einer Mandoline und der Improvisation eines Blinden herüber, der auf der Estrade des Friso den lustigen Tänzerinnen die Tarantella spielte. In den Anblick der Wunderpracht versunken, standen alle Drei da. Kein Laut verrieth ihr Entzücken gegenüber der Allmacht dieser Schöpfung. Was da unten vor ihnen lag, was dieses Zauberthal in phantastischer Gestaltung umschloß, noch überragt zur Rechten von der Silberfläche des sonnenbeglänzten offenen Meeres; was das Auge vergeblich in all' seiner Pracht zu umfassen suchte, übte eine so überwältigende Wirkung, daß selbst Rudolfs stets zum Scherz bereite Laune in Andacht und Staunen sich aufgelöst hatte.

Schweigend, wartend, gewohnt an diese Stimmung der hierher ziehenden Fremden, stand der alte dienende Bruder in kurzer Entfernung hinter ihnen. Es war seine Aufgabe, die Gäste zu empfangen, und mit großer Hingebung unterzog er sich diesem Dienst.

Leontine war die Erste, die Worte fand, und zwar die einer neuen Ueberraschung.

»Sieh nur dort, Rudolf,« rief sie, auf die breite Silberfläche des über die Berge herüberblickenden Meeres zeigend, welche leicht durch die Brise bewegt, von der Sonne mit glitzernden Diamanten übergossen ward. »Sieh nur, das ist gewiß das Meer –«

Leontine erstarb indeß plötzlich das Wort im Munde. Während sie sich nach jener Richtung wandte, streifte

ihr Blick den zu Füßen des großen Holzkreuzes sitzenden Mönch und wieder berührte sie, dem Stich einer Viper gleich, unter der Kapuze hervorglühend derselbe heiße Blick, dessen Begegnung ihren Athem stocken machte und das junge Mädchen unwillkürlich, ängstlich die Hand auf die Brust legen ließ.

»*Si, signora, la mare!*« sprach der dienende Bruder Leontinens Ausruf errathend und sichtbar erstaunt über das plötzliche Erschrecken des Mädchens, dessen Schönheit er schweigend und mit der herzlichen Freude des Alters über die reizende Offenbarung der Jugend bewundert hatte, immer begierig, einen Blick auf ihr Antlitz zu werfen, sobald er ihr Profil erhaschen konnte.

Rudolf bemerkte das Erschrecken der Schwester nicht, auch nicht die hastige Bewegung, mit welcher dieselbe sich plötzlich von jener Richtung abwandte und ihr Antlitz dem Vesuv zukehrte.

»Du hattest vorhin Recht, Rudolf,« sagte sie, noch immer abgewandt, »die Sonne neigt sich zum Untergang. Wir müssen das Kloster noch in Augenschein nehmen; laß« uns nicht zu spät zurückkehren, damit die Mutter nicht beunruhigt werde.«

Rudolf blickte nach der Uhr.

»Hm, ja! Daran ist unsere Eva wieder schuld, die uns unterwegs eine halbe Stunde aufhielt! Ich stände hier gern bis morgen früh, um die Sonne unter- und wieder aufgehen zu sehen, und würde zu diesem Zweck gern mein Bett im Hotel mit der Pritsche unseres frommen Führers vertauschen. Laß mich nur noch einen letzten

Blick auf das Diorama werfen, wie Boabdil, als er Granada verließ, und dann . . . meinetwegen! Ich kehre aber jedenfalls vor unserer Abreise noch einmal hierher zurück!«

Leontine hatte sich inzwischen hinter ihre Begleiterin versteckt; da der Mönch unter dem Kreuz, kaum ihrer ansichtig geworden, seine Stellung so verändert, daß er, ohne aufzufallen, die Gruppe im Auge behalten konnte. Das junge Mädchen mußte dies fühlen; es war ihr, selbst abgewandt von dem zudringlichen Beobachter, als träfen seine Blicke sie wie Nadelstiche, und hastig trat sie an Rudolf's Seite, als dieser sich zum Garten zurückwendete.

»Da sitzt ja unser Reisegefährte, wenn mich nicht Alles täuscht! Richtig, er ist es!« rief er beim Fortgehen, als der Mönch den Kopf vom Brevier erhob und ihnen nachblickte. »Leontine, Du hattest Recht, oder ich hatte Recht, dieser Mann da kann unmöglich auf dem gewöhnlichen Wege in die Mönchskutte gerathen sein. Er hat ein feines, echt aristokratisches Gesicht und die Augen, mit denen er Euch beiden Mädchen nachschaut, haben sicher nichts gemein mit dem, was da in seinem frommen Buche steht. Mir ist auch so – –« (Rudolf blickte noch einmal zu ihm zurück) »als müßte ich diesem Gesicht schon einmal begegnet sein, aber vergebens werde ich mir wohl den Kopf zerbrechen, um zu finden, wann und wo; in einem Kloster war's ganz gewiß nicht! Ich will doch unsern frommen Bruder hernach einmal fragen, obgleich ich wohl kaum eine Antwort von ihm erhalten werde.«

Inzwischen hatte der Letztere den Weg zur Klosterkapelle eingeschlagen, in welche die Gesellschaft mit andächtiger Stimmung eintrat, um sofort vor dem hier beigesetzten Sarge eines der Camaldulenser zu stehen.

Unangenehm berührt, suchte Leontine, die kleine Eva mit sich ziehend, wieder den Ausgang. Auch auf Rudolf hatte dieser Anblick einen düstern Eindruck gemacht, und erst, als sie durch die Säulenhalle dem Empfangszimmer für Fremde zuschritten, in welchem die Mönche ihre Gäste zu bewirthen pflegen, gewann er seine Stimmung wieder.

»*Veder Napoli e puoi muori!*« (Neapel sehen und dann sterben!) murmelte er vor sich note hin. »Der Todte ist dem Sprichwort gefolgt, und doch will's mich bedünken, als müßt' es doppelt schwer sein, an einem so reizenden Punkt der Erde, die nirgend so schön wie hier, Valet zu sagen.«

Leontine blieb verstimmt. Ihr Gemüth war aufgescheucht durch das Wiederbegegnen mit jenem Mönch, dessen Blick ihr in dieser Umgebung wie eine Gotteslästerung erschienen; dennoch mußte sie sich gestehen, daß sie kaum ein so interessantes Männergesicht gefunden, wie gerade dieses.

Während Rudolf, für jede Bewirthing dankend, da der Abend zur schleunigen Rückkehr mahne, seinen Namen in das Fremdenbuch einschrieb, standen die beiden Mädchen in der tiefen Fensternische.

»Leontine,« flüsterte plötzlich die kleine Eva, ihre Cousine, ihren Arm in den der ersteren hängend, »hast Du

wohl bemerkt, mit welch' seltsamen, man könnte sagen, unheimlichen Augen Dich der junge Mönch unter dem Kreuz beobachtete? Es war, als wolle er Dich verzehren mit seinem dunklen Auge, aus dem das Weiße so grell hervorstach, während er sich den Anschein gab, als lese er in seinem Brevier. Es war derselbe, der unterwegs vor uns her ritt! Obgleich er unbestreitbar ein schöner Mann ist, war's mir bei seinem Anblick, als habe der Böse sich in die Mönchskutte geschlichen. Mir hat er den ganzen Genuß des herrlichen Panorama verdorben; denn mir war's so ängstlich in seiner Nähe und immer wieder mußte ich ihn heimlich beobachten, als wäre er im Stande, uns was Böses anzuthun . . . Leontine, wenn wir ihm nur nicht auf dem Rückwege wieder begegnen! Es wird dunkel unterwegs und ich versichere Dir, ich fürchte mich vor ihm!«

Eva hatte sich dabei enger ein Leontine geschmiegt und preßte ängstlich deren Arm.

»Wie thöricht Du bist, Evchen!« flüsterte Leontine. »Ich muß allerdings auch gestehen, daß dieser Mann auf mich nur einen unangenehmen Eindruck gemacht, aber Du übertreibst! Vielleicht hatte er sich in seinem Glaubenseifer in eine so inbrünstige Stimmung hineingelesen! Er sah mir eher wie ein recht fanatischer Mensch aus, den eine feurige Seele in die Arme der Kirche getrieben, und wenn ich die himmlische Ruhe der übrigen Mönche sehe, die uns begegneten, wenn ich ihr stilles, sanftes Wesen, den Ausdruck der in täglichem Gebet gewonnenen Seelenruhe auf ihrem Antlitz mit dem Brennen *seiner* Augen und der Spannung *seiner* Züge vergleiche, so möchte ich

annehmen, seine Seele schmachte noch lebendig in dem Fegefeuer weltlicher Sünden, die sie belasten und hierher getrieben, und aus dem er sich durch eifriges Lesen und Beten zu erlösen sucht.«

»Wie Du so seltsam sprichst, Leontine!« rief Eva, betroffen durch den eigenthümlichen Ton, ihr in's Antlitz blickend und bemerkend, daß die frische Röthe und zarte Lebensfarbe einer gewissen Blässe gewichen war. »Gesteh' mir, Leontine, auch Du fürchtest Dich vor diesem Mann, auch Dir erscheint er eben so unheimlich. Denke Dir, wenn er nun ein verkappter Bandit wäre, der uns unterwegs auflauerte! Rudolf sprach ja schon am Nachmittag, daß die Straße hier herauf nicht ganz sicher sei, und Du weißt ja, wieviel wir schon von Raubanfällen in der allernächsten Umgebung Neapels in den Zeitungen gelesen! So kann auch kein wirklicher Mönch blicken, und mir kommt er, wenn ich ihn in *diesem* Lichte betrachte, wie Fra Diavolo in der Oper vor!«

Ueber Leontinens Antlitz flog ein mitleidiges Lächeln. Die kindliche Furcht ihrer Cousine erschien ihr in der That ergötzlich, und wie unruhig es auch in ihrem eigenen Herzen sein mochte, *diese* Besorgniß zwang sie zum Lächeln, da Evchen's Gesicht eine mit ihren Worten übereinstimmende Angst zeigte.

»Du bist wirklich ein Kind,« rief sie. »Du sahst doch, daß dieser Mann sich mitten unter den übrigen Mönchen bewegte, daß er dem Kloster angehörte, und Du erinnerst Dich, daß Rudolf vorhin sagte, dieser Orden stehe in ganz besonderem Ansehen . . . Doch brechen wir

ab, Evchen, und beruhige Dich wegen Deines Räuberhauptmanns. Rudolf winkt uns eben; er scheint sich in das Fremdenbuch vertieft zu haben; es wird Zeit sein, ihn davon loszureißen!«

Und Evchen mit sich ziehend, ihre Unbefangenheit wieder gewinnend, trat sie zu ihrem Bruder.

»Sieh nur, Leontine, hier lese ich den Namen meines Freundes Eberty, mit dem ich in Rom zusammenzutreffen verabredete. Er ist vor kaum acht Tagen hier an dieser Stelle gewesen. Welch eine Ueberraschung, wenn ich ihn noch hier anträfe! Ich hätte ohnehin große Lust, meinen Aufenthalt in Neapel um eine Woche zu verlängern. Laß uns jetzt aufbrechen. Morgen früh mache ich mich auf, um Eberty zu suchen, und ist er noch hier, so finde ich ihn sicher.«

Rudolf schien von dem Gedanken, seinen Freund noch in Neapel zu treffen, ganz eingenommen. Mit weniger Aufmerksamkeit, als es sonst seine Gewohnheit, geleitete er seine Damen zum Kloster hinaus, beruhigte die kleine Eva, die vor den Launen ihres Saumthieres zitterte, und trottete mit Beiden vom Plateau hinab gen Neapel.

Während Rudolf einsilbiger war als auf dem Herwege, warf Evchen furchtsame Blicke in jedes Gebüsch am Wege; denn ihr wollte der Gedanke an den unheimlichen Mönch nicht aus dem Kopf. Leontine war in sich versunken und ebenfalls schweigsam, und nur das ›Arri, Arrah‹

der Eseljungen, das jeweilige Aufschreien des furchtsamen Evchen, wenn die kleinen Murillos ihre Thiere zu beschleunigtem Trabe nöthigten, brachte noch einiges Leben in die kleine Gesellschaft.



Im Kloster war's inzwischen sehr still geworden. Die Mönche schlichen aus und ein in ihren Zellen, durch die Säulengänge. Nur unten am Abhange zur Solfatara hin saß noch ein einsamer sentimentaler Lazzaro im Garten einer der kleinen Winzereien und sang mit näselndem Organ zum Geklimper einer Mandoline von seinem nationalen Lieblingsgericht mit dem Refrain:

»*Un grande calderone*
con maccarone«,

auf deutsch: »ein großer Kessel mit Macaroni«, das Höchste, was der Phantasie eines Lazzaro vor schwebt.

Dunkler legten sich allmählich die Schatten über den Golf, dunkler noch über seine Ufer. Die glühenden Bäche auf dem Rücken des Vesuvs traten wie feurige Schlangen hervor, Tausende von Lichtern garnirten die Riviera, und matt nur zeichneten sich in dem Nebel des Wassers noch die Segel der heimkehrenden Marinari ab.

Tiefe Ruhe lag über dem ganzen Paradiese, und nur dumpf drang von unten aus der Stadt das ferne Getöse der beweglichsten aller Bevölkerungen herauf.

Im Klostergarten stand das hölzerne Kreuz verlassen da, als die Glocke von Camalduli ihr ängstliches Abendgeläute begann, das an den Wänden und in den Klüften des Vomero sein Echo fand. Aus den Zellen drang vereinzelt matter Schimmer, die Fenster der Kapelle warfen ein graufarbenes unterbrochenes Licht durch ihre Scheiben; denn drinnen hielt man die Todtenwacht an der Leiche des dahingeschiedenen Bruders.

Eben warf die über dem Golfthal schon verschwundene Sonne noch die letzten Spitzen ihrer Strahlen über den Posilipp, als sich die lange, schlanke Gestalt eines Mönches, aus der Kapelle tretend, durch die Säulenhalle zum Fremdenzimmer bewegte. Mit Vorsicht umherschauend, als fürchte er, bemerkt zu werden, die Kapuze über die Stirn gezogen, schritt er, zuweilen hinter den Säulen inne haltend, durch den Gang, trat in das offene, nur mit einem roh gezimmerten Tisch und einigen Stühlen möblierte Gemach, bemächtigte sich des Fremdenbuchs, und trat aus dem Halbdunkel des Zimmers in die breite Fensterische.

Ein mattes, fahles Abendlicht fiel auf das Antlitz des Mönches, als er die Kapuze auf die Stirn zurückschob. Mit sichtbarem Interesse beugte er sich über den mit den verschiedensten Schriftzügen gefüllten Folianten und las mit Begier das letzte Facsimile.

Sein Auge leuchtete auf, seine schmalen, schön geformten, aber mageren Hände packten fester den schweren Folianten. Dann richtete er sich in seiner ganzen Länge in die Höhe und blickte zum Himmel hinauf, an welchem eben die Sterne wie matte weiße Punkte erschienen.

Das Halbdunkel zeichnete scharfe Schatten in sein mageres Antlitz, als er vor sich hinstarrte und die Rechte über den schwarzen Vollbart gleiten ließ, während die Linke sich auf den Folianten stütze.

»Seltsam! Ein Gruß aus der Heimath, mir gebracht von einem Engel, dessen Anblick mich mit einer Gluth erfüllte, so heiß, so verzehrend, wie sie mein Nachbar, der Vesuv dort drüben, kaum in sich zu bergen vermag! ... Schon als ich heute zum Kloster zurückkehrte, vernahm ich hinter mir heimische Laute, die in mir eine, wie ich wähnte, längst stumm gewordene Saite berührten, aber vielleicht doch nur, weil ich sie aus *ihrem* Munde vernahm; heimische Laute, die ich bisher geflohen, und die jetzt mir plötzlich eine Himmelsmelodie wurden, jetzt, wo ich ausgezehrt von Ueberdruß und Ekel, die Harmonie gefunden zu haben glaubte, die ich so lange vergeblich im Fieber einer dürstenden, durch nichts mehr zu labenden Seele gesucht!«

Vor sich selber und seinen Gedanken erschreckend und schauernd, preßte er die Augenlider zusammen, die Arme über der Brust gekreuzt versank er in sich. Dann bedeckte er das Antlitz mit beiden Händen, stieß einen dumpfen, ächzenden Laut auf, warf das

schwere Buch wieder an seine Stelle zurück und sank auf den Stuhl.

Eine Viertelstunde lang brütete er fast regungslos vor sich hin, bis plötzlich das grelle Anschlagen der Kloster-glocke ihn aufschreckte. Im Gemach herrschte tiefes Dunkel. Einem Gespenste gleich schlich die lange weiße Gestalt zur Thür und verschwand durch den Säulengang in die Kapelle.

2. AN DER GRENZE.

Zu Häupten eines reizenden, aber wenig von Fremden besuchten, sich meilenweit an der französischen Grenze entlang ziehenden Thals, auf der Höhe und nahe da, wo durch Pfähle gekennzeichnet drei Länder an einander stoßen, erhebt sich ein schloßartiges Gebäude, und kaum einen Flintenschuß davon entfernt auf der anderen Höhe sieht ein anderes, anspruchsloseres, aber sauberes, im Villensthl errichtetes, von Gärten umgebenes Wohnhaus, hinabblickend auf eine Reihe von Fabrikgebäudem deren Schornsteine fortwährend ihre schwarzen beweglichen Säulen in die Luft strecken.

Hier an diesen drei Grenzen und ringsumher, so weit das Auge von den Höhen die Thäler beherrscht athmet das rastloseste Geschäftsleben. Kohlenwerle, Hämmer, Hütten und Fabriken weiteifern miteinander in Fleiß; sonderbar construirte Krähne, Brücken und Holzgerüste verzieren an gewissen Stellen die Romantik, mit welcher die Natur diese Gegend ausgestattet. Schwarze Hügel,

schwarze Dämme, schwarzgeräucherte Gebäude, Remisen und Schuppen, schwarze Schloten möbliren diese reizenden Thälerz schwarzgefärbte Menschen endlich bewegen sich aus und ein in den kleinen freundlichen Häuser-Colonien, welche an den Abhängen den Arbeitern als Wohnung dienen.

Schwere, wuchtige Hämmer, riesige Sägen arbeiten vom Morgen bis zum Abend, die Arbeits-Locomotiven schnauben und zischen aus den Schienen hin und her, lauter geschwärzte Wagen, ganze Berge von Eisen-Erzen und Kohlen, von Balken und Brettern hinter sich schleppend, und die Menschen, die sie dirigiren, gleichen schwarzen Silhouetten. Es ist, als käme nur Sonntags das Waschwasser und die Seife in diesen reizenden Thälern zur Geltung und selbst die kolossalen Basalt- oder Sandsteinblöcke und Kegel an den Thalrändern und auf den Höhen segnen den Regen, wenn er ihnen den Ruß abwäscht, mit welchem die Schlote sie überschütten.

In dem genannten schloßartigen Gebäude, dessen Fenster weit hinaus in das Wasgau schauen, wohnte der alte Freiherr von Trachenburg seit Menschengedenken. Jetzt ist er todt. Aber es muß hier doch von ihm die Rede sein.

Der Freiherr von Trachenburg war ein alter Junggeselle, von dessen Jugendzeit nur die ältesten Leute der Umgegend erzählen konnten, und diese hatten den Nachwachsenden verrathen, warum der alte Freiherr ein Junggeselle geblieben.

Die Geschichte gehört zwar nicht hierher; aber sie ist nur kurz und sei deshalb im Vorübergehen erwähnt. Der

alte Trachenburg war als junger Mann rasend verliebt in eine nahe Anverwandte, ein Fräulein von Trachenburg, das ihn wieder liebte.

Die katholische Kirche wollte ihm nicht gestatten, das Fräulein zu heirathen. Er reiste eigens nach Rom zum Papst, schlug dort aber dem Kalb in's Auge, indem er in seiner Heftigkeit einen der Cardinäle beleidigte, und erhielt den Consens nicht. Das Fräulein trat danach in ein französisches Kloster, da sie sich nicht entschließen konnte der Liebe den Glauben zu opfern, wie er von ihr begehrt hatte; der Freiherr von Trachenburg aber that auch seinerseits ein Gelübde, nämlich ledig zu bleiben, und das hat er gehalten.

Wie bei allen Männern, selbst von ruhigerem Temperament als dem seinigen, bildete der Junggesellenstand in ihm allerlei Schrullen aus und gab diesem Temperament eine Ungleichheit, die nach und nach eine unberechenbare Wandelbarkeit und Launenhaftigkeit annahm.

Er konnte der gutmüthigste Mensch von der Welt sein, vor Rührung und Herzensweiche die aufrichtigsten Thränen weinen und wiederum eine seltene Bosheit und Rücksichtslosigkeit an den Tag legen; und in solchen Momenten erklärte er die Menschheit für eine Menagerie von wilden Thieren, die nur durch Hunger und Entbehrung zu zähmen sei.

Während der letzten Jahre seines Lebens quälten ihn Asthma und Schlaflosigkeit dermaßen daß fast Niemand mehr mit ihm verkehren konnte. Er hatte überhaupt nur einen Freund, den alten Ofelius, seinen Nachbarn, den

Fabrikbesitzer. An diesen verkaufte er vor langen Jahren ein halbes hundert Morgen von seinem Gut, auf welchen Ofelius seine Fabriken anlegte.

Freiherr von Trachenburg und Ofelius konnten einander nicht ausstehen und waren trotzdem auf's Intimste aneinander gefesselt. Trachenburg nannte seinen Nachbar nur den ›alten Fuchs‹, der ihm in einem leichtsinnigen Augenblick den besten und einträglichsten Theil seines Gutes für ein Hundegeld abgeschlichen, und Ofelius nannte, wenn er verdrießlich war, den alten Trachenburg einen kollerigen Narren, der nur auf seinem eigenen Grund und Boden frei herumlaufen dürfe.

Nichts war origineller als die Unterhaltung der Beiden, nichts greller im Contrast als das Aeußere dieser Männer, von denen der eine, Trachenburg, ein Sanguiniker, der andere ein ruhiger, berechnender und gemessener Charakter; von denen der eine den Adels-, der andere den Bürgerstolz herauskehrte, zwischen denen niemals Friede und dennoch immer die uneigennützigste Freundschaft herrschte.

Grollte Trachenburg einmal wochenlang auf seinen Nachbar, so saß er in seinem Schloß fünf sechs Stunden des Tages beim Patience und füllte die übrige Zeit des Tages damit aus, daß er seine Hunderte von Taschenuhren, eine Collection der seltensten Meisterstücke, oder seine übrigen Curiositäten, für die er einen Wurm hatte, betrachtete. Inzwischen aber wuchs seine Unruhe dermaßen, daß er Nachts kein Auge mehr schloß und sich

endlich bequemen mußte, in seiner Chaise nach Waldbach hinüber zu fahren, wie Ofelius seine Niederlassung wegen des verschiedene seiner Werke treibenden, sehr lebendigen Baches genannt hatte, dessen Abtretung namentlich Trachenburg ihm nicht verzeihen konnte.

Dort saßen dann Beide bis spät in die Nacht beim Whist oder Ecarté; dort auch durfte der alte Freiherr von der schönen ›Ofelia‹, wie er des Fabrikanten Tochter gern nannte, sich den Thee serviren lassen, und nie schmunzelte er so vergnüglich und all' seinen Groll vergessend, als wenn er dieser gegenüber sitzen und mit all' seinem Schönheitssinn dieses ›Meisterstück der Schöpfung, dessen der alte Fuchs gar nicht werth‹, bewundern konnte.

Und diese Bewunderung pflegte der alte Freiherr in jeder ihm möglichen Weise auszudrücken. Was er nur ersinnen konnte, um seinem Liebling eine Ueberraschung, eine Freude zu machen, das ersann er mit echt aristokratischem Tact, und mit ausgesuchter chevaleresker Galanterie brachte er es dar, so zart, so sinnig, daß sein Liebling es nicht zurückweisen konnte.

Trotzdem hinderte ihn dies nicht, an demselben Abend, und zwar ohne äußere genügende Veranlassung, sich mit dem Vater auf Wochen lang zu erzürnen, ihm über irgend Etwas zu grollen, das ihm plötzlich im Kopf aufstieg, und Wochen lang wieder von Waldbach fern zu bleiben, bis er sich ausgebrummt hatte und er ganz plötzlich in seinem alterthümlichen Gefährt wieder vorfuhr.

Man war dies in Waldbach schon so gewöhnt, daß Niemand deshalb ein Wort verlor.

»Der alte Baron ist wieder da,« hieß es unter der Dienerschaft des Fabrikherrn.

»Soll warten, bis ich mit meiner Arbeit hier fertig bin,« war die Antwort des Letztern auf diese Meldung, und der Baron wurde in den Empfangssaal geführt, wo ihn die Mutter oder die Tochter aufnahm wie einen gewohnten Gast, der auf einige Wochen verreist oder in seinen Besuchen gehindert gewesen.

Das war so lange Jahre gegangen. Der Freiherr hatte die Kinder des Fabrikherrn auf seinen Knien geschaukelt, da er sich selbst zum Cölibat verurtheilt. Er hatte sie heranwachsen gesehen und sich gern mit ihnen beschäftigt. Er hatte im Laufe der Jahre die Fabriken seines Nachbarn immer mehr floriren gesehen und sich viel und gern in denselben bewegt, auch mit ihrem Chef lange Beratungen über die innere Organisation und die Ausbeutung derselben gehalten, ja so eifrig oft,« daß man hätte vermuthen können, er sei bei dem Aufblühen derselben betheilig, wenn man eine solche Betheiligung bei einem so fein aristokratischen Herrn der alten Schule überhaupt für möglich oder wahrscheinlich hätte halten dürfen.

Nie hatte Einer nämlich gesehen, daß er mit seinen feinen und sorgsam gepflegten Händen jemals irgend einen Gegenstand in der Fabrik berührt hätte. Er besichtigte Alles, sprach über Alles, interessirte sich für Alles, aber nichts hätte ihn bewegen können, auch nur mit der äußersten Spitze seines Handschuhes daran zu rühren.

Die Werkmeister und Aufseher wußten das längst; sie scherzten Anfangs darüber, dann gewöhnten sie sich daran und endlich schien es ihnen selbst natürlich, daß ein so ›patenter‹ Aristokrat sich nicht persönlich mit diesen mehr oder minder schmutzigen Dingen befassen könne.

Mit gebührender Ehrfurcht empfing man deshalb jedesmal den magern langen alten Herrn mit der Adlerna-se, den buschigen Brauen über den hellen freundlichen und lebendigen Augen und dem grauen Schnurrbart, der in langen glockigen Zipfeln zu beiden Seiten des schmalen, scharf vorspringenden Kinns herabhing und sich mit seinen Enden gern in der lose geschlungenen Cravate versteckte.

Man stand ihm bereitwillig Rede, wenn er sich selbst um Kleinigkeiten kümmerte, die ihm interessant und wissenschaftlich erschienen; man stannte sogar, wenn er Ideen entwickelte, ›die gar nicht so dumm waren‹, über eine mögliche Verbesserung dieser oder jener Vorrichtung; und namentlich die armen Fabrikjungen und Mädchen, die hier für elenden Tagelohn arbeiten mußten, um ihre Eltern zu unterstützen, sie betrachteten den Besuch des ›alten Barons‹ immer wie eine festliche Gelegenheit; denn jedesmal, wenn er auch ihre Arbeitsräume in Augenschein genommen, ließ er ein Geschenk für sie zurück.

So war der ›alte Baron‹ populär und wieder nicht.

Es waren ihm aus seinen jungen Tagen so mancherlei Excesse, namentlich gegen das weibliche Geschlecht, in's Kerbholz geschnitten, die schlecht zu der Treue passen

sollten mit welcher er das lebensgroße, in seinem Cabinet hängende Portrait seiner in's Kloster gegangenen Geliebten anbetete, und hätte man ihm auch gern diese Dinge vergessen, so frischte er manchen ihm aufbewahrten Groll durch sein launenhaftes, abstoßendes Wesen wieder auf, durch die Minderachtung, mit welcher er die Dorfleute oft behandelte, während er in guter Laune so Manchem Wohlthaten erwies, wodurch er jene immer wieder gegen sich reizte.

Die Einen schwärmten für ihn, die Anderen verwünschten ihn, der Alte indeß nahm von beiden keine Notiz. Sein Kammerdiener, der mit ihm alt geworden, war der Einzige, der ihm in seinem Hause nahe kam, und von diesem verlangte er nie etwas über die ›Dorf-Crapule‹ zu hören. Mit seinem Koch unterhielt er sich nur einmal in der Woche, wenn er ihn kommen ließ, um ihm das Menu für die ganze Woche zu übergeben. Seine Wirthschafterin war halb taub und seit Jahren hatte er diese keines Wortes gewürdigt, um seine Lunge nicht unnöthig anzustrengen.

So hatte sich Baron von Trachenburg seit dem Schiffbruch des Herzens über eine längere Epoche hinweg, in welcher er sich zu seiner Zerstreuung mit oberflächlichen wissenschaftlichen Studien beschäftigte, in sich und seine Vereinsamung, zugleich aber auch in seine Sonderbarkeiten und Schrullen hineingelebt, und die einzige Oase in dieser seiner Lebensöde war die Häuslichkeit seines Nachbarn Ofelius.

Aber auch diese konnte er sich, wie erwähnt, nicht ohne gallige Unterbrechungen erhalten; auch diese einzige Freude mußte er sich durch die Ungleichheit seiner Launen so oft verderben. Mochte er sich immer wieder vornehmen, ›traitable‹ zu sein, sich selbst zu überwachen; mochte er sich selbst Vorwürfe machen, wenn ihn beim Wiedererscheinen im Ofelius'schen Hause sein Liebling mit stummem Vorwurf in den sanften, schönen Zügen empfing – er fiel zeitweise immer wieder in seine Menschenfeindlichkeit zurück, bis er sich selbst für unverbesserlich erklärte und sich vornahm, es gehen zu lassen wie es eben ging.

Sein Freund Ofelius war vielleicht der Einzige, der ihn richtig beurtheilte.

»Den Baron muß man behandeln, wie er es haben will,« pflegte er zu sagen. »Er wäre vielleicht der beste Familienvater geworden, und daß er dies nicht ist, das fühlt er, ohne es sich zu gestehen. Den Groll über das, was er entbehren muß, läßt er an sich und Anderen aus; dagegen gab's nur ein Mittel, so lange es Zeit war, und die Zeit ist längst nicht mehr!«

Während der letzten Zeit nun waren die Besuche des alten Baron in dem Hause des Fabrikanten immer seltener geworden. Auch das freundschaftliche Verhältniß Beider hätte durch die zunehmende Launenhaftigkeit des Ersteren nicht fortbestehen können wenn nicht Ofelius derselben eine immer größere Passivität und Nachsicht entgegengesetzt hätte.

Trachenburg's asthmatische Beschwerden machten plötzlich beunruhigende Fortschritte. Der Baron ward zusehens älter; seine Gesichtszüge wurden schärfer, seine Schläfe fielen ein, seine Augen sanken tiefer in ihre Höhlen, und seine Reizbarkeit stand stets auf dem Sprunge, seinen einzigen Freund zu beleidigen, wenn dieser nicht Alles aufbot, ihr auszuweichen.

So kam denn eines Morgens, als eben der Eisenbahnzug mit schrillum Pfeifen in den etwa tausend Schritt entfernten Bahnhof der Station einfuhr, ein Bote athemlos vor das Haus des Fabrikanten geritten und brachte die Meldung, der Baron sei in der Nacht eines plötzlichen Todes gestorben.

Ofelius, am Fenster stehend und ahnungsvoll dem den Berg heraufjagenden Eilboten entgegensehend, ward leichenblaß bei der Meldung desselben und wankte in sein Arbeitszimmer. Seine Angehörigen, namentlich der Lieb- ling des Seligen, suchten ihn vergebens, und als sie an sein Cabinet pochten, um ihn zu fragen, ob er die Trauerbotschaft gehört, bejahte er dies und bat, ihm einige Ruhe zu gönnen, da er sich unwohl fühle.

Der Bote erzählte im Hause, wie der alte Baron gestorben; ob er große Schmerzen gelitten, das wisse Niemand. Der Kammerdiener sei am späten Abend, als er den Verstorbenen in ruhigem Schlummer athmen gehört, zur Wirthschafterin hinabgeschlichen, habe mit dieser und dem Kutscher sich einen starken Punsch gebraut, von dessen Wirkung alle Drei erst am hellen Tage erwacht

seien, und als man, vergebens auf die Schelle des Barons wartend, in sein Schlafzimmer getreten, sei er lange schon kalt gewesen.

Mit einem Schauer setzte der Bote hinzu, man müsse wohl annehmen, daß er punkt Mitternacht verschieden; denn die Hunderte von Taschenuhren, die aufzuziehen er niemals vergaß, seien um Mitternacht stillgestanden; sogar die Stutzuhr auf dem Kamin seines Schlafgemachs, welche zugleich das Datum des Tages anzeigte, sei auf gestern stehen geblieben, was doch nicht mit rechten Dingen habe zugehen können.

Als Ofelius eine Stunde darauf vollständig gefaßt zu den Seinigen in die auf den Garten hinaus führende Veranda trat, sah er die Augen seiner Tochter von Thränen geröthet.

Seine Gattin war noch erschüttert von der Trauernachricht; als Ofelius aber eintrat, erhob sie die Stirn aus der Hand und warf einen prüfenden Blick auf ihren Gatten.

»Was Gott thut, das ist wohl gethan! Nehmt Euch die Sache nicht allzu sehr zu Herzen!« sagte dieser zu seiner Tochter tretend und seine Hand unter ihr Kinn legend. »Wir verlieren, Alles in Allem, an ihm einen zwar oft sehr launenhaften, aber aufrichtigen Freund, und der Verlust eines solchen ist leider unersetzlich!«

Noch immer war das Mißtrauen aus dem Antlitz der Mutter nicht geschwunden und abermals richtete sie unbemerkt denselben forschenden Blick auf das des Gatten.

»Ich will hinüber,« fuhr dieser fort, vielleicht ganz unabsichtlich dem Blick ausweichend und an das vom jungen frischen Grün des wilden Weins umrankte Fenster der Veranda tretend, von welchem aus er einen Blick auf das die gegenüberliegende Höhe krönende Schloß des Verstorbenen hatte. »Wahrscheinlich wird meine Anwesenheit dort wenigstens nicht überflüssig sein! Jaques sattelt mir eben das Pferd; er soll mich begleiten, für den Fall, daß ich seiner bedürfe; denn es wird dort wohl Alles drunter und drüber gehen.«

»Und wer wird denn nun der rechtmäßige Erbe des schönen Gutes sein?« fragte die Gattin mit jenem Instinct der Frauen für das Essentielle.

»Hm, er hat sich eigentlich nie darüber aussprechen wollen! Directe Erben sind nicht da. So viel mir bekannt, existirt ein Neffe von ihm, der Sohn seines im Irrenhause gestorbenen Bruders, der, so viel ich weiß, nie gut thun wollte und nach mancherlei anderen Versuchen mit ihm in der österreichischen Armee Dienste nahm. Wir haben ihn, so weit ich mich entsinne, nur einmal flüchtig hier gesehen. Der mag denn wohl der Nächstberechtigte sein. Vermuthlich hat der Baron ein Testament hinterlassen, und das wird ja über die Frage Auskunft geben.«

Ofelius' Stimme war bei den letzten Worten etwas unsicher geworden. Zerstreut trommelte er mit dem Finger auf die Brüstung, während unten vor der Freitreppe die Pferde schon vorgeführt wurden. In sich beschäftigt und zerstreut, nahm er Abschied und schritt mit unsicheren Füßen zum Zimmer hinaus.

»Der Tod des alten Barons scheint auch den Vater sehr ergriffen zu haben,« sagte die Tochter mit Bangigkeit. »Im Leben waren sie oft in Unfrieden miteinander, jetzt aber zeigt es sich, daß sie sich doch mehr waren, als sie gegenseitig gestehen wollten . . . Der Selige war uns doch ein treuer Freund!« setzte sie mit gepreßter Stimme hinzu.

»So ist's nur allzu oft!« antwortete die Mutter mit einem Seufzer. »Wir wissen nicht recht zu erkennen, was wir an einander haben; wir plagen uns gegenseitig mit unseren Launen, und erst wenn der Tod dazwischentritt, sehen wir ein, was wir nicht zu schätzen gewußt haben!«

»Ich ahnt' es längst, Mutter, daß es mit dem Baron zu Ende gehe. Der Vater mochte die Veränderung nicht bemerkt haben, die mir und gewiß auch Dir an ihm auffiel, als wir vor vier Wochen von unserer Reise zurückkehrten. – Ich wollte, der Bruder käme schon heute zu uns zurück,« schaltete sie beunruhigt ein. »Der Dahingeschiedene wird mir und sicher auch Euch überall fehlen; denn wenn er uns auch bei Lebzeiten oft wochenlang grollend vernachlässigte, so sah ich ihn doch drüben aus- und einfahren, sah ihn oft auf seiner Terrasse stehen, wie er sehnsüchtig herüberschaute und es doch über seinen Eigensinn, seinen Trotz nicht gewinnen konnte, wieder bei uns zu erscheinen, so lange er es in seiner Vereisamung nur aushalten mochte.«

»Es ist recht traurig, daß das schöne Gut jetzt in fremde Hände kommt!« . . .

Damit trat auch die Mutter an's Fenster. Sie sah den Gatten, von seinem Diener begleitet, den Thalweg hinabreiten, und drückte die Stirn an das kalte Glas.

Auch ihr Antlitz war ahnungs- und sorgenvoll umdüstert, und hatte sie auch in der That nichts Greifbares, was ihr hierzu Veranlassung gab, so lag's ihr doch schwer auf dem Herzen, und nutzlos erschien es ihr, die Tochter, der ohnehin der Tod des alten Herrn so nahe ging, mit ihrer Stimmung noch anzustecken.

»Alles findet sich wie es scheint, schon im Schlosse zusammen,« fuhr sie fort in dem Bedürfniß, ihre trüben Gedanken in der Theilnahme für die Außenwelt zu zerstreuen. »Dort schreitet der Pfarrer über die Höhe, an seiner Seite auch die Leute vom Amtsgericht, wahrscheinlich um die Versiegelung vorzunehmen . . . Es ist recht schaurig, zu denken, daß all' die seltsamen Dinge, die Curiositäten, an denen der Lebende so viel Gefallen fand, die so eigentlich seine ganze Zerstreung bildeten, jetzt unter den Hammer kommen, und vielleicht für ein Sünden geld verkauft werden . . . Aber, Herr meines Lebens, wer kommt dort?« rief sie plötzlich aus. »Wahrhaftig, er ist es! . . . Sieh nur, er kommt!« Mit einem Sprunge war die Tochter in freudiger Ahnung am Fenster.

»Er ist es! Der Bruder! Gott sei Dank!«

Im nächsten Augenblick lagen Mutter und Tochter dem jungen Manne in den Armen und Beide bewillkommneten danach die Tochter mit leichtem Erröthen, die Mutter mit Herzlichkeit, den Begleiter des Sohnes, der, auf

einen freundlichen Empfang wartend, bescheiden in einiger Entfernung stehen geblieben war.

3. DES FABRIKANTEN TOCHTER.

Des Sommers warmer Hauch hatte des Frühlings unerschöpflichen Knospensegen geöffnet und die Fluren damit überschüttet. Die Rosen auf den Grasplätzen vor dem Wohnhause des Fabrikanten standen in üppiger Pracht. Die Wasserlilie blühte in dem Bassin des Springbrunnens zwischen dem Schilf, das leicht bewegt von dem über die Höhe streifenden Winde sich hin und her wiegte, während das Ornament der Fontaine, ein jugendlicher Meer-gott auf einem Delphin, seine von Millionen Diamanten blitzenden, mit blauweißen Perlen durchwebten Wasserstrahlen sie in die Luft sandte. Die Goldfische sammelten sich spielend um die in das Bassin fallenden Tropfen, und zwischen den auf der Wasserfläche liegenden Blättern der Nymphäa schwammen die Bienen sich badend von einem zum andern.

An den Säulen der Veranda rankten sich Geisblatt und Schlingrose um die zierlich gewundenen eisernen Streben, die große *Bignonia Catalpa* vor der Thür des Hauses beschattete mit ihren breiten, saftreichen Blättern das Plätzchen unterhalb der Veranda, in ihren Zweigen saß der Fink, melancholisch vor sich hinzirpend, während von unten herauf aus den Thälern das Arbeiten der Hämmer, der Pumpen und all' der eisenarmigen Riesen heraufdrang, unterbrochen vom leisen Klingen der Glöckchen, vom Schnauben der Arbeitslocomotiven und

dem dumpfen, donnerartigen Rollen der Lowries auf den Schienen.

Leichte Schatten auf den gegenüberliegenden Höhen, die sich auf den entfernteren Plateaux immer weiter abdunkelten, verkündeten bereits das Nahen der Abenddämmerung. Lebhafter, feuriger glühte der Sonnenglanz, bald röthlich, bald blendend weiß, bald in violetten Schattirungen auf den Abhängen der Berge, auf den jäh abschießenden, von Spalten klassenden Felswinden, aus denen magre weiße Birkenstämme oder ein dürftiges Buschwerk herauswuchsen. Schärfer zeichneten sich die Felsstufen, die Conturen der Thalränder; das Auge blendend, leuchteten gleich Brennsiegeln die Fensterscheiben der Arbeiter-Colonien, der Oekonomie- und Bauernhäuser im Thal von der scharfen Abendsonne, und im Westen säumte ein hoch zum Horizont hinauftragender, von gelben Radien durchzogener dunkelrother Schein die Umrisse der Berge.

Die Feierabendstunde war nahe, der Moment, in welchem tiefes Schweigen den lärmenden Fleiß aller der Hände und Maschinen des schwarzen Ameisenhaufens drunten in den Thälern ablösen sollte.

Die Lerche war längst zu Bett gegangen; die Schwarzamsel hatte um die Brütezeit schon ihre von der Nachtigall erborgten Melodien eingestellt, und hüpfte ungeschickt, in Krähenweise Nahrung suchend, zwischen den Büschen und auf dem Rasen umher.

Von den Vogesen zog ein Volk von Wildenten in langer Reihe schreiend über die Berge. Die Natur selbst bereitete sich langsam zur Ruhe, und selbst die Spatzen, die sonst in der großen Bignonia ihr Unwesen trieben, waren allmählich verstummt.

Unter der letzteren, vor dem zierlich geschnitzten Tischchen, das ein halbes Dutzend von Gartenstühlen umringte, saß dieselbe junge Reisende, die wir in Camalduli gesehen, Leontine Ofelius, des Fabrikanten Tochter, und des seligen alten Barons verwöhnter Liebling.

Ein aufgeschlagenes Buch lag vor ihr auf dem Tisch. Die Lectüre hatte sie ermüdet. Das Arbeitszeug ruhte vergessen in ihren Händen und der zierliche Strohhut war, von der Träumerin unbeachtet, vom Tisch auf den Boden geglitten. Sie war mit eigenen Gedanken beschäftigt, die ihr zum Lesen und Sticken keine Zeit ließen.

Versunken haftete ihr Blick drüben auf dem Schloß des seligen Barons, dessen Fenster sämtlich geschlossen waren und dessen schon bei Lebzeiten des alten Herrn immer ziemlich verwahrloste Parkanlagen dunkle, geheimnißvolle Schatten warfen.

Leontine war ein wenig bleich. Ein melancholischer Zug lagerte auf ihrem schönen Antlitz, der Reflex ihrer Stimmung, wenn sie an den alten Herrn und alle seine Sonderbarkeiten dachte, denen er ihr gegenüber allerdings niemals Raum gegeben.

Sie hatte ihn mit all' seinen Launen aufrichtig verehrt; sie hatte ihm gern zugehört, wenn er mit seinem feinen

aristokratischen Tact, seiner Delicatesse gegen das weibliche Geschlecht, welche die alte Schule verrieth, ihr etwas vorgeplaudert. Denn der Alte, erzogen auf dem Pariser Parquet (gegen das er freilich später aus Gründen eine Abneigung faßte), war ein unübertrefflicher Causeur gewesen und hatte seine Erzählung stets mit so lebenswürdigen Arabesken zu schmücken gewußt, daß Leontine es sich selbst gefallen ließ, wenn er ihr bei besonders guter Laune den Hof machte, ja sich zuweilen gestattete, in ausgesuchter Galanterie ihre Hand zu küssen.

Leontine war so in ihre Gedanken vertieft, daß sie nicht merkte, wie ihr kleines, noch unerzogenes Havanese Hündchen dahergesprungen kam, sich an die Falten ihrer weißen Sommer-Robe schmiegte, dann, die Selbstvergessenheit der schönen Herrin benutzend, das Band ihres Strohhuts erwischte und triumphirend mit demselben auf den nächsten Rasenplatz lief.

Erst das ausgelassene Bellen des lustigen Thieres weckte Leontine. Mit einem Seufzer strich sie die dunkelbraune Locke zurück, die der Sinnenden über die Schläfe gefallen war. Sie richtete sich aus ihrer nachlässigen Stellung auf und nahm wieder die Arbeit zur Hand.

»Es ist so thöricht von mir, dergleichen Gedanken Raum und Gewalt über mich zu geben! Es ist auch gewiß nur das Vermissen einer Person, an deren Umgang man sich gewöhnt hat, das Entbehren einer Unterhaltung, die in der Einförmigkeit unseres häuslichen Lebens uns nothwendig lieb werden mußte.«

Dabei fuhr Leontine leicht mit der schmalen weißen Hand über das Auge, um eine Thräne des Andenkens zu ersticken, die zwischen den langen, dunklen Wimpern den Ausweg suchte, und mit einem Ausruf des Schreckens erhob sie sich hastig, um ihr Hütchen zu retten, dessen Gefahr sie eben erst entdeckte, als es zu spät war.

So graciös, so geschmeidig und von Anmuth strahlend, wie wir sie im südlichen Italien in ihrem Reise-Anzug sahen, erschien Leontine, und schöner noch jetzt in der weißen, mit blauen Rosetten garnirten Robe, als sie über den Rasen dem Hündchen nachjagte.

Diese zarte, weiße Stirn, diese großen, sinnigen und von tiefer, warmer Empfindung sprechenden hellbraunen Augen, diese ganz nach der Antike geformte Nase, der feine und stets zum Lächeln bereite Mund mit seinen erdbeerfarbenen Lippen, das leicht angedeutete Kinn, Alles durch ein classisches Oval und von den braunen, mit goldigem Lichtschein überglänzten reichen Locken umrahmt, endlich die hohe schlanke, geschmeidige Gestalt – der alte Baron als Kenner weiblicher Schönheit wußte sehr wohl, wie selten die Natur solche Meisterstücke schafft, und was er an ihr allenfalls auszusetzen hatte, war der eine Umstand, daß Leontine in seiner Erinnerung sogar das treue Andenken an seine in's Kloster gegangene Geliebte verblassen machte, an ein Weib, das er stets ein Ideal der Schönheit genannt hatte, dessen Gleichen hinieden nicht zu finden.

Auch Evchen, Leontinens Cousine in der benachbarten Stadt, die unter dem Schutz der Tante jene italienische Reise mitgemacht und oft in der Fabrik zum Besuch war, auch Evchen hatte der alte Baron gern seine Artigkeiten gesagt; er hatte sie aber stets nur ›niedlich‹ finden können; denn Evchen entbehrte, um schön sein zu können, des hohen Wuchses, des edlen Styls in Form und Antlitz. Sie war ihm eine Mignon im französischen Sinne des Wortes, ein liebenswürdiges, aufgewecktes Kind, eine *ingénue* mit ihrem allerliebsten Stutznäschen, ihren quicken dunkelblauen Augen, ihren leichtgerötheten, aber bei innerer Erregung starke Farbe annehmenden Wangen und ihrem zwar sehr hübsch, aber für *seine* Ansprüche an die *Schönheit* nicht hoch genug gebauten Körper.

Der alte Baron war deshalb immer der Ansicht gewesen, die er auch seinem Freunde Ofelius oft genug ausgesprochen, daß ›diese kleine Eva‹, eine ›Mignon-Ausgabe von Gottes schönstem Werk‹, eine vortreffliche Fabrikantenhausfrau geben werde und als solche für seinen Sohn wie geschaffen sei. Für die ›Ofelia‹ hingegen, meinte er, für *die* wisse er beim gründlichsten Nachdenken im weitesten Umkreise keinen Gatten. Es werde jammerschade sein, wenn ein so reich an Geist, Herz und Körper ausgestattetes Mädchen, das nur aus Versehen in einer so prosaischen gewerblichen Sphäre auf die Welt gekommen, so einen ›Kohlenbrenner‹ der Nachbarschaft (wie er die Hüttenbesitzer nannte) oder sonst einen Gewerbetreibenden heirathen solle, der mit diesem Kleinod doch nichts

anzufangen wisse und es mit seinen Kaminfege­händen nur verunreinigen könne.

Während Leontine dem muthwilligen Thier nachjagte, trat die Mutter, eine würdige ältere Dame, aus dem Hause und schaute der Jagd nach dem Strohhütchen zu.

4. DER ERBE DES SELIGEN.

Es war die Zeit, wo die Familie nach dem Tageswerk und vor dem Nachtmahl im Sommer für ein Stündchen vor dem Hause sich zu sammeln pflegte. Ofelius liebte es, nach ermüdender Beschäftigung im Comptoir und den Fabrikräumen im Kreise der Seinigen zu plaudern.

Während die Mutter unter dem Baum Platz nahm, erschien auch er mit einem breiten Pflanze­r Strohhut auf dem Kopf, die Hände in die Seitentaschen seiner Joppe versenkt, eine Cigarre rauchend und noch von Geschäftsgedanken beansprucht am Boden suchend.

Heute kam er aus dem Maschinenhause, das vor einem Vierteljahr durch Brandstiftung arg geschädigt worden und dessen Wiederherstellung ihm viel Sorgen und Mühen gemacht. Mit dem tiefen Aufathmen, mit dem man sich anschickt, nach Abbürdung der Tageslast die Ruhe zu genießen, ließ er sich auf einen der Stühle sinken und blickte vor sich hinab in's Thal, wo die Arbeiter, eben vom Tageswerk kommend, sich in einer langen Reihe der kleinen Häuser-Colonie zu bewegten, in deren eng umzäunten Gärtchen die Frauen und Mägde eben noch beschäftigt waren, die Wäsche aufzuhängen.

»Ist Rudolf noch nicht aus der Stadt zurück?« fragte er seine Frau, den Rauch der Cigarre vor sich hinblasend und den Strohhut von der erhitzten Stirn in den Nacken rückend. »Was mir diese Geldangelegenheiten wieder für ein Elend machen!« brummte er vor sich hin. »Der Discout ist wieder hoch, die Banquiers machen Schwierigkeiten, wenn ich ihnen selbst das feinste Papier präsentieren lasse. Ich beneide wahrlich die Arbeiter da unten, die jetzt zufrieden die Füße unter ihren Tisch strecken und ausruhen können, während meine Sorgen nicht abreißen und ich zuweilen noch kein Auge geschlossen habe, wenn sie nach Sonnenaufgang wieder zur Arbeit gehen . . . Morgen ist nun wieder einmal Samstag! Es sind zwei bedeutende Wechsel zu bezahlen; die dreihundert Arbeiter verlangen ihre Löhnung, und wenn sie mir in der Stadt wieder Spähne machen, so weiß ich, bei Gott, nicht mehr, woher das Geld nehmen! Da kann Einer Millionen an reellem Werth besitzen und nicht einen Kreuzer haben, um ein Stück Brod für sich selbst, geschweige denn für alle diese hungrigen Magen zu kaufen!«

Die Mutter seufzte vor sich hin. Das war ein Lied, das der Gatte ihr nicht gern zu singen pflegte, denn mit feiner Schweigsamkeit in allen Geschäftssachen hielt es für nutzlos, den Seinigen Sorgen aufzubürden, für die nur *seine* Schultern taugten.

»Und dabei läßt Du uns so stolze Reisen nach Italien machen gab die Mutter mit leisem Vorwurf zur Antwort.

»Das macht mich nicht ärmer, liebes Kind! Das Schlimmste ist immer nur, daß ich seit Jahren gegen die überlegenen Kräfte vereinigter Kapitalien arbeiten, daß ich gegen eine Concurrrenz kämpfen muß, die mich freilich doppelt stachelt, aber auch doppelt lähmt, wenn ich verzweifelnd ihren Vorsprung sehe. So lange diese Concurrrenz sich mir noch nicht auf den Hals gesetzt hatte, konnt' ich ruhig nach meinem guten alten System und mit meinen alten Maschinen arbeiten; aber wenn sie Millionen gegen meine Hunderttausende in den Kampf führen, so ist dieser ein ungleicher. Als armer Handlungs-Commis habe ich mein Etablissement gegründet und mit tausend Sorgen es zu einer achtbaren Höhe gebracht. Ich betrachtete es als Ehrensache, meine Fabrik nicht dieser Actiengesellschaft zu übergeben; ich lachte über ihre Drohungen, durch die sie mich breit schlagen wollten, und jetzt muß ich sehen, wie sie die Preise herabdrücken, weil sie schneller und leichter fabriciren, wie sie mir durch höhere Löhne meine besten Arbeiter abspänstig machen, wie sie meinen Credit zu untergraben suchen! ... Aber ich biete ihnen die Spitze! Sobald mein neues Fabrikgebäude, namentlich das neue Haus, fertig, in welchem ich meine neuen Maschinen aufstelle – –«

»Und auch Das gönnen sie uns natürlich nicht,« fiel die Mutter ein. »Haben sie doch das schändliche Gerücht verbreitet, daß Du selbst an dem Brande nicht ganz unschuldig seiest.«

Ofelius ballte die Faust und zog sich dann verdrossen den Strohhut wieder über die Stirn.

»Diese Gemeinheit geht nur von dem Director der Actienfabrik aus, einer elenden, mißgünstigen Seele, die noch die Frechheit hatte, mir schmeichelnd um den Bart zu gehen, um die Hand meiner Tochter Leontine zu bitten und mich mit der Aussicht auf eine Fusion unserer Anstalten zu ködern, wonach ich der erste Director mit einem großen Gehalt und bedeutender Tantième werden solle ... Lieber soll mein Kind betteln gehen, als einem solchen Schurken an den Hals geworfen werden, der, ich bin fest davon überzeugt, schließlich die ganze Gesellschaft doch in's Elend bringen und sich selbst mit einer halben Million aus der Affaire ziehen wird! Wäre es nicht unter meiner Würde, ich möchte der Gesellschaft den Staar stechen, könnte jetzt schon Dinge aufdecken, die mein Aufseher Thormann beschwören will und die Jenen als einen ganz gewissenlosen Buben kennzeichnen. Die Gesellschaft freut sich indessen, einen so gewandten und schlaun Menschen an ihrer Spitze zu haben, sie vergißt aber, daß er diese Gewissenlosigkeit auch gegen *sie* richten wird, wann und wo es sein Vortheil erheischt.«

»Echauffire Dich nicht, Ofelius!« beschwichtigte seine Frau. »Es wird ja Alles gut gehen und Du hast jetzt in Rudolf eine, wie Du selbst zu Deiner Ueberraschung gefunden, ganz bedeutende Arbeitskraft gewonnen.«

»Schlimm genug, daß ich den Jungen seiner Carrière entziehen mußte! Aber er fügt sich gern, und ich erstau-ne wirklich, in ihm so großen industriellen Instinct zu finden. Mit einer bewundernswerthen Ausdauer arbeiten er und sein Freund Eberty, ein wirklich sehr talentvoller

Ingenieur, an der Aufstellung der neuen Maschinen; aber bis Alles fertig, wird wohl noch viel Wasser den Waldbach hinabfließen, der bisher mir eine so wohlfeile Hilfstriebkraft war. Inzwischen aber schneidet mir die Concurrenz durch billigere Preise die Absatzquellen ab, und wenn ich die großen Mittel überschaue, die ich bereits verwendet, und diejenigen, die noch zu beschaffen sind . . . «

Ofelius' Stirn umwölkte sich mit schwerer Sorge. Er starrte vor sich hin auf den Kies.

»So lange der Alte drüben noch lebte, hatt' ich an *ihm* wenigstens einen Helfer in der Noth,« fuhr er halb für sich fort, sich einmal weiter von seinen Gedanken fortreißen lassend, als es sonst seine Gewohnheit. »Er lieb mir uneigennützig, sogar ohne Zinsen, und war immer glücklich, wenn er helfen konnte. Er war ein Mann, wie er selten ist.«

Frau Ofelius blickte scheu und ängstlich zu ihrem Gatten hinüber. Sie wagte nicht zu fragen, und dennoch drängte es sie dazu.

»Du . . . bist ihm doch nichts schuldig, Otto?« fragte sie mit einer gewissen Bangigkeit, während sie ihn unmerkelt beobachtete.

»Schuldig? . . . Wie kommst Du zu der Frage?« war Ofelius' Antwort, schnell herausgestoßen. »Ich wollt', er hätte noch fünfzig Jahre gelebt und ich hätte immerfort sein Schuldner sein können! Er hatte nur *eine* Laune, oder vielmehr eine Genugthuung, die er *suchte*. Ich habe ihn nie direct um Geld angesprochen; er selbst fragte mich öfter beim Ecarté, wenn er mich sorgenvoll und

zerstreut fand: »Ofelius, alter Fuchs, Sie brauchen gewiß Geld!« Und wenn ich sein Anerbieten angenommen und so einige Wochen darüber hingegangen waren, dann prickelte es ihn; er fühlte das Bedürfniß, mir zu zeigen, daß ich ihm verpflichtet sei. Er blieb Wochen lang fort, als wolle er mich eine Zurückforderung seines Geldes befürchten lassen. Ich errieth indeß bald seine Absicht und that, als sei mir das sehr gleichgiltig, als stehe ihm sein Geld jeden Tag zu Diensten. Hätt' ich mich ihm anders gezeigt, so würde er besorgt um die Sicherheit seines Darlehns gewesen sein. Ich glaube, er wollte auf diese Weise mir immer nur auf den Zahn fühlen, und sein Vertrauen in mich ward deshalb so groß, daß er, wie Du weißt, mich zu einem seiner Testaments-Vollstrecker ernannte.«

Frau Ofelius war sichtbar beruhigter. Sie athmete verstohlen wieder leise auf, jedoch nicht ohne ein engbrüstiges Unbehagen.

Eben trat auch Leontine wieder herzu, das eingefangene Hündchen auf dem Arm und schmollend über den von diesem angerichteten Schaden.

»Guten Abend, Papa!« rief sie indeß lächelnd, sich über ihn beugend und ihn auf die Stirn küssend. »Ist Rudolf noch nicht zurück? ... Auch Herr Eberty ist ja noch unsichtbar!«

»Er ist mit Rudolf in der Stadt. Sie werden wohl Beide zugleich hier sein. Ich erwarte sie auch mit Sehnsucht, denn ich muß morgen beizeiten zum Schloß hinüber, obgleich meine eigenen Geschäfte mich gerade morgen am

Zahlungstage an das Comptoir fesseln. Der Neffe des Alten da drüben, der Erbe des ganzen Gutes, ist eingetroffen. Es erforderte zwar der Anstand, daß der junge Herr mir gleich seinen Besuch gemacht hätte, indeß es ist zwischen dem alten Baron und mir so Manches ungeordnet geblieben, namentlich hinsichts des Grenzterrains. Der Alte hat mir aus Freundschaft so manche Liebenswürdigkeit in Bezug auf unser nachbarliches Vernehmen erwiesen, daß ich mich wohl mit dem jungen Herrn auf gutem Fuß erhalten muß, um die Sache mit ihm vertragsmäßig zu erledigen, wenn er sich überhaupt darum kümmert und von solchen Bagatellen Notiz nimmt, denn er soll mit einer sehr vornehmen Miene auftreten.«

»Du hast ihn noch nicht gesehen, Vater?« fragte Leontine, das Hündchen im Schoße streichelnd und ihm die weißen, durch seine Wildheit verzottelten Locken glättend.

»Noch nicht einmal seinen Schatten! Ich bin gespannt, ihn kennen zu lernen. Man erzählt sich so Allerlei über ihn, wovon wohl mehr als die Hälfte wie immer erfunden sein mag.«

»Er scheint mir ein abenteuerliches Leben geführt zu haben,« fuhr Leontine fort. »Mich dünkt, der selige Baron sprach einmal davon.«

»Ja, er soll in österreichische Dienste getreten sein und als Officier sehr wild gelebt haben. Die Nachricht von dem Tode seines Oheims mußst' ihn überall vergeblich suchen. Gott bewahre ihn vor der Verschrobenheit seines Vaters, den Bigotterie und Aberglaube schließlich

in's Irrenhaus führten, nachdem er sammt dem Sohne sein ganzes Vermögen in lauter Verrücktheiten vergeudet ... Sieh 'mal, Frau, dort kommt ein Wagen herauf; wahrscheinlich Rudolf! ... Doch nein, der pflegt den Weg zu Fuß zu machen. Jedenfalls kommt der Wagen zu uns!« setzte er hinzu, die Hand unter dem breiten Hutrand über die Augen legend. »Er kommt auch auf dem Weg vom Schloß, und – weiß Gott, es ist des alten Barons klapperige Chaise und des Verwalters Gespann, da während der Erbschaftsregulirung des Barons beide alte Schimmel so steif geworden, daß sie für ein Spottgeld verkauft werden mußten. Es ist – es muß – Ich wette darauf, es ist der junge Herr Baron, der uns am Abend noch seine Visite macht! ... Sonderbare Idee, mich so spät zu beehren!«

Ofelius hatte sich unwillkürlich erhoben. Seine Gattin und Leontine blickten mit einiger Spannung nach der vom Vater angedeuteten Richtung. Inzwischen war der Wagen in einer Terrain-Senkung verschwunden und tauchte erst nach einigen Minuten in einiger Entfernung vom Hause am Rande des Plateau auf.

»Mich setzt dieser späte Besuch in einige Verlegenheit,« hörte Ofelius seine Gattin hinter sich sagen, während er mit großer Spannung dem Wagen entgegenschaute und schon aus der Ferne die Züge des Ankömmlings zu erkennen versuchte.

Schweigend hatte Leontine ihren Platz behalten und gleichgiltig erwartete sie den Fremden, dessen abendlicher Besuch auch ihr nicht ganz erwünscht schien.

Die alterthümliche, im Fabrikhause wohlbekannte Chaise hielt jetzt vor dem den Rasenplatz umgrenzenden eisernen Geländer.

Ofelius hatte inzwischen eine Schelle an der Veranda in Bewegung gesetzt, um die Domestiken herbeizurufen, und während sein Diener aus einer Nebenthür heraus zum Portal eilte, setzte sich auch der Fabrikherr langsam in Bewegung, um dem Fremden eine Ehre zu erweisen, die er dem alten Baron niemals angethan.

»So bleib doch Otto, und laß ihn hereinkommen!« rief seine Gattin ihm leise nach.

»Es ist das erste Mal!« antwortete dieser, ohne sich irremachen zu lassen.

Die beiden Frauen sahen mit dem Interesse, das man jeder neuen Erscheinung widmet, einen hoch und schlank gewachsenen Herrn in halb dunklem Sommerpaletot, den grauen Filzhut über die Stirn gedrückt, aus dem Wagen springen, durch das Portal treten und mit stolzer, doch geschmeidiger Haltung auf Ofelius zuschreiten. Sie sahen, wie Beide Complimente wechselten, in welchen der Eine dem Andern nichts schuldig zu bleiben bemüht war, und wie Beide dann neben einander in lebhaftem Gespräch zwischen den Rasenplätzen hindurch auf das Haus zuschritten.

Fast gleichzeitig war auch Rudolf mit seinem Freund zur Seite über ihnen und von ihnen unbemerkt auf der Veranda erschienen.

»Der neue Besitzer des Schlosses da drüben! Er macht dem Vater seine Anstandsvisite!« sagte Rudolf halblaut zu

seinem Begleiter, einem Blondin, von frischer, etwas gebräunter Gesichtsfarbe mit einem hübschen Antlitz, dessen leicht gestutzte Nase, kurzer, krauser, dunkelblonder Vollbart, frei über den lebhaften Augen hervortretende Stirn und kräftig ungebundene Haltung jenen offenen unternehmenden und unerschrockenen Charakter andeuten, der in freudiger Laune mit der Gutmüthigkeit des Herzens eine unermüdliche Willenskraft verbindet.

Erhitzt von dem Marsch hielt er den Hut in der einen Hand und fuhr sich mit der andern durch die krausen blonden Locken.

»Ein hübscher Mann, wie es den Anschein hat,« sagte Eberty, den Fremden fixirend. »Es liegt ausgesprochene Noblesse in seinem Wesen, und doch gefällt mir die während der Unterhaltung so übermäßig dienstfertige, halbgebeugte Haltung nicht, die mehr den Kriecher als den Krieger indicirt, der er doch sein soll, wie Du sagtest.«

»Es ist doch 'was Eigenthümliches um den ersten Eindruck, den der Anblick einer fremden, uns in einer gewissen Absicht näher tretenden Person auf uns macht,« war Rudolfs Aeüßerung, während sein Blick mit großem Interesse auf der Person des Ankommenden haftete. »Es ist, als athme ihr Geist oder Ungeist, ihr Inneres eine Atmosphäre aus, die auf unsere Gefühlsnerven wirkt, als brächte sie auch äußerlich etwas mit sich, das uns schmeichelnd, angenehm oder unangenehm anweht und das mit dem Aeüßeren dieser Person zusammen auf uns wirkt. Ich bin doch nun kaum im Stande, von hier oben das unter dem breiten Hut halb versteckte Gesicht dieses

Mannes zu unterscheiden, ich bin auch gar nicht präoccupirt, wie Du weißt, denn ich habe mich durch die ermüdenden Geschäfte des Tages in eine sehr prosaische Stimmung versetzt, aber, soll ich aufrichtig sein, so gestehe ich, es wäre mir lieber, der Nachbar verschonte uns heute mit seinem Besuch . . . Indeß, komm, Erich, laß uns die Pflichten der Gastfreundschaft nicht versäumen! Du siehst, der Herr Baron ist von einer ausnehmenden Artigkeit gegen den Vater, und das zwingt uns zu Gleichem!«

Beide verließen die Veranda, indem sie die Pergola entlang schritten, um die am Ende derselben auf den Rasenplatz hinabführende kleine Treppe zu erreichen.

Ofelius hatte sich mit seinem Gast inzwischen den beiden unter der Bignonia sitzenden Frauen genähert. Die Sorgenwolke war von seiner Stirn verschwunden, denn des Gastes große Artigkeit schmeichelte ihm, und auf dem klaren, lebensfrohen Antlitz seines Sohnes, den er auf der Veranda bemerkt, glaubte er gelesen zu haben, daß dieser die Geschäfte in der Stadt glücklich besorgt habe.

Die Sonne war hinter dem Wohnhause niedergegangen und umglänzte das Renaissance-Schieferdach desselben mit goldenem Schimmer. Die breiten, hellgrünen Blätter, von großen, pyramidenförmigen, erst halb erschlossenen Blüten durchwachsen, überschatteten das Familienplätzchen unter der Veranda um einige Töne dunkler, die Fontaine auf dem Rasenplatz, durch das Rufen der Maschinen plötzlich in ihrem Druck verstärkt, warf ihre Wassersäule hoch in die Luft, und die letzten

Sonnenstrahlen durchwebten die Atome des Wasserstaubes, den der Abendwind umherwehte, mit einem Regenbogen, unter dessen Wölbung die beiden Männer sich eben heranbewegten.

»Ein glückliches Zeichen, unter welchem der Nachbar bei uns eintritt,« sagte Frau Ofelius, auf die Fontäne deutend, halblaut zu ihrer Tochter und erhob sich um dem Gast einige Schritte entgegenszuthun.

Leontine hatte demselben weniger Aufmerksamkeit gewidmet. Sie war beschäftigt gewesen, ihr auf dem Tisch umherliegendes Arbeitszeug zu ordnen, und erhob sich erst, als die Mutter, unter dem Baum hervortretend, schon den Kommenden begrüßte, der, den Hut in der Hand, mit einem verbindlichen Lächeln auf dem von der Sonne angehauchten bärtigen Antlitz der Wirthin die artigsten Worte sagte.

In diesem Moment blickte Leontine, sich langsam erhebend, vom Tisch auf, aber mit einem kaum erstickten Laut der Ueberraschung fuhr sie zurück und starrte dann den Fremden an.

»Diese Aehnlichkeit!« flüsterte sie erschreckt vor sich hin, während ihr Fuß am Boden wurzelte.

Noch einmal mußte sie sich auf dem Tisch etwas zu schaffen machen, um ihre Ueberraschung zu verbergen und sich zu sammeln, während ihre Hände bebend umherfuhren.

»Meine Tochter Leontine,« hörte sie jetzt die Stimme der Mutter so ganz in ihrer Nähe, daß ihre mühsam wieder gewonnene Fassung in neue Gefahr gerieth. – »Herr Baron von Trachenburg!« klang die Stimme weiter.

Leontine, mit auffallender Blässe im Antlitz, zerstreut, unsicher, rettete sich durch eine artige Verneigung, nicht im Stande, das Auge aufzuschlagen, und segnete den Bruder, der eben hereingetreten.

»Mein Sohn Rudolf – Herr Ingenieur Eberty, ein Freund unseres Hauses,« hörte sie des Vaters tiefe, markige Stimme.

Das gab ihr Muth und Zeit, das Auge zu erheben. Mit lautem Herzschlag haftete es auf dem Antlitz des Fremden, als sich dieser eben gegen die beiden jungen Männer verbeugte; mit einem Blick tiefen Unwillens, der Entrüstung sogar, jenem schnellen, unbewachten Ausdruck, den das Frauenherz nicht zu überwachen pflegt, wenn es sich verletzt fühlt.

Und doch – während der Fremde einige artige Worte an ihren Bruder, an dessen Freund richtete, sah Leontine, daß Rudolf ihn wie einen bisher gänzlich Unbekannten behandeln, daß seine Miene jene Freundlichkeit zeigte, wie man sie einem uns gleichgiltigen Menschen widmet, den mit Liebenswürdigkeit zu empfangen die Rücksicht für sich selbst gebietet.

»Er ist's, ich darf nicht zweifeln!« sprach es in dem jungen Mädchen, das ängstlich dem Moment entgensah, wo der Fremde sich der Höflichkeit gemäß auch an sie adressiren werde. »Und Rudolf, – er sieht, er fühlt nichts;

er ist ganz unbefangen, als hätte ihn sein Gedächtniß verlassen! ... Sollte, kann ich mich täuschen? Dieses tiefdunkle, blitzende, gewaltige Auge, dieser so eigenthümlich hämische Zug um die Nase, diese sich in der Ruhe so fest schließenden farblosen Lippen, der Bart – – Es wäre eine fast unglaubliche, unmögliche Aehnlichkeit, die mich täuschen müßte; und ließe ich mich selbst durch die Züge täuschen, der Charakter dieses Gesichtes ... «

Leontine erschrak, daß ihr der Athem stockte, als die hohe, vornehme Gestalt des Barons sich von dem Bruder abwandte, einige Schritte zu ihr that und mit einem eigenthümlichen stillen Lächeln die großen schwarzen, fast unheimlich leuchtenden Augen auf sie heftete, so daß Leontine, als sie diesen Blick aus Artigkeit auffangen mußte, ihr Herz in fieberhaften Schlägen pochen hörte.

Jetzt erst, mit diesem einen Blick in das volle Antlitz des ihr gegenüberstehenden Mannes konnte sie prüfen, inwiefern ihr Gedächtniß sie täusche. Aber das Auge dieses Fremden übte, sicher ohne es zu wollen, eine solche Gewalt auf die Befangenheit des Mädchens, es lag in diesem Auge ein Etwas, eine ausgesprochene Vertraulichkeit, die ein unverderbtes Mädchen verletzen mußte, zugleich das leidenschaftliche Aufleuchten einer verlangenden Seele, gepaart mit einer gewissen Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit des persönlichen Eindrucks. Und dieses Etwas, das jetzt gerade durch gesellschaftliche Rücksicht gemildert wurde, was konnte es seiner inneren Natur nach sein, als eben die Sinnlichkeit!

Das junge Mädchen fühlte instinctmäßig, was hinter diesen glatten und wirklich schönen Zügen des Fremden sich berge. Der Blick, mit welchem sie dem seinigen begegnete, hatte nichts mit dem seelenvollen Ausdruck gemein, mit welchem ihr Auge sonst Allen entgegenkam; er war kalt, gleichgiltig, fast zurückweisend, ihre Gesichtszüge blieben eben so theilnahmslos, während sie ihn mit graziöser Verneigung empfing.

Eisig durchschauderte es sie, als der Baron mit einem klangreichen, überaus wohltönenden Organ sie um Verzeihung dafür bat, daß er nicht sofort ihr seine Huldigung habe bringen können, und mit einer leichten Verwirrung, tonlos fast, beantwortete sie seine Artigkeiten.

Als Baron Trachenburg jede ihm offerirte Erfrischung abgelehnt, auch sein Bedauern ausgesprochen, daß die Nothwendigkeit, noch am Abend in der Stadt sein einstweiliges Quartier beziehen zu müssen, ihn zwingt, einem so angenehmen Kreise für heute schnell zu entsagen, als er wenigstens der Einladung folgte, ein paar Minuten mit der Familie zu verplaudern, und man sich unter dem Baum gruppirte – da erst gewann Leontine einigermaßen ihre Fassung wieder.

Sie blieb trotzdem einsylbig und wußte sich stets wieder loszumachen, wenn der Baron sie in ein Gespräch hineinzog, auch überhaupt ihr die größte Aufmerksamkeit zu zeigen bemüht war. Sie begnügte sich, zuweilen heimlich einen forschenden, prüfenden Blick auf den

Gast zu werfen, um sich seine Züge genauer einzuprägen; sie schaute dann und wann zu ihrem Bruder hinüber, der sich ahnungslos mit dem Baron unterhielt.

Nur Eberty schien fast eben so befangen wie Leontine, und dies hatte seinen Grund darin, daß dem jungen Ingenieur die Galanterien des Gastes gegen die Tochter des Hauses nicht gefallen wollten, die ihm zuweilen sogar sichtbar das Blut in die frischen Wangen jagten und ihn unruhig auf seinem Platz hin und her rücken ließen.

Derselbe glühende und diesmal absichtliche, berechnende Blick des Fremden, als er sich zum Abschied vor Leontine verbeugte! Eberty bemerkte ihn und sein Auge flammte wild auf. Leontine sah ihn nicht; denn ihr Auge blieb am Boden haften, und vergebens wartete der Baron darauf, einen Blick von ihr zu erhaschen.

Als er ging, wandte Leontine der Richtung, in welcher der Vater ihn bis zum Gartenportal begleitete, mit der Blässe des Unwillens schnell den Rücken und versteckte dieselbe, indem sie sich mit den von der Veranda herabhängenden Geisblattzweigen zu schaffen machte.

Eberty stieß inzwischen wüthend den Gartenstuhl auf den Boden, dessen Lehne er abwartend gefaßt hatte als der Baron sich verabschiedete, und blickte ihm mit zusammengezogenen Augenbrauen nach.

Rudolf sah gleichgiltig zu, wie der Vater und der Baron am Portal die letzten Complimente wechselten und der Wagen sich in Bewegung setzte.

5. EINE REISE-ERINNERUNG.

»Ein wirklich charmanter Mann!« rief Ofelius, in den Kreis zurückkehrend und mit einem Gesicht, das bezeugte, es komme ihm diese Kritik aus der Seele. »Es liegt derselbe aristokratische Familienzug in seinem Gesicht, den selbst das Alter in dem des seligen Oheims nicht ganz verwischen konnte. In seinem ganzen äußeren Wesen liegt der seine gesellschaftliche Schilff, der den Weltmann charakterisirt, und seine Unterhaltung hat etwas unwillkürlich Fesselndes ... Nun, was sagt Ihr beiden Frauen zu unserm Nachbar?« wandte er sich an diese.

»Ich kann Dir nur beipflichten,« war der Mutter zögernde Antwort, »obgleich er für mich etwas Besonderes hat, das – wie soll ich mich ausdrücken – spöttisch bei all' seiner Liebenswürdigkeit kann ich es nicht nennen, aber es ist so glatt, so ... ich will auch nicht gerade sagen: gleißend ...«

»Hinterlistig und heimtückisch, gepaart mit der Gier des Leoparden!« fiel Erich Eberty's sonore Stimme ein, und so überraschend für Frau Ofelius, daß diese ihn erschrocken anblickte. »Die Augen, mit denen er Fräulein Leontine heimlich zu verschlingen suchte gemahnten mich wirklich an die Blutgier einer Tigerkatze!«

»Oho!« rief lachend der alte Ofelius, dem die Eifersucht des jungen Mannes (denn dafür hielt er diese Kritik) großen Spaß machte. »Was für sonderbare Menschenkenner ihr jungen Leute doch seid,« setzte er hinzu,

indem er sich wieder auf seinen Stuhl sinken ließ. »Besorge uns den Thee, Frau, dann wollen wir weiter darüber sprechen. Ich halte dem Baron die Stange, mögt Ihr von ihm sagen, was Ihr wollt!«

Frau Ofelius schien durch Erich's schnelle Aeußerung doch auf die Fährte des Ausdrucks geführt zu sein, den sie vergebens gesucht. Sie war gewohnt, durch die schnelle, oft schlagende Urtheilsgabe des jungen Ingenieurs überrascht zu werden, und hatte die Sicherheit derselben schon wiederholt bewundert. Allerdings schienen ihr Erich's Kritik allzu scharf, aber sie hatte doch schon überlegt, daß wenigstens etwas Wahres darin sein könne, das einzuräumen wiederum der vortheilhafte Eindruck der Persönlichkeit des Fremden (bei den Frauen immer von Gewicht) ihr nicht gestatten wollte.

»Herrn Eberty gefällt das Hofmännische an ihm nicht,« sagte sie zurückhaltend, »und das ist's ja auch, was ich an ihm auszusetzen hätte. Im übrigen muß ich sagen, er ist ein fein gebildeter Mann, dessen Eigenthümlichkeit man etwas zugute halten muß. – Was hältst Du von ihm, Leontine?«

Diese schien aus tiefem Zerstreutsein, einem traumhaften Versinken zu erwachen. Sie blickte die Mutter groß und fragend an. Eberty und Rudolf, die ihr zunächst saßen, schauten verwundert auf das sonderbare Wesen des Mädchens.

Leontine faßte sich indessen schnell, sich Gewalt anthuend. Sie erinnerte sich der Frage der Mutter.

»Was ich von ihm halte? Warum fragst Du *mich* Mutter?« sagte sie langsam.

»Nun, weil wir eben uneinig sind in unserm Urtheil. Du bist doch unsere gescheidte Tochter, die schon oft den Ausschlag gegeben!«

Leontine blickte auf Rudolf und zerpflückte dann, wieder vor sich hinschauend, die Geisblattblüthe in ihrem Schoß, während doch sonst ihr Fuß sich scheute, ein Wiesenblümchen zu zertreten.

»Rudolf,« fragte sie in eigenthümlichem, bebendem Ton, »erinnerst Du Dich noch unseres Abends auf Camalduli? Die Mutter mußte an jenem Tage ihres Unwohlseins wegen im Hotel bleiben.«

»Allerdings! ... Aber welchen Zusammenhang hat denn jener Abend mit dem heutigen?«

»Erinnerst Du Dich des Mönches in der weißen Kutte, der auf dem Vomero-Wege vor uns her ritt?« fuhr sie mit demselben Beben der Stimme fort.

»Ob ich mich erinnere! Ich sehe noch heute unser armes Evchen, in eine Staubwolke gehüllt, im Sande liegen, ein Bild des Erbarmens, und doch so spaßhaft, wie sie hilflos Arme und Beine von sich streckte!«

»Ist Dir das Gesicht dieses Mönches, der uns später oben im Kloster, unter dem großen hölzernen Kreuze sitzend, wieder begegnete, noch erinnerlich? ... Evchen in ihrer Naivetät fürchtete sich vor ihm und meinte sogar, er müsse ein verkappter Räuberhauptmann sein, der uns auf dem Rückwege im Abenddunkel überfallen und ausplündern werde.«

»Ja, sie war sehr komisch, die gute Eva! Mit Zittern blickte sie auf dem Heimwege in jedes Gebüsch am Wege; überall sah sie Gewehrmündungen herausschauen, und in jedem uns begegnenden Lazzaro vermuthete sie den Räubermönch . . . Aber wie kommst Du auf *diese* Reise-Erinnerung gerade heute wieder, nachdem wir uns schon so oft darüber amüsirt, und zwar auf Kosten Evchen's, das nichts mehr davon hören will, weil sie behauptet, sie wolle nicht auf diese Weise die Reisekosten tragen?«

»Warum?« Leontine schaute den Bruder groß und seltsam an. – »Weil der Herr von Trachenburg mit jenem Mönch eine Aehnlichkeit hat, die mich zu dem Glauben berechtigt, sie seien Beide *eine* Person!«

Eine Pause, während welcher jeder Einzelne sich seinem Erstaunen hingab, Leontine, dieses sonst so verständige Mädchen, so überspannt zu sehen.

»Leontine!« rief Rudolf endlich. »Ich bin heute sehr abgespannt von den langweiligen Geldgeschäften in der Stadt, über die ich dem Vater auch noch Bericht geben muß; wenn Du mir aber auf sagtest, unser Aufseher Thormann und jener Mönch seien *eine* Person, so würde das nicht scherzhafter auf mich wirken als diese Vermuthung!«

Damit sprang Rudolf auf, um dem Diener Platz zu machen, der eben, den Thee zu serviren, herantrat, während die Anderen Leontinens überbespanntes Wesen nicht begreifen konnten.

Das Gespräch war unterbrochen. Leontine, in dem ganzen Bewußtsein des Rechtes sich erhebend, übernahm ihre tägliche Obliegenheit auf am Theetisch. Trotz all' ihrer Ruhe war es ihr indeß peinlich, von Rudolf in so drastischer Weise zurückgewiesen, ja sogar der Ueberspanntheit geziehen zu werden.

»Tinchen, meine vernünftige, sonst so klare Tochter, wie konntest Du auf so romantische Grillen kommen!« sagte Ofelius ihr auf den Arm klopfend. »Du scherztest oft darüber, daß Evchen den mir unbekanntem Mönch für einen Räuberhauptmann gehalten, und jetzt siehst Du mit Deinem sonst so scharfen Blick in unserm artigen Nachbar einen neapolitanischen Mönch! Ich komme fast zu der Besorgniß; daß diese italienische Reise euch *beiden* Mädchen das Oberstübchen ein wenig in Unordnung gebracht hat!«

»Papa, zu Tinchen's Ehrenrettung muß ich allerdings hinzufügen, daß jener Mönch, so weit ich ihn damals beachtete, was freilich nur sehr oberflächlich geschah, während die Mädchen schon durch die Romantik einer Mönchserscheinung angezogen wurden, – daß jener fromme Bruder, sage ich, allerdings *einige* Aehnlichkeit mit unserem Baron haben mochte. Aber wie viele Menschen laufen in der Welt umher, die mit einander eine Aehnlichkeit zum Verwechseln haben und einander doch so fremd sind, wie ein Pol dem andern!«

Rudolf machte, vielleicht nur aus brüderlicher Rücksicht, bei dem empfindsamen Mädchen durch obige Worte einigermaßen wieder gut, was er ihr durch jene Aeußerung wehe gethan. Leontine indeß achtete nicht darauf.

»Ich kann mich geirrt haben!« sagte sie trocken, gleichgiltig und hingeworfen, ohne Empfindlichkeit zu verrathen, während sie Rudolf den Thee reichte, und Erich's Auge theilnahmsvoll an ihrem bleichen Antlitz hing.

Was hätte er auch darum gegeben, wenn er an jenem Abend mit von der Partie gewesen wäre; denn er allein errieth zartfühlend, daß Leontinens Erinnerung an jenen Mönch mit ihr unangenehmen Umständen verknüpft gewesen, und daß ihr deshalb die Aehnlichkeit mit jener Persönlichkeit eine peinliche Reminiscenz war. Ihm allein auch war's willkommen, daß diese Aehnlichkeit ihr den Nachbar unsympathisch machte, der, wenn er öfter kam und die schöne Leontine jedesmal mit *solchen* Blicken betrachtete, für ihn eine sehr lästige Person werden konnte.

»Natürlich hat sich unser Tinchchen durch eine vielleicht ungewöhnliche Aehnlichkeit täuschen lassen!« sagte der Vater, der inzwischen seinen Thee geschlürft. »Was und wie Ihr Alle aber über unsern heutigen Gast urtheilen mögt, ich bin überzeugt, Ihr werdet ihm dieselbe Aufmerksamkeit erweisen, wie ich! ... Rudolf, wir haben noch mit einander zu plaudern!« winkte er diesem. »Du hast mir noch über die Geschäfte Deinen Bericht zu geben; komm in's Comptoir!«

Beide erhoben sich und die Frauen blieben mit Erich allein unter der Veranda zurück.

Es herrschte eine minutenlange Stille in dem kleinen Kreise. Leontinens sonderbare Vermuthung, eine gewisse Verstimmung, welche der verschiedenartige und doch im Grunde bei Allen nicht ganz günstige Eindruck des flüchtigen Gastes hervorgerufen, ebenso das Abendgrau, welches sich tiefer allmählich unter dem Laubdach ausbreitete, Alles stimmte jeden Einzelnen zum Nachdenken.

Mit sich selbst beschäftigt, blickte Leontine in das Thal hinab, und doch wieder so gedankenlos zählte sie die lichten Punkte da unten, die gleich Irrlichtern aus der tiefer sinkenden Dämmerung des Thals hervorsprangen, die Lichter in den kleinen Fenstern der Arbeiterwohnungen.

Der einzige Gedanke der sie erfüllte, war das Gefühl, daß das Auftreten dieses Mannes – und jedenfalls kein vorübergehendes – ihr peinlich, daß sie mit Furcht seinem ferneren Besuch entgegensehe. Und daß er diesen oft wiederholen werde, dafür bürgte ihr sein Benehmen, das, wenn auch scheinbar streng innerhalb der Grenzen weltmännischer Höflichkeit, doch der schönen Tochter des Hauses mehr verrathen hatte, als diese, namentlich mit ihrem Vorurtheil, billigen zu dürfen glaubte.

Das Bewußtsein flößte ihr entschiedene Furcht vor dem Fremden ein, selbst wenn sie bei weiterer Ueberlegung zugab, daß sie sich durch eine auffallende Aehnlichkeit vielleicht habe täuschen lassen. Und diese Furcht veranlaßte sie, jetzt schutzsuchend einen Blick auf Erich zu werfen, den dieser enthusiastisch auffing.

Erich Eberty, Sohn sehr vermögender Eltern, ein talentvoller Ingenieur, der sein Studium mit Vorliebe dem Maschinenwesen gewidmet hatte, Reserve-Officier eines Cavalerie-Regiments, frisch, jung, thatkräftig und lebenslustig, ein hübscher Mann mit jenem offenen, ehrlichen Gesicht, das auf sich selbst vertrauend in die Welt schaut und deshalb leicht bei Anderen Vertrauen findet – Erich Eberty war Rudolf's intimer Freund geworden, als Letzterer auf dringende Vorstellung seines Vaters den juristischen Studien entsagte und sich dem technischen Fache widmete.

»Ich kann's Dir nicht verhehlen,« so schrieb vor einem Jahre der alte Ofelius an seinen Sohn auf der Universität, »die Dinge wachsen mir über den Kopf. Ich bin ein Mann der alten Schule und muß mich jetzt, durch eine mir Vernichtung drohende Concurrrenz gezwungen, mit meinen sechszig Jahren den über unser Fabrik- und Hüttenwesen hereingebrochenen Neuerungen fügen. Freilich fehlt es nicht an tüchtigen Männern, denen ich die Umgestaltung meines ganzen Etablissements anvertrauen kann und werde; aber das verschlingt bedeutende Summen, die ich in die Fabrik stecken muß; das absorbiert auf Jahre hin einen reellen Gewinn; und warum soll ich, der ich zu alt, um all' das neue Zeug noch zu studiren, fremden Leuten anvertrauen, was mein Sohn eben so gut überwachen und leiten könnte. Du, Rudolf, hast als Kind schon viel

Sinn für die Technik gezeigt und dennoch Dich entschlossen, die juristische Laufbahn zu betreten. Sattle um, studire, was uns Brod giebt und sobald es Dir gelungen, gerade das zu lernen, was Du im Maschinenwesen dereinst zu leiten haben wirst, kehre eilig an die Seite Deines Vaters zurück, der sich nach einer Stütze sehnt.«

Rudolf Ofelius hatte sofort die Juristerei an den Nagel gehängt und unter seines Freundes Eberty Leitung im Maschinenwesen die ihm nothwendigen Kenntnisse gesammelt.

Als er ein Jahr später dem Rufe seines Vaters folgte, hatte ihm dieser aus Dank für seine Folgsamkeit eine Reise nach Italien in Begleitung seiner Mutter und Schwester offerirt. Eberty verabredete mit Rudolf ein Rendezvous in Rom, und begeistert, hingerissen von der Schönheit und Liebenswürdigkeit Leontinens, hatte der junge Ingenieur keinen höheren Wunsch, als seinem Freund in der Reorganisation der Fabrik zur Seite zu stehen und bis zur Vollendung des Ganzen bei ihm zu bleiben.

Schon wenige Wochen nach der Rückkehr Rudolf's erschien Eberty in Waldbach. Er überblickte mit sicherem Auge Alles, was fehlte, um die großartige, aber nach altem, der Zeit nicht mehr entsprechendem System angelegte Fabrik concurrenzfähig zu machen. Er arbeitete mit einem wahren Feuereifer, verabschiedete unbequeme oder ungeschickte Beamte und Arbeiter, verschrieb dafür andere, ökonomisirte in Rücksicht auf die großen Opfer, welche Ofelius bringen mußte, wo es anging, und hoffte sein Werk binnen Kurzem gekrönt zu sehen, freilich

nicht ohne den Fabrikherrn zu neuen, nicht unbedeutenden Ausgaben zu zwingen, die dessen Kräfte zu erschöpfen drohten.

Der alte Ofelius sah mit Freuden das Werk vorschreiten, aber verzweifelt kraute er sich dabei oft im Haar, wenn er auf die Summen blickte, welche dasselbe verschlang; wenn er immer neue Finanzoperationen machen und das Vertrauen der ihm seit lange befreundeten Banquiers bis auf's Aeufferste anspannen mußte, was natürlich bei diesen schon einiges Kopfschütteln verursachte, zumal die Concurrnzgesellschaft oder vielmehr deren intriguanter Director nichts versäumte, um durch Ausstreuung unvortheilhafter Gerüchte diesen Credit zu schmälern.

Erich durchschaute die Lage der Dinge mit scharfem Blick. Nicht nur das Interesse des Technikers, nicht allein die Theilnahme eines wohlwollenden Menschen war es, was ihn hunderterlei Ersparungen suchen ließ; er fühlte sich durch ein anderes Band an die Familie gefesselt, und was jene Actiengesellschaft mit schwerem Gelde erkaner mußte, das verstand er auf geniale Weise mit geringeren Kosten herzustellen.

Mit Rudolf über die sich häufende Geldbedrängniß des Alten bei all' diesen enormen Opfern zu sprechen, das gestattete ihm sein Zartgefühl nicht. Dennoch errieth Rudolf, daß sein Freund schon herausgeföhlt habe, wo der Schuh drücke, und in den letzten Tagen hatte dieser seinem Freunde selbst kein Geheimniß mehr daraus gemacht, daß sein Vater die letzten Kräfte aufwende, um

noch diejenigen kostspieligen Maschinen anzuschaffen, welche Erich als unerläßlich bezeichnet hatte.

So stand die Sache am Abend, an welchem die Familie unter dem stattlichen Trompetenbaum zusammen saß, zu einer Zeit, in welcher auch Erich für sich mit selbständigen Plänen fertig war die zu äußern er nur eine passende Gelegenheit suchte.

Er war überzeugt, daß er Leontine wenigstens nicht gleichgiltig, wenn auch des Mädchens eigenthümliches, bald übermäßig heiteres, bald eben so sich reservirtes Wesen ihm viel Mühe und Kopfzerbrechen hinsichts der Frage verursachte, wie weit die Freundschaft oder die Dankbarkeit die sie ihm zeigte, zu größeren Ansprüchen berechnete.

Leontine war eine sinnige, in sich abgeschlossene Natur. Sie konnte heiter sein, sie war es sogar gern und riß in dieser Stimmung Andere mit sich fort. Wenn sie lächelte, wenn sie ihren lustigen Einfällen den Zügel schießen ließ, wenn durch die stets leicht geöffneten Lippen die weißen Perlzähne schimmerten und ihr Auge von Freudigkeit strahlte, ward sie oft ganz plötzlich verstimmt, melancholisch. Es schwebte ein unverkennbarer Zug von Schmerz über das eben noch so klare, lächelnde Gesicht, es zuckte in den Muskeln desselben und inmitten der ausgelassensten Unterhaltung fiel ihr Blick heimlich, unmerkelt auf den Vater, dessen stets sorgenumwölkten Stirn sich durch ihre Einfälle gelichtet hatte, der aber, wenn er unter der Veranda dem Geplauder zugehört hatte, wieder die Hände in die Seitentaschen seines Rockes versenkte,

auf den Rasen hinaustrat und, den Dampf seiner Cigarre in die Luft blasend, gedankenschwer in's Blaue hinaus-sah.

Erich hatte Leontine während der Reise in Italien und jetzt während seines mehrwöchigen Aufenthalts aufmerksam beobachtet. Er mußte sie sehen, wenn er von der ermüdenden Arbeit in der Fabrik in's Haus zurückkehrte, und wo sie nicht war, da waren auch seine Gedanken nicht.

Hundertmal schon hatte er mit ihr den auf der anderen Seite des Hauses gelegenen schattigen Garten durchwandert, auf den Rasenbänken neben ihr gesessen und immer von Neuem das edle, wohlwollende Herz des Mädchens, ihre Anmuth, ihren Zartsinn bewundert. Er hatte mit ihr über Alles gesprochen und sie theilnehmend für Alles, bewundert oder wenigstens vorbereitet in Allem gefunden; aber bei all' seiner persönlichen Uner-schrockenheit und Entschlossenheit war's ihm nicht möglich gewesen, in der Unterhaltung über die zarte Grenze hinauszukommen, an welcher die Angelegenheiten seines Herzens begannen, und eben so wenig hatte sie ihm einen Blick über zu die der ihrigen gestattet.

Sie sah ihn gern, das wußte er; denn wenn sie ihn kommen sah, lächelte sie ihm stets so herzlich entgegen; aber konnte das nicht eben so gut aus Dankbarkeit geschehen, die Wirkung der dankbaren Anerkennung sein, mit welcher die Familie unter sich von ihm sprechen mußte? Erich war nicht im Stande, in seinem offenen, ehrlichen Auge zu verheimlichen, was vom Herzen m

heran so innig und heiß durch dasselbe sprach; er war eine zu unverstellte Natur, um ein Geheimniß aus seiner Empfindung zu machen; sobald aber Leontine die Vorposten einer Herzenserklärung in diesem Auge sah, wußte sie in demselben liebenswürdigen Ton ein anderes Thema anzusprechen, das Erich's ganzes Concept verdarb.

»Ich kann nicht aus ihr klug werden!« murmelte er oft, wenn er Abends am offenen Fenster seines Zimmers stand, in das Dunkel hinaus. »Jedesmal, wenn ich in ihren Augen etwas zu lesen glaube, was jeder andere junge Mann doch sicher ganz ebenso deuten würde wie ich, führt sie mich plötzlich abseits, und in einer so unbefangenen Weise, als begreife sie gar nicht, was ein Mann empfinden muß, wenn er täglich in ihre Augen blickt, täglich der Wirkung eines Zaubers ausgesetzt ist, der ihn vernichten muß, wenn er ihn nicht überwältigen kann! Und dennoch geschieht dies immer in einem Moment, wo sie selbst – – unbewußt, denn ich müßte sie sonst für eine Kokette halten! – mich Unglücklichen durch ihren Zauber bis zu einem Punkt hingerissen hat, wo sie selbst erwarten mußte, daß ich ihr zu Füßen sinke und sie anbete!« – –

Heute Abend nun, als Erich mit der Mutter und Leontine allein zurückgeblieben war, als die Letztere, verstimmt, unheimlich berührt durch das Wesen des Fremden ihr gegenüber, gleichsam hilfesuchend das Auge auf ihn heftete, heute glaubte Erich ein Geständniß in diesem Blick zu lesen; er glaubte zu verstehen, was in ihr vorging, und in der Anwendung von Eifersucht, die er

vergeblich niederzukämpfen versucht, fühlte er eine Genugthuung, die ihn fast in Gegenwart der Mutter zu einem unüberlegten Schritt geführt hätte.

Aber Leontinens Auge senkte sich wieder zu Boden. Erich sah sich bitterer als je getäuscht. Das Schweigen herrschte fort.

»Herr Eberty, haben Sie heute in der Stadt unser Evchen gesehen?« fragte Leontine plötzlich, in einen heiteren Ton übergehend.

»Nur flüchtig!« antwortete dieser zerstreut und unmuthig.

»Was hätte ich darum gegeben, wenn *sie* bei unserem heutigen Besuch zugegen gewesen wäre!«

»Dir will der Baron noch immer nicht aus dem Kopf, Leontine,« sagte die Mutter mißbilligend, während Erich erstaunt aufhorchte.

»Der Baron weniger, als der *Mönch*! Evchen hat ihn ebenfalls gesehen und sie soll entscheiden! Sobald ich unsern Gast übrigens wiedersehe, soll ihm die Frage wegen des Klosters nicht erspart werden! ... Nicht wahr, Mutter, der selige Baron hatte nur *einen* Bruder und dieser nur *einen* Sohn?«

»So viel mir bekannt.«

»Schade, sonst hätte jener Mönch, Evchen's Räuberhauptmann, wenigstens ein Bruder unseres Nachbarn sein können!«

Leontine hatte ihre Stimmung überwunden und ihr heiteres Naturell in gewohntem schnellem Wechsel wieder die Oberhand gewonnen.

»Das wird eine ganze Räubergeschichte werden, die Du dem Baron abzufragen hast,« sagte die Mutter.

»Ich werde sie schon einzukleiden wissen! ... Unser Herr Eberty scheint heute sehr verstimmt zu sein,« setzte Leontine hinzu, diesem einen Blick zuwerfend, der mit dem vorigen nichts gemein hatte.

»Aprilwetter!« murmelte Erich vor sich hin. »Sie beliebten, Fräulein Leontine?« setzte er hinzu, eine zerstreute Miene annehmend.

»Ich sagte, Sie seien heut' Abend ungewöhnlich verstimmt! ... Sehen Sie nur, wie das Abendroth jene Felswand übergluthet!«

Leontine heftete, während sie von Einem zum Andern übersprang, einen fast durchdringenden Blick auf Erich und beugte der Erwiderung desselben von seiner Seite vor, indem sie nach jener Richtung deutete.

In demselben Augenblick fast brach zu Aller Entsetzen eine Feuersäule über dem auf dem Plateau jenseit des Thalgrundes liegenden Schloß hervor.

»Ein sonderbares Abendleuchten!« rief Erich aufspringend, während Leontine erschreckt zurückfuhr. »Die Rückseite des Schlosses muß schon in hellen Flammen stehen, die ihren Schein auf jenen Felsen werfen!«

Während die Gruppe einen Moment rathlos vor Ueberaschung dastand, stürzte Rudolf mit dem Vater auf die Terrasse.

»Zu Hilfe!« rief Erich ihnen hinauf. »Laßt uns in's Dorf hinabeilen und die Arbeiter aufbieten!«

Erich, seinen Kummer vergessend, griff nach dem Hut. Mit wenigen Sprüngen war Rudolf von der Terrasse herab. Beide eilten zum Portal, das rasselnd hinter ihnen wieder in's Schloß fiel, und verschwanden am Abhang des Plateau.

Leontine fühlte ein Schaudern beim Anblick der Feuer säule. Schweigend starrte sie in die Abendluft, während die Mutter die Hände rang.

»Seltsam, daß die Ankunft dieses Mannes durch ein so grauenhaftes Ereigniß gefeiert wird!« sprach Leontine vor sich hin.

Die Mutter hörte nicht darauf; denn eben intonirte die Glocke der Pfarrkirche unten im Thal ein ängstlich gelendes Sturmgeläute, dessen Schall sich an den Felswänden brach und dessen ohrzerreißender Lärm sein Echo in den benachbarten Bergen und Thälern fand.

»Der Baron ist in der Stadt. Die Leute im Schloß sind bis auf wenige verabschiedet worden!« rief die Mutter in ihrer Angst. »Wenn es Rudolf nicht gelingt, die Arbeiter da unten zur Hilfe aufzubieten, so ist Alles verloren!«

Damit eilte sie auf die Terrasse, um von dort oben das Schauspiel zu übersehen und sich zu überzeugen, ob man im Thal Anstalten zur Löschung des Brandes treffe.

Leontine folgte ihr mit schwankenden Schritten und ließ sich auf der Terrasse, die Stirn in die Hand senkend, auf eine Bank nieder. Sie befand sich in einem Zustande der höchsten nervösen Aufregung, denn sie gehörte zu den Naturen, die bei fremdem Unglück in die äußerste

Mitleidenschaft gerathen, zu jenen erregbaren Temperamenten, die im eigenen Dulden unerschöpflich, deren Nervensystem aber mit der Außenwelt durch eine Sensibilität verbunden ist, die in so turbulenter Welt nur zu oft auf die Probe gestellt wird.

Während Beide sich auf der Terrasse befanden, sahen sie auch den Vater, von Thormann, seinem Aufseher, und vier Arbeitern aus dem Comptoir begleitet, zum Hause hinauseilen und durch eine Nebenpforte am Abhange verschwinden. Ueber dem Thal und über der jenseitigen Höhe leuchtete inzwischen eine glutrothe Scheibe, umkreist von einem schwarzbraunen, grau gemischten Gürtel. Die Rauchsäulen ballten sich über dem Schloß zusammen, der Wind theilte sie in der Höhe, jagte sie über die Feuerscheibe, die sie umlagerten. Garbenförmig drang die Flamme hinter dem Schloßdach hervor, Raketen in die Luft sendend, einen Funkenregen über die Höhe sprühend, den der Wind bis zu dem Fabrikhause herüberjagte.

Fast eine Viertelstunde verstrich den zitternden Frauen auf der Terrasse. Das Sturmkläuten dauerte fort und ward aus den Nachbarthälern eifrig unterstützt.

»Gott sei Dank, sie kommen!« rief die Mutter, auf eine dunkle bewegliche Colonne zeigend, welche die Höhe des Schlosses erklimm und sich im Flammenschein vor demselben zertheilte. »Es ist Rudolf mit den Arbeitern! Gott segne ihr Bemühen!«

6. DAS PORTEFEUILLE.

Wieder eine halbe Stunde und darüber war den Frauen auf der Terrasse vergangen, auf welcher sich auch die weibliche Dienerschaft des Hauses versammelt hatte, als die Flamme sich endlich minderte.

Das Dach des Schlosses war nur noch von einem feurigen Rand gesäumt, der sich in einem dichten über demselben lagernden Qualm verlor. Nur dann und wann sprühten noch die Funken in diesen hinein, die Atmosphäre klärte sich wieder über der Brandstätte, doch wirbelten schmale blaugraue Säulen noch immer vereinzelt zum Himmel hinauf.

Eben war auch der Mond an demselben erschienen und warf sein bleiches Licht über die Höhe. Von der Terrasse aus sah man die zur Hilfe herbeigeeilten Arbeiter sich in Haufen vor dem Schlosse auf dem Kiesplatz sammeln, dessen gelbe Farbe hell herüber leuchtete. Man sah die Haufen sich wieder theilen, einzelne Gruppen sich hin- und herbewegen und endlich erschienen dunkle Gestalten auf dem zusammengesunkenen Dachstuhl, die ihre Aexte schwangen und in ihrer Arbeit von aufsteigenden Qualmwolken umringt wurden.

Dann ward endlich Alles still. Die dunklen Gruppen auf dem Schloßplatz verloren sich; auf dem von bleichem Mondlicht überglänzten Abhang der Schloßhöhe zogen sich in Schlangenwindungen die Arbeiter-Colonnen wieder in's Thal zurück.

Man war des verwüstenden Elements Herr geworden; die Façade des Schlosses erschien größtentheils unversehrt, wenn auch einzelne der großen Bogenfenster in der oberen Etage dunkel und hohläugig von der Höhe herabglotzten, während die anderen das Mondlicht wieder spiegeln.

»Wo nur der Vater und Rudolf bleiben!« rief Leontine besorgt, als sie minutenlang vergeblich auf den Punkt am Rande des Plateau geblickt, an welchem die Erwarteten auftauchen mußten. »Sie sind fast Alle fort! Er hätte doch Thormann abschicken können, um uns zu benachrichtigen, wenn seine Anwesenheit noch länger erforderlich.«

»Der Schade, den der Baron durch dieses Braudunglück erlitten, kann so groß nicht sein,« sprach die Mutter, um Leontine zu beruhigen, da die natürliche Theilnahme für fremdes Leid das Mädchen in einer fieberhaften Stimmung erhalten hatte. »Der selige Baron hat nicht nur das Schloß selbst, sondern auch seine Curiositäten sehr hoch versichert, wie ich das öfter sagen hörte; an dem alten Gebäude ist so viel nicht verloren. Menschenleben können dabei kaum verunglückt sein, da nur der alte Verwalter und die taube Wirthschafterin drüben wohnen. Aber so ist es immer; um *unsere* Ruhe kümmert sich Niemand.«

Während Frau Ofelius sprach, tauchte an der Stelle, wo die Männer bei Beginn des Brandes in das Thal hinabgestiegen waren, ein Trupp auf, der etwas Schweres in seiner Mitte führte. Und sich langsam aus das Haus zu

bewegte. »Thormann! . . . Und Rudolf! . . .« rief Frau Ofe-lius . . . »Auch Eberty sehe ich . . . Um Gottes willen, wo ist der Vater?«

Von Unglücks-Ahnung ergriffen, unbekümmert um den Schrecken, welchen sie vielleicht unnöthig der Tochter bereitete, eilte sie die Terrasse entlang zur Treppe und flog über den Rasenplatz zum Portal, vor welchem eben der kleine Trupp angelangt.

Leontine vernahm einen gellenden Schrei. Sie war der Mutter mit zitternden Gliedern gefolgt und klammerte sich an das eiserne Geländer der Treppe, um nicht zusammenzusinken. Sie fühlte sich wie betäubt, es ward ihr Nacht vor den Augen.

»Der Vater Gott im Himmel, schütze ihn!« flüsterte sie, während sie alle Kraft zusammen zu fassen suchte und wankend einige Schritte vorwärts that.

»Leontine, erschrick nicht!« hörte sie plötzlich Rudolf's Stimme, während ein kräftiger Arm sich stützend um ihren Leib legte. »Der Vater hat nur unbedeutenden Schaden genommen. Die Mutter war thöricht, Dich durch ihr Schreien zu ängstigen!«

»Also doch!« flüsterte Leontine zitternd, sich an des Bruders Arm klammernd. »Sag' mir die Wahrheit, Rudolf!«

»Ich sagte sie! Ein herabfallender Balken hat den Vater leicht am Kopf getroffen. Er fühlt sich schon besser! Es war nur der Qualm, der ihm für einige Minuten die Besinnung raubte. Wir fanden ihn zur rechten Zeit, um ihn fortzutragen. Beruhige Dich also! Komm und sieh' selbst!

Wir bringen ihn eben durch die bequemere Nebenthür in's Haus, damit er sich ausruhe.«

Einigermaßen beruhigt, brauchte Leontine doch Zeit, um sich von ihrem Schreck zu erholen. Das Herz pochte ihr heftig in der Brust. Beschwichtigend legte sie die Hand auf dieselbe und suchte tief Athem zu holen.

»Seltsam!« flüsterte sie vor sich hin. »War's mir doch vorhin beim Erscheinen dieses Mannes, als führe er ein Unglück mit sich!«

Rudolf, der die Natur der Schwester kannte, wich in zärtlicher Besorgniß nicht von ihrer Seite.

Er nahm ihre Hand, legte ihren Arm in den seinigen und schleppte sie am Fuße der Terrasse zum linken Flügel des Hauses.

»Erich und Thormann, auch die Mutter sind bei ihm!« tröstete er unterwegs. »Sobald er nun ein ruhiges Lager hat, wird er sich schnell erholt haben. Wir sandten der Vorsicht halber schon zur Stadt, um den Arzt holen zu lassen; doch wird es unnöthig sein. Mit einigen kalten Waschungen und einem bischen Charpie machen wir das selber . . . Sei also ruhig, Leontine, und rege Dich nicht immer so auf; es ist kein Grund dazu vorhanden! Es war thöricht vom Vater, sich so zu exponiren, da er doch sah, daß wir Alle Hand anlegten! Sieh' nur hier, mein ganzer Aermel ist verbrannt und auch meine Haut sogar versengt! Es war im Innern des Schlosses gar nicht möglich, sich zurechtzufinden, wenn man nicht schon Bescheid wußte. Der alte Baron hatte alle Thüren so durch Möbeln und allerlei seltsames Geschirr verstellt, daß man

sich immer festrannte, und dazu schrie der alte Verwalter uns mitten in dem Brande immer zu, man solle die Gerichtssiegel respectiren, die erst morgen gelöst werden dürften, weshalb denn auch der junge Baron vorläufig noch Quartier in der Stadt genommen . . . Hat sich was zu respectiren! Der ganze alte Kasten wäre zusammengebrannt, wenn wir uns nicht darum gekümmert hätten!«

Rudolf hatte seine Schwester absichtlich so unterhalten, um ihre nervöse Erregung zu beruhigen. Beide waren inzwischen an dem Seitenthor des Hauses angelangt und sahen von unten, wie man eben den Vater über den Hausflur transportirte.

Dieser Anblick reichte hin, um Leontine's Angst von Neuem anzufachen. Leicht wie eine Feder war sie die kurze Treppe hinauf und trat in das Zimmer, in welchem man eben den Vater auf einen Divan gelegt. Sich durch die Umherstehenden drängend, beugte sie sich über ihn, als eben die Mutter händeringend um Wasser schrie und selbst hinausstürzte, um das Nöthige für den Verband hereinzuschleppen.

»Fassung, um des Himmels willen!« rief Erich ihr nach. »Es ist keine Gefahr, Fräulein Leontine,« wandte er sich mit von Rauch geschwärmtem Gesicht an diese. »Beruhigen Sie sich, er war schon unterwegs wieder zu sich gekommen! Die Wunde ist nicht gefährlich; es ist nur die Betäubung, eine Wirkung des Qualms, den er eingeathmet!«

Dabei schob er sie zart und schonungsvoll zurück, löste mit sicherer Hand das blutgefärbte Taschentuch von

der Stirn des Verwundeten, ergriff eine ihm über die Anderen hinweg gereichte Wasserflasche, tränkte sein eigenes Taschentuch und wusch das Blut von der Stirnwunde, deren Anblick er dem Mädchen entzog, indem er den Daliegenden mit seinem Körper deckte.

In wenig Secunden hatte er einen neuen Verband angelegt und wandte sich zufrieden zurück, als eben Frau Ofelius mit leichenblasser Miene und zitterndem Arm ihm ein Päckchen Leinenzeug reichte und angsterfüllt nach dem Zustand des Gatten fragte.

»Dank!« antwortete er. »Es ist Alles gut. Er öffnet das Auge wieder!« rief Erich ihr zu.

»Wo bin ich? . . . Was ist mit mir geschehen?« vernahm man eben die Stimme des Fabrikherrn.

»Nichts Schlimmes, Herr Ofelius, nur eine leichte Verwundung, die Sie bei Ihrem aufopfernden Rettungswerk erhielten!« tröstete Erich, während Rudolf sich zärtlich über den Vater beugte und hinzusetzte: »Mutter, es ist Alles wieder gut, sei ohne Sorge!«

»Tausend – innigen Dank, Erich!« hörte dieser Leontines bewegte Stimme, als er eben zurücktrat, um der Mutter Platz zu machen. Zugleich fühlte er, wie eine weiche, zarte Hand die einige erfaßte.

Erich's Wangen färbten sich glühendroth unter dem Ruß, der dieselben schwärzte. Zum ersten Male nannte ihn Leontine bei diesem Namen und in einem Ton, der aus dem Herzen drang.

Geistesgegenwärtig wie immer, behielt er die Hand in der seinigen und unbemerkt von den um den Verwundeten beschäftigten Anderen drückte er einen Kuß auf dieselbe. Er fühlte, wie Leontinens Hand dabei zitterte, wie sie dieselbe schonend aus der seinigen losmachte.

»Lassen Sie mich zum Vater!« fuhr Leontine mit einem bittenden Blick fort, und in diesem Auge lag heut' für Erich ein Himmel, der sich ihm bisher niemals hatte öffnen wollen.

Schweigend, überselig trat er zurück, um Leontinen seinen Platz einzuräumen.

Diese überzeugte sich, an die Seite der Mutter tretend, daß Erich die Wahrheit gesprochen. Ofelius hielt die Hand seiner Gattin in der seinigen und blickte zu ihr auf.

»Ich fühl's, es ist keine Gefahr! Seid unbesorgt, und auch Du, Leontine!«

Damit reichte er auch der Tochter die Hand.

Fast gleichzeitig aber mit seinem Bewußtsein war ein Gedanke in ihm zurückgekehrt, der ihn jetzt plötzlich mit jäher Gewalt erfaßte.

»Laßt mich,« ... flüsterte er halblaut. »Es ist ja wieder gut mit mir ... Aber ...«

Er richtete sich halb auf. Er tastete mit beiden Händen angstvoll verwirrt an den Seitentaschen seines Rockes, dann an der Brusttasche. Er durchsuchte dieselben mit vor Angst fliegenden Händen.

»Fort! ... Verloren!« ächzte er zurücksinkend, während sein Antlitz Leichenfarbe annahm.

»Verloren? ... Vater, Du vermissesst etwas?« rief Rudolf, sich über das Kissen beugend, auf welchem des Vaters Kopf ruhte.

Ofelius schwieg, stumpf vor sich hinstarrend. Rudolf schien in großer Besorgniß.

»Sprich, Vater!« rief er drängend. »Hast Du etwas verloren, so eile ich ... Was ist es, sag', ich bitte Dich!«

Ofelius lag schweigend da, sein Antlitz aber verrieth steigende Angst.

»Vater, ich beschwöre Dich, sprich doch, was ist es? Noch ist vielleicht Zeit!«

»Mein ... Portefeuille!« ... ächzte der Vater endlich mit dickem Schweiß auf der Stirn.

»Das ich Dir heut' Abend gab?« ...

Auch Rudolf's bemächtigte sich jetzt dieselbe Angst. Er klammerte sich an die Sophalehne.

»Das Geld, Vater, das ich ... ?«

»Geld! Was anders als Geld!« stöhnte Ofelius nach einer Pause, während welcher er sich den Entschluß zu diesem Geständniß erkämpft zu haben schien. »Natürlich Geld!«

»Erich, begleite mich! Wir eilen hinüber, und hat es einer der Arbeiter gefunden, er wird ehrlich genug sein ... Wo magst Du das Portefeuille verloren haben, damit wir schneller auf die Fährte kommen?«

Rudolf stand auf Kohlen. Erich, der die letzten Worte gehört hatte lauschte besorgt auf und trat eilig zu ihm.

»Es kann nur in dem Zimmer gewesen sein, in welchem ich ... wie kann ich's noch wissen!«

Ofelius blieb verwirrt. Er preßte die Hand, der Wunde nicht achtend, auf den Verband der Stirn.

»In welchem wir Dich fanden, Vater fragte Rudolf ergänzend.

»Wahrscheinlich. ja, ohne Zweifel in demselben.« ...

Ofelius Stimme war matt, seine Verwirrung schien zuzunehmen, während er sie zu klären sich anstrengte.

Rudolf senkte muthlos die Stirn und seufzte.

»So ist es verloren! Das Zimmer ist total ausgebrannt! ... Kaum war es uns gelungen, Dich hinauszuschaffen, als ja auch das übrige Gebälk der Decke zusammenbrach und Alles mit Feuer und Qualm erfüllte!«

»Weißt Du das bestimmt?« ... fragte hastig und wild Ofelius mit weit geöffneten Augen.

»Wir Alle sahen es, Vater, und Erich wäre um ein Haar von einem der Balken noch getroffen worden, grade wie Du!«

Starr, in tiefem Schweigen blickte Ofelius zur Decke des Zimmers hinauf, als wolle er sie mit den Augen durchbohren, während auch Rudolf der Schweiß auf die Stirn trat und er mit Zeichen steigender Angst des Vaters Antwort erwartete. Auch die Mutter ahnte Schlimmes und harrte zitternd des Weiteren.

»Willst Du nicht, Vater, daß ich mit Erich noch hinüber-eile? Obgleich ich wenig Hoffnung habe, so wäre doch noch eine Möglichkeit –«

»Keine!« murmelte Ofelius vor sich hin, »hilf mir lieber aufstehen, Rudolf! – Was des Einen Rettung, ist des Andern Elend!« setzte er mit festerer Stimme hinzu. »Mein

armer alter Kopf ist heut' arg mitgenommen! Es ist mir, als sei mir das Gehirn versengt.«

Ofelius wischte sich einige Blutstropfen von der Wange, die bei seinem Aufrichten von neuem unter dem Verband hervorsickerten, und preßte denselben an beiden Schläfen fester gegen die Stirn.

»Waret Ihr nicht zugegen, als mich der Balken niederschmetterte?«

»Wir suchten Dich in dem vom Qualm erfüllten Corridor und sandten die uns begleitenden Arbeiter in alle Zimmer, um Dich zu suchen. Einer derselben kam zu uns zurück und meldete uns athemlos, er glaube, Dich in dem vom Feuer bereits ergriffenen Bibliothekzimmer entdeckt zu haben, er allein sei aber nicht im Stande . . . «

»Und da kamt Ihr Beide, nicht wahr?«

»Ja, Vater! Erich entdeckte Dich neben dem brennenden Balken am Boden liegend. Wir schleppten Dich heraus, und dabei versengte mir die Flamme den Aermel . . . Aber, Vater, bedenke, was Du dabei verlorst!« kehrte Rudolf ängstlich wieder zu Dem zurück, was ihn weit mehr beschäftigte. »Vielleicht ist das Zimmer doch nicht ganz ausgebrannt; vielleicht ist die Flamme in dem engen Raum erstickt! Wir müssen hinüber, um zu suchen!«

»Nutzlos!« schüttelte Ofelius stumpfsinnig den Kopf. »Bleib! Wir wollen mit Tagesanbruch hinüber!« Damit erfaßte er schell Rudolf's Hand, um ihn zurückzuhalten.

Erich erneuerte den Verband und besichtigte mit Kennermiene die Wunde.

»Hat man denn nichts darüber gehört, durch welche Veranlassung das Feuer entstand?« fragte Ofelius jetzt mit einer Fassung, die seinem Sohn imponirte.

»Die alte elsässische Dienerin Sarotte ist in ihrem Zimmer verbrannt,« antwortete Erich. »Man vermuthet, und so wird es auch sein, daß sie, die jeden Abend stundenlang in den Gebetbüchern las, darüber eingeschlafen, daß das Licht die Gardine ergriffen, an welcher ihr Tisch stand, dann das Bett und das Uebrige. Das Zimmer der alten tauben Wirthschafterin ging nach dem Binnenhofe des Schlosses hinaus, an der Außenwand lag viel altes Brennmaterial aufgehäuft, Stroh und Reisig, das wahrscheinlich Feuer gefaßt. Ueber dem Zimmer lag die Bibliothek des seligen Barons, sein Arbeitszimmer. Zu diesem stieg die Flamme zuerst hinauf. Hätte der Verwalter nicht den Kopf verloren, hätte er sofort Hilfe herbeigerufen, anstatt rathlos im Hof umherzulaufen und mit einem Eimer selbst das Feuer ausschütten zu wollen, so wäre das Schloß zu retten gewesen.«

»Der Herr Baron selbst, als er grade während der größten Heftigkeit des Brandes auf der Stätte erschien, machte grade nicht die Miene als gehe ihm die Sache so sehr zu Herzen,« setzte Rudolf hinzu. »Er soll sich hingestellt, und regungslos dem Wüthen der Flamme zugeschaut haben, so sagten mir die Leute. Ich selbst sah nur den jungen Pfarrer, den er in seinem Wagen aus der Stadt mitgebracht haben soll. Der stand da auf dem Platz mitten im

hellsten Feuerschein, und betete und hob dann beschwörend den Arm gegen das wüthende Element. Sein überdies so bleiches, abgezehrtes Gesicht sah gespenstisch aus. Mir war nicht grade sehr heiter zumuthe, denn wir arbeiteten unverdrossen, während er sich einen sicheren Platz ausgesucht hatte, wahrscheinlich um das Feuer zu besprechen. Mir kam er vor wie der heilige Januarius in Neapel, der den Arm gebieterisch gegen den Vesuv ausgestreckt, um die Stadt vor ihm zu schützen.«

»Ich habe ihn nicht gesehen, Rudolf!« sprach Ofelius vor sich hinstarrend. »War denn der Baron wirklich zur Stelle? Sahst Du ihn selbst, Rudolf, mit Deinen eigenen Augen?«

»Als wir Dich hinaustrugen und Deine Wunde flüchtig verbanden, trat er zu uns. Er fragte sehr theilnehmend und mit wirklicher Besorgniß, besah selbst Deine Wunde, drückte Erich und mir die Hand und konnte uns nicht genug des Dankes sagen. Wahrscheinlich wird er wieder zur Stadt zurückgekehrt sein, wenn er für die Nacht nicht sein Quartier in der Pfarrwohnung aufgeschlagen hat. Jedenfalls ist er morgen beizeiten hier, um sich nach Dir zu erkundigen.«

Ofelius nickte schweigend mit dem Kopf.

»Das Schloß ist versichert,« sagte er vor sich hin, »was soll aber morgen aus der Uebernahme werden? Es ist mir recht, wenn ich ihn morgen sehen kann.«

Damit erhob er sich, taumelte Anfangs ein wenig, stellte sich dann aber aufrecht und legte den Arm um den Nacken seiner Gattin.

»Siehst Du, Frau, daß es doch einen Gott giebt!« sagte er traurig lächelnd. »Daß mich der Balken nur an der Stirn streifte, war ein Wink des Himmels, sich nicht nutzlos in Gefahr zu wagen! Ich hatte die gute Absicht, meines alten Freundes Scripturen zu retten, die, wie ich aus seiner letztwilligen Verfügung wußte, bis zur Uebergabe an seinen Erben unberührt unter gerichtlichem Verschuß bleiben sollten. Als ich an das Bibliothekzimmer kam, in welchem ich oft plaudernd mit dem Alten gesessen, hatten die Arbeiter bereits das Siegel herabgerissen, weil der Qualm schon durch die Thürspalte herausdrang. Ich sandte sie fort, um Hilfe zu holen, um die Wand einzuschlagen, und wollte mich selbst inzwischen an die Arbeit machen, ward aber durch das plötzliche Einstürzen der Decke unterbrochen. Von dem Uebrigen weiß ich nichts, da ich das Bewußtsein verlor. Ich denke indeß, dem Erben wird an der schriftlichen Hinterlassenschaft des Alten, wenn diese verbrannt ist, nicht so viel gelegen sein; er wird ein *neues* Schloß dem zerstörten vorziehen. Schade nur . . . «

Ofelius schwieg. Seine Miene umdüsterte sich wieder.

Rudolf hatte des Vaters plötzlich umschlagende Stimmung mit Kopfschütteln bemerkt. Ihm graute vor dem Morgen und jetzt auch schienen des Vaters Gedanken auf demselben Punkt angekommen zu sein, der Rudolf im Kopf herumging.

Der Letztere hatte am Abend dem Vater die Summe übergeben, welche er durch Discontirung von Wechseln vom Banquier erhalten. Der Vater hatte dieselbe

einstweilen in die Brusttasche gesteckt und als Beide von dem über dem Schlosse aufleuchtenden Feuerschein überrascht wurden, hatte Keiner von ihnen in der Eile an das Geld weiter gedacht.

Rudolf wußte, wie schwer, ja wie unmöglich diese Summe bei ihren gegenwärtigen Verhältnissen so schnell zu ersetzen war; ihm bangte also vor dem Samstag-Morgen; denn es waren große Zahlungen zu machen und das ganze Heer der Arbeiter erwartete seine Löhnung.

Nur Einer war glücklich an diesem Abend – nämlich Erich. Aber auch seine Freude war eine nur allzu flüchtige. Im Gefühl des Dankes hatte Leontine ihn heute zum ersten Male in vertraulicher Weise angeredet; in diesem einen Moment hatte sie die Selbstüberwachung vergessen und dieser eine Augenblick verrieth ihm, was er während ganzer Wochen umsonst ihr abzugewinnen sich bemüht hatte.

Als er ihr eine Stunde später, nachdem er und Rudolf die von Rauch und Schmutz bedeckten Kleider gewechselt, im Salon begegnete, war Leontine wieder dieselbe, die sie immer gegen ihn gewesen, liebenswürdig, entzückend in ihrer Anmuth, mit feinstem Tact ihre gewohnte sanfte Zurückhaltung beobachtend, die doch mit dem Glanz ihrer Augen und der Lebhaftigkeit, ja der Ausgelassenheit, zu der sie sich hinreißen lassen konnte, in so directem Widerspruch stand.

»Wir sind Ihnen schon so vielen, so unendlichen Dank schuldig, Herr Eberty,« sagte sie, als er ihr in der zur Terrasse führenden Thür des Salons begegnete, während ihr

Auge mit derselben Herzlichkeit auf ihm ruhte, welche ihre Sprache verrieth.

Dabei reichte sie ihm noch einmal ihre Hand, aber diesmal mit Förmlichkeit, nur als schuldiges Dankzeichen. Er selbst wagte es nicht wieder diese schöne Hand in der seinigen zu drücken; denn sie verstand Leontine, und zwar zu seiner bittersten Enttäuschung.

Der Unmuth kühlte ganz plötzlich seine Empfindung. Ruhiger, fast gleichgiltig stand er ihr gegenüber; er unterließ es sogar diesmal, in ihr Auge zu blicken, und starrte zerstreut auf die Terrasse hinaus, als habe er ihre Gegenwart vergessen.

»Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren?« fragte Leontine, seine Kälte bemerkend, vielleicht in ihrer Eitelkeit ein wenig verletzt, mit leicht erregter Stimme.

»Nichts, was Ihnen fremd sein könnte!« antwortete Erich herb und um, über sich selbst erschreckend, die Bitterkeit seines Tones zu mildern, deutete er auf die vom Mondlicht übergossene Gegend hin. »Sie sind dem Himmel heute Abend ein Dankgebet schuldig für die Erhaltung Ihres Vaters,« fuhr er langsam fort. »Niemand hätte ihn retten können, wenn ihn das niederstürzende brennende Gebälk unglücklicher traf, als es geschehen. Ich begreife nicht, warum er sich so viel Zeit nahm, unter so gefährlichen Umständen die Papiere des alten Barons aus einem massiven Pulte retten zu wollen, das die Arbeiter mit der Axt hatten öffnen müssen und dessen Inhalt nun dennoch von den Flammen verzehrt worden ist. Was kümmerten *ihn* die alten Scharteken, die doch nur

für den Verstorbenen Werth haben konnten, sicher aber nicht für ihn! Das ganze Schloß wäre nicht das Opfer eines einzigen Menschenlebens werth gewesen am wenigsten eines solchen, und der junge Baron scheint mir auch kein Mann von überschwänglichem Dankgefühl zu sein. Er wird Ihrem Vater einige glatte Worte für die Wunde sagen, die er sich bei dem Rettungswerk geholt, und möglicherweise bei sich denken, es wäre besser gewesen, man hätte den alten Kasten bis auf's Fundament abbrennen lassen, in dem er sich doch nicht wohl fühlen wird.«

»Sie können Recht haben, Herr Eberty; indeß die Menschlichkeit gebot es so!« antwortete Leontine. »Aber auch Sie werden der Ruhe bedürfen nach so schwerer Arbeit. Ich sehne mich ebenfalls heute früher danach; denn der grauenhafte Vorfall hat mich sehr erschöpft . . . Gute Nacht!«

Mit einem freundlichen Blick, sich leicht vor ihm verneigend, schwebte sie durch den Salon und Erich blickte ihr überrascht und unmuthig nach, bis sie durch die Thür verschwand.

»Wieder *Herr Eberty!*« brummte er vor sich hin, sich auf die Brüstung der Terrasse lehnend. »Von *mir* verlangte sie, ich solle sie Fräulein Leontine nennem ich aber bin und bleibe ihr Herr Eberty, und wenn sie, wie heut' Abend, sich einmal vergaß, mich Erich zu tituliren, so bin ich gleich darauf wieder ihr Herr Eberty . . . Der Teufel soll aus den Mädchen im Allgemeinen klug werden; dieses wunderbar schöne, engelgleiche Wesen aber, das ganz

geschaffen, einen ehrlichen Menschen wie mich glücklich zu machen, es hat offenbar für mich nichts Anderes als eben einen kühlen Dank, dessen Ausdruck, von solchen Lippen gesprochen, von solchen Blicken begleitet, mich Dummkopf verführte, ihn für etwas Schöneres und Besseres zu halten. Während dieser wenigen Wochen hat sie mir die Courage schon so genommen, daß ich in zehn Jahren nicht mehr den Muth haben würde, ihr deutlicher zu sagen, als es bereits geschehen, was sie mir ist . . . «

»Deine Actien stehen schlecht hier, lieber . . . Herr Eberty,« fuhr er mit bitterem Lächeln fort. »Ich will hier vollenden, was ich aus Freundschaft für Rudolf übernommen, und dann . . . ja was dann? . . . Morgen früh wird auch der Herr Baron, dieser schlangenglatte Nachbar, kommen, der mir auch noch gefehlt hat, in dessen Gesicht jeder Zug zu fragen scheint: bin ich nicht ein schöner Mann? Dessen ganzes Erscheinen auf Leontine einen peinlichen Eindruck machte, der mir aber vielleicht gerade deshalb um so mehr gefährlich sein kann. Hat sie ihn mit ihrer Phantasie doch gleich in einen ganzen Roman gekleidet! Sie, die sonst so klug, erkennt in ihm einen neapolitanischen Mönch, und kommt Evchen noch dazu, die in jenem Mönch sogar einen Rinaldini oder Fra Diavolo gewittert, so muß dieser glatte Baron Beiden ein furchtbar interessanter Mensch werden! Nichts ist einem Mädchenherzen gefährlicher, als die Romantik! Er tritt hier mit dem ganzen romanhaften Rüstzeug auf und was

bin ich, ein simpler Maschinen-Ingenieur und Reserve-Lieutenant der Cavalerie, gegen einen solchen Nebenbuhler, dem ich sogar so dumm bin, sein Schloß retten zu wollen, um mir dabei die Haare auf dem Kopf zu versengen!«

Erich hatte sich in eine sehr üble Laune hinein reflectirt. Auf Leontinens Besitz hatte er als unabhängiger Sohn reicher Eltern bereits die schönsten und positivsten Zukunftspläne gebaut. Als hübscher und stattlicher junger Mann hatte er sich diesen Besitz leichter vorgestellt, als er ihm jetzt bei Leontinens launenhaftem Wesen erschien. Sie selbst hatte ihn durch ihr oft so vertrauliches Benehmen zu diesen Hoffnungen ermuntert, je näher er aber am Ziele zu sein glaubte, um so zweifelhafter erschien ihm dieses.

Erich in seinem Aerger klammerte sich an den nächsten greifbaren Gegenstand seines Verdrusses, an den Baron.

»Ich wollte, die Flamme ginge da drüben jetzt eben noch einmal wieder auf und verzehrte das ganze Nest! Keine Hand würde ich rühren!« rief er, einen zornigen Blick auf das gegenüber in tiefster Nachtruhe liegende nur von einem leichten über demselben lagernden Rauchwölkchen beschattete Schloß werfend, und verließ die Terrasse, um sein Zimmer aufzusuchen.

Das gemüthliche Zusammensein auf der Terrasse war für heute gestört. Diese Abende waren es sonst gewesen, an welchen Erich nach seiner unermüdlichen Thätigkeit

die Muße fand, sich stundenlang mit Leontine zu unterhalten, und daß er heute nur einige flüchtige Worte mit ihr wechseln konnte, daß er sich in so geschraubter Stimmung von ihr getrennt, das that seinem ehrlichen Herzen am meisten weh.

Erich erreichte sein Zimmer, ohne nach Rudolf gefragt zu haben. Frühzeitig legte er sich angekleidet auf das Bett, und als er endlich den Schlummer gefunden, erschien ihm im Traume der Baron erst im Mönchskleide, dann im Räuberhauptmanns-Costume der Oper, mit Evchen an der Hand, Beide eine Tarantella tanzend, die das naive, heitere Kind nach ihrer Rückkehr von Italien schon mehrmals mit Erich auf der Terrasse arrangirt, während Leontine im offenen Salon auf dem Piano begleiten mußte.

Als er um Mitternacht, durch einen Schmerz in der Schulter geweckt, aus unruhigem Schlummer auffuhr, erinnerte er sich einer Contusion, die er bei seinen Rettungsversuchen erhalten. Nur mit dem Zustande des alten Ofelius beschäftigt, dann Leontine gegenüber für keinerlei Schmerz empfänglich, hatte er nicht Notiz davon genommen.

Er erhob sich jetzt und fand eine leichte Geschwulst an der Schulter.

»Nicht der Rede werth!« brummte er und trat an das nach der hinteren Seite auf den großen Garten hinausführende Fenster.

Auf den mit gelbem Kies bestreuten Steigen lag der helle Mondenschein. Die Bäume, die Bosquets warfen tiefe Schatten auf die Rasenplätze, die Blätter der Rothbuche glänzten wie dunkles Gold und die Berggipfel der Vogesen erschienen wie von einer Schneedecke überzogen.

»Wie viel unbewußte Narrheit doch im Menschen liegt, die erst in seinen Träumen zum Ausbruch kommt!« murmelte er, auf den stillen Garten hinabblickend. »Zu was beschäftige ich mich im Schlaf mit diesem mir wildfremden Menschen, der mir doch höchst gleichgiltig sein und am allerwenigsten gefährlich werden kann! Leontine zeigte, wenn auch nicht gerade Abscheu, doch eine unverstellte Furcht vor ihm und er, ich sah's wohl, er begegnete ihr in einer Weise, in der man am allerwenigsten bei einem so zart besaiteten Geschöpf wie sie ist, reussiren würde. Von der Seite hab' ich wohl kaum etwas zu befürchten. Vielleicht liegt mein Mißerfolg in mir selber, in einer verkehrten Verhandlungsweise. Gut also, versuchen wir es mit einer andern. Bin ich seit heut' Abend wieder ihr Herr Eberty, so werde ich sie fortab wieder Fräulein Ofelius nennen. Was durch Hitze nicht gelingen will, das gelingt vielleicht durch Kälte, und weiß ich auch vorläufig noch nicht, wie ich das mit meinem Naturell zu Wege bringe; so soll doch der Versuch gemacht werden.«

Erich ward in seinem Selbstgespräch durch einen sich auf dem Kiessteige bewegenden Schatten gestört. Vom

Fenster zurücktretend fixirte er die Gestalt, die eben wieder hinter einem Bosguet hervortrat, und erkannte den alten Ofelius.

»Der Alte ... und mit seiner Wunde im Kopf, die ihn doch heftig schmerzen muß!« rief er überrascht. »Vielleicht läßt ihm der Schmerz keine Ruhe auf dem Lager, denn daß er es ist, erkenne ich an der weißen Binde um seinen Kopf! ... Vielleicht auch lassen die Sorgen ihn nicht schlafen; denn aus Rudolf's Reden schließe ich daß er bei seinen Anstrengungen für die Erhaltung des Eigenthums seines Nachbarn die Summe aus der Tasche verloren, die Rudolf heute in der Stadt flüssig machte ...«

»Er thut mir leid, der alte Papa; denn auf Rosen wandelt er nicht!« räsönnirte er weiter. »Er hat sich im Schlendrian die Zeit über den Kopf wachsen lassen. Die von Grund aus nothwendige Umgestaltung der Fabrik verursacht einen gänzlichen Stillstand in der Production, die Maschinen kosten ein enormes Geld, und er weiß nicht einmal, daß ich auch heimlich schon *meinen* Credit für ihn in die Wagschale gelegt habe, daß ich also gewissermaßen *auch* sein Gläubiger geworden bin ... Wie anders könnte so Manches doch sein, wenn ... *sie* nur wollte!«

Erich wandte sich vom Fenster ab, den Alten seiner Promenade überlassend, und warf sich auf das Lager zurück, wenn auch ohne Hoffnung, die Ruhe zu finden, die ihm nach der Anstrengung des Abends so nothwendig gewesen wäre.

7. DER TEUFEL ALS PORTRAITMALER.

Tief unten im Thal, in sanfter Schlangenwindung, zieht sich das Dorf hin, wohl eine Achtelmeile lang, eine Doppelreihe von kleinen Arbeiterhäuschen, vor deren Fenstern Betunien, Geranien und Hortensien in Kästen und Töpfen wachsen, während die kleinen, kaum zehn Fuß breiten, von Latten umzäunten Gärten bescheidene Anlagen von Kohl, Salat, Bohnen, Erbsen und anderem Gemüse in appetitlicher Frische bergen.

Hier und da unterbricht ein Bauernhaus idyllischen Styls oder die Hütte eines Handwerkers die Gleichförmigkeit der ganz nach einem Muster in demselben Maßstab erbauten Arbeiter-Colonie. Die wenigen Bauern unterziehen sich der schlecht dankenden Mühe, die mit magerem Humus bedeckten Plateaux zu cultiviren; die Handwerker haben vollauf zu thun, um den Bedürfnissen der Arbeiter zu genügen. Zwei sehr feindselig concurrirende Spezereihändler und einige elende Wirthshäuser, worunter das zum ›blanken Stiefel‹ die Honoratioren des Dorfes, den Schullehrer, die Aufseher der Fabriken, die Bauern und den Gemeindevorsieher zu empfangen pflegt, bilden eine Ausnahme der monotonen Bauregel.

Gegen das Ende des Dorfes hin, wo sich die Felsen auf beiden Seiten zu einem von der Straße durchzogenen Kessel ausbuchten, steht die Kirche, ein bescheidener, aber hübscher Bau mit grüner Kuppel, daneben das Pfarrhaus, ganz von wildem Wein und dem großen Geblatt des Pfeifenstrauchs überrankt, während über dem

Eingang die Gleiinie ihre schmalen zarten Blätter über eine Spalierlaube rankt, deren zart lilagefärbte traubenförmige Blüten in dem Gebirgsklima im Frühsommer ein kurzes schüchternes Dasein fristen.

Die Kirche ist von einem umzäunten Rasenplatz umgeben, auf dessen Grenzen von den hoch aufstrebenden Felsen sich wilder Epheu, Wegebreit und anderes Immergrün in langen Guirlanden herabranken, während auf der Höhe die Birke, aus den Felsspalten herausgewachsen, ihre hellgrünen Büsche über das Thal und das frisch vergoldete Kreuz auf der niedern Thurmspitze der Kirche hinstreckt.

Wie gering die Pfarre auch dotirt ist, das Pfarrhaus mit seinem kleinen Hinterbau, in dem sich hinter demselben an die Felsen anschließenden Garten ist sauber und mit Sorgfalt gepflegt, das Häuschen ist frisch mit hellgelber Farbe getüncht, die Fenster sind spiegelblank, das schmale Vorgärtchen ist mit Kapuziner und Verbenen an den Rabatten bepflanzt und die Hecke am Zaun ist im Frühjahr unter der Scheere gehalten.

Einen gleichen Eindruck macht das *vis-à-vis* an der entgegengesetzten Felswand befindliche, gleichsam an diese festgeklebte Schulhaus, das mit dem Pfarrgebäude dieselbe Farbe trägt, jedoch dürftiger ausgestattet ist und sich mit einem Dach von Holzplatten begnügen muß, auf welchem der Hauslattig üppig gedeiht.

In der Pfarrkirche ist natürlich das Gebot: ›im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen‹, der unwandelbare Text der Predigten; denn der im Arbeiterthum von Jahr zu Jahr mehr um sich greifende Geist der Unzufriedenheit, das Gift socialistischer Lehren, das auch in dieses Thal gedrungen, die heimliche oder öffentliche Verbreitung aufregender Brochuren und Flugblätter, auch wohl das jeweilige Erscheinen eines Apostels der Arbeiterbewegung machen es unerläßlich, wenigstens auf das Gemüth der *Frauen* zu wirken, wenn ihre Männer das Wirthshaus der Kirche vorziehen, und dasselbe Thema wird natürlich auch im Schulhause den Kindern frühzeitig eindringlich gemacht, die von diesen Bänken schon in zartem Alter in die Fabriken versetzt werden.

Die Pfarrei hatte vor jetzt einem halben Jahr einen schweren Verlust erlitten. Der Pfarrer, allgemein beliebt als humaner, toleranter Mann, aber dafür desto weniger gut bei seinen Vorgesetzten angeschrieben, war im besten Mannesalter gestorben.

Die Pfarre ward vorläufig durch einen jungen Mann besetzt, der ein besonderer Günstling des Prälaten sein sollte und sich seit seinem ersten Auftreten im Dorfe durch einen Glaubenseifer, durch Einführung eines strengen, unnachsichtlichen Kirchenregiments anszeichnete, von dem freilich ein großer Theil der Arbeiter nichts wissen wollte.

Der neue Pfarrer, ein Mann von kaum dreißig Jahren, war jenseits der Grenze, und zwar im Elsaß, geboren, jedoch in einem deutschen Priesterseminar erzogen. Man wollte von ihm wissen, er habe vor fünf oder sechs Jahren, nachdem er als Lehrer in eine aristokratische Familie der Pfalz eingetreten, eine wahnsinnige Leidenschaft für die schöne Tochter jenes Hauses gefaßt. Von dieser zurückgewiesen, habe er in seiner Verzweiflung seinem Leben ein Ende machen wollen, indem er sich zu erhängen suchte; man habe ihn aber losgeschnitten, ihn eiligst wieder in ein Kloster gesteckt und ihn dort der strengsten Strafdisciplin unterworfen.

Von seiner unseligen Leidenschaft genesen – so hieß es – habe Benedict Pirck sich dem inbrünstigsten Glaubenseifer zugewendet, habe sich eines so gottseligen Wandels befleißigt, daß die Vorgesetzten ihm seine Verirrung nicht nur vergaßen, sondern ihn zu ganz besonderer Berücksichtigung empfahlen.

Und dieser verdankte er wahrscheinlich seine proviso-rische Anstellung als der Pfarrer des Fabrikdorfes starb.

Der fromme Benedict begann sein Amt damit, daß er den unter der Nachsicht seines Vorgängers etwas phlegmatisch gewordenen Schullehrer täglich mehre Stunden lang in strenge Controle nahm. Dann that er seinen Rundgang in allen Häusern des Dorfes, in denen er, da die Männer bei der Arbeit waren, nur die Frauen zu Hause fand, und an diese Adresse sich zu richten, erschien ihm als seine Hauptaufgabe.

Benedict's Absicht gelang vollkommen. Seine Art und Weise, sich bei den Frauen zu insinuiren, sich zuerst nach ihrem und ihrer Familie leiblichem Wohlbefinden, ihren materiellen Verhältnissen zu erkundigen, ihnen Rath zu ertheilen und seine Hilfe zu versprechen, wo er könne, alles Das gewann ihm das Vertrauen selbst Derjenigen, die Anfangs eine gewisse Scheu vor dem geisterbleichen, aber im Grunde schönen, jedenfalls regelmäßigen Antlitz des jungen Pfarrers zeigten.

Die älteren Weiber horchten dem salbungsvollen Tone, dem Wohlwollen, das aus demselben sprach, und fanden es in der Ordnung, daß man erst die irdischen Interessen wahre und dann die jenseitigen nicht vergesse.

Die jüngeren entdeckten sofort den Unterschied zwischen dem früheren corpulenten, behäbigen Seelsorger mit dem breiten gutmüthigen Gesicht und dem jungen, wenn auch übermäßig hagern Nachfolger, aus dessen Augen so viel zu lesen war, der so ganz anders zu ihnen redete und, wenn er auch gewöhnlich sehr ernst und streng aussah, doch so liebenswürdig und vertrauenerweckend lächeln und so herzlich sein konnte, wenn er die Kleinen auf seinen Schoß nahm und die jungen Mütter für sich stimmte, indem er die Kinder lieb kostete.

So war er während der ersten vierzehn Tage von Haus zu Haus gegangen. Die Kirche füllte sich seitdem, daß sie kaum Raum genug hatte; man drängte sich zum Beichtstuhl, der bisher vernachlässigt worden, und zankten die

Arbeiter ihre Frauen aus, wenn die Suppe nicht rechtzeitig auf dem Tische stand, wenn in der kleinen Wirthschaft nicht mehr Alles wie sonst ging und die Kinder verwahrlost in der Straße umherliefen, während die Frau im Beichtstuhl saß – es war nichts auszurichten, und manche der Arbeiter entschlossen sich, im Wirthshause Entschädigung zu suchen, wo natürlich manch bitteres Wort gegen ›den Paffen‹ fiel.

Aber seltsam genug, ein Beweis von dem Einfluß, den Benedict sich schnell zu erwerben gewußt, so Mancher, der im Wirthshause den ›Parrer‹ in die Hölle wünschte, zog die Mütze respectvoll vor ihm, wenn er ihm auf der Straße begegnete.

Die ersten Besuche, welche Benedict Pirck bei Antritt seiner Pfarre machte, galten natürlich dem alten Baron, der damals noch lebte, und dieser brummte, nachdem der Pfarrer ihn verlassen:

»Als ich den Mann zum ersten Mal sah, gefiel er mir gar nicht; heute, wo ich ihn zum zweiten Mal sehe, gefällt er mir in *seiner* Art vortrefflich; aber *mir* soll er hundert Schritt vom Leibe bleiben!«

Der nächste Besuch galt der Familie Ofelius, deren Etablissement zu der Pfarrei gehörte.

Ofelius hatte wenige Minuten nach Empfang des Gastes dringende Geschäftsangelegenheiten, die ihn nöthigten, den geistlichen Herrn seinen Damen zu überlassen.

»Unsere Bergleute da drunten,« sagte er am Abend zu seiner Frau, die den jungen Pfarrer ›ganz manierlich‹ fand, »unsere Bergleute sind außen schwarz, und das

läßt sich waschen, *der* aber ist innen schwarz und dafür giebt's keine Seife!«

Leontine hörte diese Aeußerung beim Abendmahl und schwieg. Als der Vater wissen wollte, was sie über den jungen Mann denke, antwortete sie:

»Ich erlaube mir noch kein Urtheil über ihn, Vater. Er scheint viel gelernt zu haben und das besticht mich vielleicht, weil ich die Vorzüge des Geistes über Alles stelle und wir in unserer Abgeschlossenheit keinen Ueberfluß an solchen genießen. Er besitzt eine Unterhaltungsgabe, die besticht; er scheint sich in eleganten Kreisen bewegt zu haben, was auffällt, und das giebt ihm wenigstens seinen Collegen gegenüber ein gewisses Relief, wenn es auch wohl nicht das rechte ist.«

Als bald darauf der alte Baron im Ofelius'schen Hause selbst das Gerücht von der unglücklichen Liebes-Affaire des jungen Pfarrers erzählte, setzte er hinzu:

»Das stimmt so ganz mit meiner Beurtheilung dieses jungen Geistlichen. Es war mir bei seinem Besuch, als müsse ich für ihn bedauern, daß die Zeit der galanten Abbés vorüber, in die er hineingepaßt hätte. Trotzdem oder vielleicht eben deshalb gefällt er mir als Species, und ich gestehe, daß ich die Schwäche habe, anzuerkennen, wenn Leute, die selbst der Weltlichkeit nicht ganz entsagen können, so viel Resignation haben, einen Beruf zu wählen, der sie zwingt, dieselbe öffentlich zu verdammen. Aber ich will nichts gesagt haben und mein Urtheil für mich behalten. Ich meine, unsere Damen, namentlich Fräulein Leontine, müßten die besten Richter sein; denn

ohne alle Frage giebt die Art und Weise, wie ein Mann einem schönen Mädchen, einer schönen Frau von Geist in's Auge schaut, dieser den unfehlbarsten Maßstab zur Beurtheilung seines Charakters.«

Leontine lächelte schelmisch.

»Auch wenn er im Domino steckt, Herr Baron?« fragte sie.

»Ihre Frage, schöne Ofelia,« rief der Baron ebenfalls lächelnd, »beweist mir, daß wir in unserm Urtheil einverstanden sind!« – –

Der Baron war inzwischen gestorben, und Benedict hatte in der Gemeinde in demselben Sinne und Geiste fortgewirkt, in welchem er begonnen.

Trotz seiner Strenge war es ihm gelungen, sich beliebt zu machen; denn wenn er auch in der Kirche donnerte, so verstand er es, bei seinen regelmäßigen Besuchen im Dorfe so sanft, so eindringend zu ermahnen, daß man gern seinen Zorn über sich ergehen ließ, und namentlich von den Frauen, wenn sie unter der Wucht seiner Kanzelworte zitterten, dachte jede Einzelne der er im Hause so sanft und überzeugend zugeredet: damit meint er die Anderen und die werden es wohl verdienen!

Jede Einzelne glaubte deshalb, ihm näher und in seiner besondern Gunst zu stehen. Jede Einzelne, wenn sie ihm bei seinem Eintritt in das Haus demüthig die Hand küßte, war dabei überzeugt, sein großes flammendes Auge blicke zwischen den matten und wie es schien erschlafte Lidern segnend und beruhigend auf sie herab. Jede Einzelne war des Himmelreichs um so sicherer, da

sie ja aus seinen Kanzelreden hörte, wie viel Grund zur Unzufriedenheit er mit den Anderen habe.

Nur einige Schwellen der Häuser im Dorfe vermied Benedict wie die Pest – die der wenigen protestantischen Arbeiterfamilien, welche von Ofelius hierher gezogen worden.

Diese in ihrem Glauben aushungern zu lassen, ihnen ihre geistliche Seelennahrung zum Gift zu machen, war Benedict's Absicht. Er wollte sie isoliren, ihnen den Aufenthalt im Dorfe unerträglich machen und so die räudigen Schafe endlich aus seiner Heerde entfernen.

Die nächste Folge einzelner seiner auf letztere bezüglichen Reden waren einige Schlägereien im Wirthshaus. Indessen hatten diese keine weiteren Folgen, da die wenigen protestantischen Männer sich mit ihren Fäusten Respect zu verschaffen gewußt hatten, und als einer von ihnen, des Aufsehers Thormann rechte Hand und zuverlässigster Arbeiter, ein Riese mit gewaltigen Fäusten am Ende des Kampfes erklärt hatte, so werde er auch den Pfarrer niederschlagen, wenn er es noch einmal wage, die Kanzel durch Spottreden auf seinen Glauben zu verunglimpfen, da hielt es Benedict für gerathen, diese Familien in Ruhe zu lassen.

Ofelius selbst, der von diesen Excessen gehört, benutzte die Gelegenheit, dem Pfarrer vorzustellen, wie wünschenswerth es ihm sei, unter seinen Arbeitern, einem ohnehin so spröden Volk, die Ruhe zu erhalten; denn

nach seiner Meinung als guter Katholik sei Jeder gottgefällig, der hienieden rechtschaffen seine Schuldigkeit thue.

Benedict biß sich auf die schmalen, blassen Lippen und sprach von Mißverständnissen, denen *er* als Pfarrer ausgesetzt sei, wenn er in *seinem* Sinne predige.

»Ich habe am liebsten verheirathete Arbeiter,« setzte Ofelius hinzu, »die nicht auf das Wirthshaus angewiesen sind, und deshalb muß mir daran liegen, ihnen die Ruhe und Sicherheit ihrer Familien zu garantiren.«

Wie mäßig dotirt auch Benedict's provisorisches Pfarramt war, es gewährte ihm doch die Möglichkeit einer behaglichen Existenz, wie dies seines Vorgängers körperliches Wohlsein bewiesen. Und dennoch zeugte sein Aeußeres von einer Complexion, die bei *ihm* dergleichen nicht gedeihen ließ.

Sein Antlitz, sein ganzer Körper behielten ihre Magerkeit, sein Gesicht blieb bleich, gespenstisch bleich, seine großen Augen quollen aus den von Falten umringten müden Lidern hervor, um seinen Mund hatte sich eine menschenfeindliche Falte eingegraben. Die schmalen Lippen bedeckten zwar schneeweiße Zähne, aber nur um den Contrast mit dem abgehärmten Gesicht noch auffallender zu machen.

Dieses bleiche Antlitz beugte sich über einem ungewöhnlich langen Halse auf die gefalteten schmalen, knöchernen Hände zum Gebet mit einem Ausdruck, als sei es nicht von dieser Welt, und wenn Benedict's kräftige, sonore Stimme dann durch die Kirche schallte und sich

an den Pfeilern derselben brach, oben in dem Gewölbe dumpf zitternd verhallte und seine Töne sich gleichsam in den steinernen Bogen zu einem Choral vereinten, so durchschauderte es die Gemeinde mit mächtiger Andacht.

So unbedeutend, so schwächlich Benedict also erschien, übte er doch bald in seiner kleinen Gemeinde eine Gewalt, welche er der Zähigkeit und Ausdauer seines Willens und namentlich einer Gewandtheit verdankte, die bei scheinbarer Demuth mit Consequenz verfolgte was ihm vorschwebte.

So war Benedict nach außen, seiner Gemeinde gegenüber. In seiner kleinen Häuslichkeit beobachtete er eine puritanische Einfachheit und Anspruchslosigkeit.

Alles was er besaß, war eine kleine ausgewählte Bibliothek, der er seine ganze Sorgfalt widmete. Er war von äußerster Mäßigkeit in materiellen Genüssen; er trank nur Wasser, sein Mahl war karger als das des letzten Arbeiters im Dorf, sein Bett bestand aus einer Pritsche, wie er es im Kloster gewohnt worden.

Machte er sich nicht im Dorfe zu schaffen, so unternahm lange Spaziergänge, immer mit dem Brevier unter dem Arm, und begegnete man ihm, so flüsterten seine bleichen Lippen zitternd fromme Wünsche aus demselben vor sich hin.

Und diese Enthaltsamkeit gerade war es, die ihm, dem Andenken seines den Tafelfreuden huldigenden Vorgängers gegenüber, in den Augen der Gemeinde den ersten Heiligenschein um das Haupt legte. Ja, mochte immerhin

das Gerücht von seiner unglücklichen Herzensgeschichte bei der Gemeinde Eingang gefunden haben, die Einen hielten es für böse Nachrede, die Anderen, und diese waren die Frauen, schauten ihn heimlich darauf an und meinten: nun ja, wenn er nicht so entsetzlich bleich und mager wäre, er müßte ein ganz hübscher Mann sein!

Und sie vergaben ihm diese Verirrung, ja sie fanden dieselbe sogar ganz natürlich, solange sich sein jugendliches Gemüth noch nicht von allen weltlichen Schlacken gereinigt hatte.

Wie es nun dem Menschen nicht gegeben ist, Alles über sich zu vermögen, was er will, es sei denn durch lange und strenge Gewalt an sich selber, so war auch Benedict seit jener jugendlichen Verirrung erst halb mit dem Teufel in sich fertig geworden und es gab noch immer Momente, wo dieser über ihn Meister zu werden drohte.

Benedict hatte in seiner Einsamkeit, in welcher der Böse uns ja immer am nächsten ist, schlimme Kämpfe zu bestehen, und immer, wenn ihn die Sünde wieder anfocht, war es das Bild seiner unglücklichen Liebe, das aus der Engelschaar hervorbrach, welche seine frommen, inbrünstigen Gebete um ihn sammelten; ja, zuweilen blickte ihn sogar die Mutter Maria an der Wand mit den Zügen und den Augen seiner verhängnißvollen irdischen Liebe an.

Diese lichte, helle Erinnerung, trotz dem tragischen Ende, riß ihn dann zur Verzückung hin. *Sie*, jenes wunderbar schöne Mädchen, das ihn einst seiner Pflicht abwendig gemacht, stand vor ihm in all' dem Liebreiz, mit

welchem uns die Sünde verlockt; lebendig in ihrer Schönheit, wie er sie damals vor sich gesehen, wie er ihr zu Füßen gelegen, sie um Erhörung anflehend! Es durchschauderte ihn mit Entzücken; denn es war ihm, als fühlte er noch immer, wie er ihre weiße Hand erfaßte und sie trotz ihrem Widerstand an seine Lippen riß. Er fühlte noch den Kuß, den er auf diese schöne Hand preßte, er empfand noch das Wonnegefühl des einen einzigen kurzen Augenblicks, wo er aufsprang, sie in seine Arme preßte, und dann – – dann ergriff es ihn jetzt mit der Gluth der Hölle und zugleich mit der Wuth des Tigers, der Gedanke nämlich, wie sie ihn von sich stieß und mit einem Angstschrei vor ihm in Ohnmacht sank.

Das war gewöhnlich der Gipfelpunkt seines Paroxysmus. Danach packte ihn die Erinnerung wieder mit eisigem Entsetzen. Der Haß gegen die Welt, die er lieben sollte, bäumte sich in ihm. Bald zähneknirschend, bald das Antlitz verhüllend rannte er im Zimmer herum, bis er endlich im Fieberschweiß vor seinem Betpult zusammensank.

Da war seine Raserei zu Ende, ausgetobt die Wildheit der Dämonen in ihm, und sich kasteiend, wie es ihm die Klosterdisciplin ehemals geboten, begann er den Teufel auszutreiben, und mit klappernden Zähnen, mit schlotternden Gliedern wimmerte er heiße Gebete in denen ihn wiederum ein heftiger Muskelkrampf unterbrach, der ihn zu Boden warf, ihn auf demselben umherwälzte und mit einem tiefen, starrkrampfähnlichen Schlaf endete.

Niemand sah diese traurigen Anfälle des Unglücklichen; denn er hielt sich keinerlei Bedienung im Hause, und selbst seine kärgliche Mahlzeit wurde ihm aus einem Nachbarhause jeden Mittag gereicht. Er selbst kämpfte mit aller Willenskraft dagegen und mit aller Hoffnung auf Gelingen; denn schon einmal war es ihm ja nach jener Katastrophe gelungen, den Satan in sich auf lange Zeit zu tödten. Aber es waren äußere Einflüsse, welche diesen gleichsam bei den Haaren wieder herbeigezogen, und diese waren Benedict's Wonne und Verzweiflung.

In jener Familie eines Mannes, der einen reizenden Landsitz in Franken bewohnte, einem liebenswürdigen Kreise, in welchen Benedict aus dem Seminar als Lehrer eines zwölfjährigen Knaben getreten, war er mit großer Freundlichkeit aufgenommen und ihm all' die Rücksicht eines Mitgliedes der Familie gewidmet worden.

Benedict erlebte in diesem Kreise glückliche Tage, namentlich in der Unterhaltung mit den drei erwachsenen jungen Mädchen, die dem Lehrer ihres Bruders schon seines Kleides wegen das größte Vertrauen entgegenbrachten und sogar selbst Belehrung suchten, wo ihnen diese trotz ihrer Erziehung im Pensionat noch fehlte.

Namentlich die älteste, ein Mädchen von ernstem, contemplativem Wesen, sah es gern, wenn er sich ihr anschloß; sie hörte ihm treuherzig zu, wenn er sprach, wenn er ihr auf ihren Promenaden begegnete und mit dem Respect, den er ihr schuldig war, um die Erlaubniß bat, sie begleiten zu dürfen.

Benedict hatte im Seminar besonderes Talent für das Harmonium entwickelt und dieses ausgebildet. Elwine lauschte ihm mit großer Aufmerksamkeit, wenn er dies Instrument in der Villa spielte und es zuweilen auch wohl mit seiner volltönenden Stimme begleitete.

Ein halbes Jahr war etwa verflossen, als Benedict in der Familie davon sprechen hörte, daß Elwine mit einem Officier der benachbarten Stadt verlobt werden solle, den er öfter in der Familie gesehen. Er war zugegen, wenn die Eltern dem Mädchen, das nichts für diesen Mann fühlte, einleuchtend zu machen suchten, wie vortheilhaft diese Partie sei; er sah, wie sie sich dagegen sträubte, und ein einziger zufälliger Blick, der aus Elwinens Auge bei einer solchen Gelegenheit auf den Hauslehrer fiel, sollte dessen Unglück werden.

Benedict liebte das Mädchen mit aus Pflichtgefühl bis dahin bekämpfter Leidenschaft. Sorgfältig hatte er sich selbst in ihrer Gegenwart bis her überwacht – mochte jetzt Elwine zufällig ihn angeblickt oder durch diesen Blick ihn zur Hilfe aufgerufen haben, seine Leidenschaft ließ ihn denselben mißverstehen.

Seit jenem Blick des Mädchens rief er vergebens sein ganzes Pflichtgefühl zum Kampfe gegen seine Leidenschaft auf; kein Schlummer kam mehr in sein Auge, er rang vergebens mit der Vorstellung all' des Elends, das er über sich bringen mußte, und hatte er Elwine eine Woche hindurch deshalb gemieden, sein Verhängniß ließ sie ihm eines Abends im Parke allein begegnen.

Er sah sie in trübes Nachdenken versunken dasitzen; er stürzte, ohne von sich selbst zu wissen, ihr zu Füßen, beschwor sie, mit ihm zu fliehen, und – erwachte erst in der strengen Clausur des Klosters aus seinem Taumel.

Kaum vier Wochen nach Antritt seiner Pfarre, die ihm, als vollständig gebessert und zu den höchsten Hoffnungen berechtigend, verliehen worden, hatte Benedict sich auf der Kanzel schon in einen Feuereifer hineingeredet, der die Andächtigen zu lautem Schluchzen hinriß, als sein Auge plötzlich auf einem Mädchengesicht haftete, das aus dem Halbdunkel der Kirchenstühle fromm und begeistert zu ihm aufblickte.

Benedict's Redefluß verwickelte sich. Er, ein Meister der Rede, sah sich genöthigt, eine künstliche Nothwendung in seiner Predigt zu nehmen. Sein Antlitz, das sich wie immer während seines Vortrags leicht gefärbt, erblaßte, und auch das junge Mädchen ward leichenbleich, als es sich so von dem Pfarrer fixirt sah.

Dieser schloß seine Predigt früher als gewöhnlich, und die Gemeinde war der Ueberzeugung, es habe ihn während derselben ein Unwohlsein befallen. Benedict aber verließ hastig die Kirche, stürzte in die Pfarrwohnung, schloß sein Zimmer ab und brach dann laut weinend zusammen.

Acht Tage hindurch sah Niemand den jungen Pfarrer, und erst am nächsten Sonntage athmete Alles auf, als Benedict wieder seine Functionen übernahm.

Eine Aehnlichkeit, die ein Auge, so scharf wie das seine, täuschen konnte, mußte schon eine ganz ungewöhnliche sein, und wirklich hatte nur eine solche ihn in einen so beunruhigenden Zustand versetzt.

Schon seit Antritt seines Amtes hatte er fast täglich seine weiten Spaziergänge in *einer* Richtung unternommen. Quer über das Thal hinwegschreitend, war er an der längst unbrauchbar gewordenen Mühle vorüber gegangen, die in derselben Thalweitung, auf der andern Seite der Häuserlinie, also der Kirche gegenüber, am Abhange der Felsen lag.

Ein schmaler Weg führte aus der Dorfreihe über den kleinen Kessel, in welchem, in der Felsenecke versteckt, diese Mühle lag. Ihr Dach war halb zerfallen, die moosgrünen Schindeln waren zerbrochen; schief gesenkt gegen die überhängende Felsenwand lag das armselige Häuschen da. Die Fensterrahmen waren morsch, und kaum noch hielten sie die Angeln und Rahmen der in einer Perlmutterfarbe glänzenden Scheiben. Die Thür hing schief und war nur noch durch einen breiten Balken von innen zu verschließen.

Das Mühlrad sammt dem ganzen Holzgerüst, das es getragen, war längst in das tiefe, abschüssige, von Farrenkraut bewachsene Bett des Gebirgsbaches hinab gefallen und dort vermodert; denn seit die Fabrik angelegt worden, hatte deren Besitzer mit Recht oder Unrecht alle die von den Plateaux kommenden Zuflüsse in seinen Waldbach geleitet und dadurch auch der Mühle das Wasser

abgefangen, deren Müller mit seiner Familie davongezogen, nachdem er das baufällige Haus einem Nachbarn für eine Bagatelle verkauft, der wiederum nur die dazu gehörigen Aecker bebaute und das Häuschen verfallen ließ.

Rechts von dem breiten Stege, der von der Dorfstraße über den niederen Kessel führte, in welchem die Mühle lag, betrat man eine Felsennase, die sich über diese Kluft hinwegstreckte. Kaum dreißig Schritte breit, führte dieselbe zu einer neuen Brücke über das eigentliche Bett des Baches, und von da erstieg man auf einem Hohlweg die Höhe.

Wer den ersten Weg betrat, sah von demselben einen schmalen Pfad zur Mühle hinabführen, und vor dieser auf dem Grün der Thalmatte hingen ganze Reihen frischer Wäsche zum Trocknen. Die Fenster des Häuschens waren also von dieser versteckt. Ein kleiner grauer Spitz bewachte die Wäsche, kläffte Jeden, selbst den Pfarrer, an, wenn dieser den Steg betrat, und verfolgte den Vorübergehenden mit seinem Gebell, als warne er ihn, sich der mürben, unter jedem Tritt schwankenden, über den Abgrund führenden, etwa dreißig Schritte langen Brücke anzuvertrauen, die zu erneuern der Gemeinderath des Dorfes kein Geld zu haben vorgab.

Benedict mit seinem leichten Körpergewicht hatte furchtlos stets diese Brücke gewählt, um den Umweg

durch das Dorf zu vermeiden. Der Mühle und ihren stillen Bewohnern hatte er keine Aufmerksamkeit gewidmet; das Gekläffe des um die Sicherheit der Wäsche besorgten Hundes war ihm jedesmal sehr unangenehm gewesen, und hatte er deshalb seine Schritte beschleunigt.

An dem Tage, wo er nach seinem Unwohlsein zum ersten Male wieder die frische Höhenluft aufsuchte, lag der Hund todt an seiner Hütte, und vor ihm stand, die Hände gefaltet, ein junges Mädchen in anspruchsloser, aber sauberer Tracht, das traurig auf das arme Thier hinabblickte.

Einen Blick, theilnahmsvoll, ahnungslos, that Benedict hinab auf diese Scene. Er wankte. Er suchte, mit dem Arm in der Luft tastend, das Ende des schmalen Steges zu erreichen. Auf der Felsplatte angelangt, mußte er tief Athem schöpfen, dann wie gehetzt, stürzte er vorwärts, betrat die Brücke, sich auf die leichte, schwankende Fichtenstange stützend, welche ihr von morschen Streben gehalten, als Barrière diente, und ruhte nicht eher, als bis er in dem Hohlweg auf ein Rasenstück niedersank.

Hier legte er die Schläfe in beide Hände. Aechzend starrte er vor sich hin. Seine Arme; seine Füße zitterten.

»Ich muß fort von hier!« schrie er angstvoll auf. »Fort! Fort! . . . Die Hölle selbst sandte mir dieses Geschöpf hierher, um mich wieder zurückzureißen! Jener Abgrund . . . in ihm dieses Weib . . . Ist es nicht ein Bild der Tiefe, in die ich wieder versinken soll? . . . Ich währte mich sicher in dieser Abgeschiedenheit hier unter einfältigen Seelen; ich glaubte vergessen zu haben all' die Schmerzen; und

jetzt hier in meiner Nachbarschaft, in meiner unmittelbaren Nähe . . . «

Benedict versank muthlos, verzweifelt in sich. Dann plötzlich sprang er auf, richtete sich in die Höhe, blickte gen Himmel und starrte wieder zurück in die Richtung, aus der er gekommen.

»Nein, nicht fort!« rief er emphatisch. »Ich will dieses Geschöpf sehen, will ihm plötzlich muthig gegenüber treten! Mag der Zufall ihr dieselben Engelszüge verliehen haben, die mich schon einmal so elend gemacht, sie wird, wie der Künstler immer nur *ein* Meisterstück schafft, nur eine seelenlose, elende Copie sein und in ihrem Anblick will ich genesen, will ich mein thörichtes Herz überzeugen, daß es um einer mir von der Hölle in den Weg geführten Maske willen sich und mich verdirbt!«

Benedict's Entschluß war von der Klugheit dictirt. Er sagte sich, daß die Caricatur das Ideal zu zerstören am besten geeignet sei, und was Anderes konnte er in jener elenden Hütte finden als diese?

Erleichtert, sich allmählich beruhigend, setzte er seine Promenade fort. Er las eifrig in seinem Brevier; seine Lippen waren fieberhaft in Bewegung und endlich fand er die Ruhe, die er gesucht. Muthig trat er den Rückweg an, entschlossen, der Versuchung kühn in's Auge zu blicken.

Was sonst so wohlthuend auf sein zerrüttetes Gemüth wirkte, das frische knospende und sprießende Grün des ersten Frühlings, der um jene Zeit seine Liebesgaben über die Felder und Gärten ausbreitete, der die Apfelblüthe schwellte, die Amaranthe, Vergißmeinnicht und Silenen

zur Blüthe trieb und die Amsel auf die Zweige der Bäume schickte, um sie die ersten Lieder singen zu lassen – all' das sah und hörte er nicht. Er las und las in seinem Brevier; immer fieberhafter bewegten sich seine Lippen, bis er den Rand der Hochebene erreichte, an welchem der Hohlweg ihn wieder in das Dorf zurückführen sollte.

Dort unten, hinter der vorspringenden Felsenwand, lag das Häuschen verborgen, vor welchem ihm ein Gesicht begegnet, dem die Hölle selbst diese Aehnlichkeit mit dem jungen Weibe gegeben, das er als sein Unglück verfluchte und dennoch, wenn es wieder über ihn kam, mit der Gluth des Wahnsinns noch liebte, der Gegenstand einer Leidenschaft, von der erlöst zu werden er vergeblich so oft und so inbrünstig gebetet!

Minutenlang stand er jetzt da oben auf dem Rande des Plateaus und starrte hinab. Die Sonne hinter ihm warf seinen Schatten lang und gezerzt über den Abhang hinab. Er erschrak vor ihm. Immer heißer war's ihm in Brust und Stirn wieder geworden, obgleich er sich durch das Gebet vollkommen gerüstet zu haben glaubte. Er wollte hinab und sein Fuß wurzelte dennoch fest; er wollte umkehren, den andern Weg nehmen, und sein Fuß weigerte ihm den Dienst.

Er setzte sich auf den Rasen, er blickte hinunter, dorthin, wo seine Kirche lag, die er belog, deren er unwerth zu sein glaubte mit der Hölle im Herzen und der Lüge auf der Zunge. Endlich entquollen heiße Thränen seinen Augen und erst da ward's ihm leichter. Es war ihm, als

seien es die Blutropfen seines sündigen Herzens, wie sie so brennend auf seine Hand fielen.

»Ich will gehen!« rief er sich zu. »Ich fühle mich ruhiger! Der Gefahr ausweichen, heißt ihr unterliegen ohne Kampf! Ich will den Teufel durch den Teufel vertreiben!«

Und diesmal gehorchte sein Fuß. Aufrecht, gefaßt, ruhig fast schritt er den Hohlweg hinab. Er bebte sogar nicht einmal, als er auf der schwankenden Brücke, immer seinem gespenstisch den Abgrund überschreitenden Schatten folgend, angelangt, dasselbe Mädchen neben einer alten Frau auf der Holzbank unter einem mit dürftigem wilden Rosenlaub bekleideten, roh gezimmerten Laubspalier sitzen und emsig die Nadel führen sah.

Noch einmal blieb er auf der Mitte der Brücke stehen. Sich selbst unbewußt haftete sein Blick auf den Beiden da unten. Er fühlte sogar nicht einmal, wie die Streben der Barrière wankten, als er sich unbewußt auf die halbverfaulte Stange derselben stützte.

Jetzt vernahm er einen Aufschrei von unten. Er sah, wie das Mädchen aufsprang und ihm mit einem weißen Tuch zuwinkte.

»*Apage Satanas!*« flüsterte Benedict. Aber unwillkürlich, die Absicht des Mädchens verstehend, schritt er die Brücke entlang und erreichte die Felsenplatte, unter der jetzt eben das Mädchen stand, das sich unbefangen genähert hatte.

»Ich beschwöre Sie, geistlicher Herr, vermeiden Sie die Brücke!« rief sie ihm entgegen. »Ich fürchte jedesmal,

wenn sich Einer hinaufwagt, sie könnte zusammenbrechen, und das wäre fürchterlich, wenn gerade Sie das Unglück träfe!«

«Gerade mich?« wiederholte Benedict, der sich Zwang anthat, wenigstens eine Antwort zu geben, und doch erst Zeit gewinnen mußte, um zusammenhängender Worte fähig zu sein.

Aber das Gesicht des Mädchens hatte einen so frommen, so herzlichen Ausdruck, daß es ihm warm in der Brust ward. Die Aehnlichkeit, die er vorhin wie eine Offenbarung der Hölle gestehen, zog ihn jetzt so wonnig an; es war ihm, als zerre es ihn mit hundert Armen auf die Wiesenmatte vor dem Häuschen hinab, und wenige Secunden darauf stand er vor dem Mädchen.

Er blickte dasselbe an; sein Antlitz, vorhin noch der Ausdruck des heftigsten inneren Kampfes, sänftigte, verklärte sich langsam, er lächelte dem frommen Kinde zu, wie es so harmlos, so vertrauensvoll vor ihm stand; er lächelte über sich selbst und seine thörichte Angst.

»Wer bist Du, Kind?« fragte er mit leichter bewegter Stimme das etwa achtzehnjährige schöne Mädchen.

»Babette Ambach, Herr Pfarrer und die alte Frau dort ist meine Mutter! Meine Eltern sind vor langer Zeit vom Rheingau hierher gezogen, mein armer Vater aber verunglückte drüben in den Felsen, in die er mit seinem Pflug hinabstürzte, und seitdem ernähren wir uns, so gut wie es gehen will, durch das kleine Ding hier, das ich in der Hand habe, durch die Nadel.«

Babette sprach dies mit einer Offenheit und Zutraulichkeit, welche ihr dem frommen Herrn gegenüber gerechtfertigt oder geboten erschien. Sie blickte dabei denselben harmlos mit ihren seelenvollen Augen an.

»Wie kommt es, daß ich Dich noch nicht in der Kirche und im Beichtstuhl gesehen?« fragte Benedict, dem es immer wärmer würde, aber mit Beobachtung seiner geistlichen Würde.

»O doch, Herr Pfarrer!« lächelte das Mädchen vor sich hin. »Ich sitze nur immer bescheiden ganz hinten, wo wir armen Leute hingehören. Aber neulich überließ mir unsere Nachbarin ihren Stuhl; da saß ich dem Herrn Pfarrer ganz nahe, und hab's wohl bemerkt, wie Sie böse waren, daß sie nicht selbst erschienen war. Und was den Beichtstuhl betrifft . . . «

Babette hielt inne, scheinbar verlegen um einen Grund.

»Ich darf ja meine arme alte Mutter so selten allein lassen, und der liebe Gott verzeiht's Einem wohl, wenn Unsereins keine Sünde einfallen will, die er zu bekennen hätte. Uebrigens liegt drinnen ein kleiner Pflingling von mir, das Kind meiner kürzlich gestorbenen Schwester, das ich zu mir genommen, da der Vater den Tag hindurch auf Arbeit ist.«

Im Anschauen des seltsamen Mädchens und in dem Bemühen, seine Haltung zu bewahren, vergaß Benedict eine strafende Antwort für Babettens oberflächliche Ansicht von der Bedeutung der Beichte.

Da stand vor ihm ein lebenswarmes, frisches, rosiges Geschöpf mit denselben und fast noch schöneren Zügen

als die, welche er vergötterte; mit derselben, wenn auch von einem schlichten, sauberen Gewande umhüllten Anmuth in allen Bewegungen, mit demselben schlanken und ebenmäßigen Körperbau; ja selbst in der Sprache wollte er denselben Klang entdecken, doch heller, heiterer, tönender und bezaubernder durch die schelmische Bewegung der Lippen, welche diese Sprache begleitete.

Wie es so oft mit Dem ergeht, was wir heiß ersehnen: steht es vor, uns, so beruhigen sich ausklingend alle die in unserer Seele überspannten Saiten, um sich zu süßer Harmonie zu eilen.

Benedict empfand ein Gefühl des Glücks, der Zufriedenheit, die Ueberzeugung, der Anblick dieses Mädchens werde seine Leidenschaft allmählich in eine wohlwollende Erinnerung verwandeln.

Er nahm Babettens Hand in die seine, er blickte ihr lange und herzlich in das schöne dunkle, so unbewußt von einer reinen Seele sprechende Auge, und fern war ihm in diesem Moment jedes sündige, weltliche Verlangen – so meinte er wenigstens, und er schied von ihr mit dem Versprechen, seine Nachbarin häufig zu besuchen.

Als er in sein Pfarrhaus zurückgekehrt, war himmlischer Jubel in ihm. Er sah es wie ein Geschenk des Himmels an, der ihn das Verlorene hatte wiederfinden lassen, ohne ihm mit Gefahr zu drohen. Er glaubte sich geläutert, entsündigt. Er sank in seinem Betstuhl auf die Knie, und das Bild, das ihm sonst wie in einem Flammenkranz des Fegefeuers erschienen, es stand heute im milden Glanz der Versöhnung der Vergebung vor seinen Augen.

Zum ersten Mal that er wieder einen ruhigen Schlaf auf seinem harten Lager.

Benedict täuschte sich über seine eigene Natur. Kaum mit der Vorstellung der Versöhnung und Läuterung in sich fertig, gewann die Leidenschaft wieder die Oberhand. Er mußte dieses Mädchen sehen und wieder sehen; er erfand Vorwände über Vorwände zu diesem Zweck, er verdoppelte den Eifer, seine Gemeinde-Angehörigen zu besuchen, um sein Eintreten in jenes Häuschen als unverfänglich erscheinen zu lassen, und dort verweilte er stundenlang im Gespräch mit der alten Mutter, einer frommen, gläubigen Seele.

Babette erschien von da ab wöchentlich einmal zur Beichte, und kein Gottesdienst ward gehalten, bei dem sie nicht zugegen war.

Daß aber das Mädchen selbst nicht glücklicher dadurch geworden, als man es plötzlich wie alle Uebrigen von der Gottseligkeit erfaßt sah, davon zeugte ihr bleiches Aussehen und das träumerische Wesen, das sie oft inmitten ihrer ehemals unstörbaren Freudigkeit und Herzensklarheit überfiel, sie wußte anfangs selbst nicht warum.

8. BABETTE AMBACH.

Eng und vertraulich war seit Jahrhunderten der internationale Verkehr an der deutsch-französischen Grenze. Die beiden Völkerschaften schwammen, unbekümmert um die buntbemalten Marksteine und Schlagbäume, in

geschäftlichem Umgang wie Essig und Oel durcheinander, verträglich durch die Gemeinsamkeit industrieller Interessen durch Familienverwandtschaft, durch Vermischung der eigentlichen Nationalität innerhalb der Familien infolge von Heirathen zwischen hüben und drüben, und unbekümmert um die historische politische Theilung, welche deutsche Angehörige dem Nachbarn überwiesen, die also in deutscher Sprache redeten und in französischer Münze ihre Steuern zahlten.

Ward diese Gemeinsamkeit auch allwöchentlich durch einige internationale Zwistigkeiten illustirt, in welchen sich die Grenz-Nachbarn blutige Köpfe schlugen, erhoben sich auch in den Wirthshäusern häufige Wortwechsel in dem abscheulichen Kauderwelsch des Grenz-Jargons, eines kaum verständlichen Sprachengemenges, so that das doch der Freundnachbarlichkeit keinen Eintrag und ließ die Eintracht der politisch Geschiedenen am häuslichen Heerd unberührt. Der *pot-au-feu* drüben, und die deutsche Bratpfanne vertrugen sich immer.

Tausende von Deutschen hatten in den französischen Fabriken und Werkstätten der Grenzorte ihre Beschäftigung, ihr Brod gefunden; sie schliefen auf deutschem Boden, hatten ihre Familie auf heimischer Erde und kehrten jeden Abend zu derselben zurück. Die Nachbarn von Diesseits und Jenseits, größtentheils dem deutschen Stamm angehörig, luden sich gegenseitig zu ihren häuslichen Festen, zu Kirchweihen und Messen, und sogar die unverfälschten Stammesangehörigen der ›großen Nation‹

beehrten bis vor Kurzem die Deutschen mit ihrer Gegenwart.

Auch in den besseren Ständen herrschte auf beiden Seiten ein gefälliger Umgangston. Der Bürger- und der Kaufmannsstand, mannichfach durch geschäftliche Interessen mit einander verbunden, begegneten sich mit Zuvorkommenheit. Die Officiere der Grenzbesatzungen wurden zu den Bällen in den französischen Garnisons-Orten der ›Frontière‹ geladen, und herrschte auch, je nachdem der politische Himmel klar oder umwölkt war, zuweilen eine gewisse Reserve oder Spannung, man beobachtete einen liebenswürdigen Umgangston, wenn nicht einmal wie bei Gelegenheit der Luxemburg-Affaire, dem gallischen Hahn der Kamm schwoll und er sich herausfordernd auf die Schlagbäume setzte, um schon damals seinen Triumphzug nach Berlin und Königsberg zu verkünden, ohne den man sich ja nicht behelfen zu können vermeinte.

Indeß selbst nach solchen Zwischenfällen kehrte Alles schnell wieder in seinen gewohnten Gang zurück, weil es die Geschäfte verlangten. Selbst die französischen Grenzbeamten, die den Schmuggel überwachten, ließen sich wieder herab, in deutschen Wirthshäusern einzukehren, um hier zu renommiren, es sei den Deutschen diesmal noch eine Galgenfrist wegen des Rheinufers gewährt, und leider! an der pfälzischen Barrière entlang fanden sie nur zu gutwillige, zu leicht überzeigte Hörer, ein Publikum, das, von der französischen Größe durchdrungen, diesen Rodomontaden Vorschub leistete und gleichsam

vaterlandslos, politisch confus seit Jahrhunderten, Dem beipflichtete, der sich für den Gewaltigsten ausgab.

Nicht Fleisch, nicht Fisch, mit deutscher Zunge redend, mit französischer Lunge athmend, an welschen leichten Sitten mehr Gefallen findend, trotz all' der echt deutschen Schwerfälligkeit, die ihnen in den Gliedern steckte, hatten sie seit fast einem Generations-Alter die Siegesfeste der fränkischen Nachbarn an ihrer Grenze feiern gesehen.

Fünzig gloriose Schlachten derselben lasen sie fortwährend in Transparenten und an allen Mauern geschrieben; elsässische und lothringische Invaliden, Angehörige der ihnen drüben verwandten Familien kehrten in die Nachbardörfer zurück und erzählten von der Unbesiegbarkeit der großen Nation, der sie anzugehören die Ehre hätten, obgleich ihr *deutsches* Blut auf diesen Wahlstätten geflossen, und die Vettern, die Muhmen und Basen diesseits hörten ihnen zu und feierten im Herzen die Gloire dieser Nation, während *hinter* ihnen im deutschen Vaterland Alles so still, so ruhmlos und nüchtern zuging, daß es kaum der Mühe werth, davon zu reden.

Und dazu kam noch Eins seit dem bedeutsamen Jahre, in welchem das katholische Oesterreich von dem protestantischen Nachbarn geschlagen worden und dieser die Souverainetät der übrigen katholischen Monarchen und damit die Macht der Kirche bedrohte!

Die katholische Kirche kennt kein Vaterland, setzt dasselbe wenigstens in zweite Reihe, sobald es sich um ihre

unverletzbar heiligen Interessen handelt. Der Felsen Petri ist ihr Thron und alle weltlichen Gewalten sind seine Satrapen. Die politischen Anmaßungen eines Abtrünnigen, deren Tragweite der Kirche verdächtig, fanden also in dieser eine Opposition, die namentlich in den deutsch-katholischen Grenzdistricten der Pfalz nicht zauderte, ihre Bundesgenossen auf welschem Boden zu suchen, und was von einzelnen Kanzeln der Dörfer gepredigt wurde, war nur geeignet, den losen Zusammenhang leicht beweglicher und fanatischer Seelen mit dem Vaterlande zu lockern, sie zu Zwittergeschöpfen zu machen, deren politische Angehörigkeit nur durch die Scholle noch bestimmt würde, auf der sie nisteten.

In diesem durch die Gewohnheit zweier Jahrhunderte zur Natur gewordenen Zustande fand sie der Sommer des Jahres 1870, die Epoche unserer Erzählung.

Mag der Vergleich ein wenig verletzend klingen, sie waren drüben wie die Strauße der Wüste, wenn sie den Blitz am klaren Himmel züngeln sehen und freudig durch einanderrennen, ahnungslos, daß er sie zerschmettern könne!

Jetzt endlich sollten auch die Stammesgenossen, die unter deutscher Herrschaft geblieben, zu ihnen geschlagen, der glorreiche welsche Schlagbaum mitten in's Herz des Reiches hineingesetzt werden!

Sie sahen ihre in der unüberwindbaren französischen Armee dienenden Söhne schon ihren Triumphzug durch das deutsche Reich machen, sahen sie in den herrlichen

Garnisonen von Koblenz und Mainz, und fern dem unmöglich erscheinenden Gedanken, selbst wieder ihrer längst vergessenen deutschen Mutter in die Arme geführt zu werden, freuten sie sich in dem Gedanken, ihren nachbarlichen Vettern als Compatrioten die Hand drücken zu können.

Stahlblaue und goldglimmende Lichter blitzten auf den Fenstern der westlichen Häuserreihe im Dorf, während die Giebel der östlichen schwarze Schatten in die Straße warfen, auf deren holperichem Pflaster die letzten der bei dem Löschen des Schloßbrandes beschäftigten Arbeiter sich plaudernd in ihre Wohnungen zurückbewegten.

Nach der Aufregung, in welche dieses Ereigniß die Bewohner versetzt hatte, war wieder tiefe Stille eingetreten. Nur in den Wirthshäusern saßen sie noch beisammen, um über die Veranlassung und den Verlauf desselben zu discutiren und die Unerschrockenheit zu loben mit welcher der Fabrikherr um seines alten verstorbenen Freundes willen sein Leben auf's Spiel gesetzt hatte.

In die Nacht des von den überhängenden Felsen auf die kleine Thalmatte geworfenen Schattens gehüllt, lag auch die verfallene Wassermühle da. So blank wie eine Eisbahn leuchtete im Mondenglanz die gefährliche Brücke über dem tiefen Bett des Gebirgsbaches, als von der kleinen Wiese vor der Mühle eine schlanke, dunkle

Gestalt unterhalb der Felsenplatte auftauchte; noch einmal auf das in der warmen Abendluft geöffnete, matt erleuchtete Fenster Babettens zurückblickte und dann quer über die Straße in der Richtung nach dem Pfarrhause verschwand.

Es war Benedict, der, eben allein von der Brandstätte zurückkehrend, von dem leisen Gesang einer Mädchenstimme, der zu dem Fenster herausdrang, angelockt, die Matte betreten hatte, an der jetzt mit der Sommerpracht der wilden Rosen übersäten, dichtumgrüntem Laube vorüber zum Hause geschlichen war, einen flüchtigen Blick hinein gethan hatte und jetzt auf demselben Wege zurückschleichend seine eigene Wohnung aufsuchte.

Niemand hatte ihn gestört, denn das Hundehäuschen stand leer; die Mutter war, abgespannt von der Aufregung, in welche sie das helle und ängstliche, ihr durch Mark und Bein gedrungene Läuten der nur wenige hundert Schritte entfernten Glocke versetzt, zur Ruhe gegangen. Babette saß an der Wiege des kleinen Knaben, der durch diesen Lärm aus dem frühen Schlummer geweckt worden und nicht wieder einschlafen wollte und sang mit leiser Stimme das aus alter Zeit im Volksmunde gebliebene:

»Bet', Kindchen, bet',
Heut Abend kommt der Schwed',
Morgen kommt der Oxenstjern',
Wird das Kindchen beten lehr'n.«

Ungeduldig, von einer inneren Angst getrieben sprang das Mädchen, sobald sie das Kind schlafend glaubte, von ihrem Schemel auf. Die Unruhe des Kindes aber rief sie immer wieder auf ihren Platz zurück.

Sie lauschte dann nochmals auf die Athemzüge des Kleinen, blickte ängstlich die nackte Wand ihr gegenüber an, die nur durch ein einziges verblichenes Bild aus den alten napoleonischen Kriegen geziert war, legte beschwichtigend die Hand auf das unruhige Herz und fiel wieder in ihren Gesang, wenn das Kind nicht zu beschwichtigen war.

Trübe brannte das Lämpchen auf dem mit unfertigem Weißzeug bedeckten Tisch, denn der plötzliche Feuerlärm hatte sie gehindert, Alles am Abend in Ordnung zu legen. Babette stützte die Stirn in die eine Hand, während die andere die Wiege in Bewegung hielt. Sie starrte in das Lämpchen, blickte sinnend zu Boden und immer stieg ihre Unruhe wieder auf.

Sie hatte gehört daß bei dem Brande ein Menschenleben verloren gegangen, daß der Fabrikherr schwer verwundet. Der Vater des Kindes war jedenfalls dabei gewesen; gegen seine Gewohnheit war er nicht gekommen, um sich nach seinem Buben umzusehen. Wenn *ihm* ein Unglück widerfahren wäre! – Und noch ein Anderer, der mit ihm zu kommen pflegte, auch er blieb aus. Das waren böse Zeichen!

»Könnt' ich nur die Angst wieder los werden!« seufzte sie. »Seit Monden schon ist was über mich gekommen wie die Ahnung von einem Unglück, von etwas Bösem,

und doch weiß ich mir nicht zu sagen, was es ist! Namentlich wenn die Mutter so früh zur Ruhe geht, wenn der Schwager auf sich warten läßt, ist's mir so unheimlich, als müßt' ich mich fürchten, und ich habe doch nichts Schlechtes gethan ... Oft sind's wohl auch die Gedanken an Philipp, und was daraus werden soll! Er wird immer unbändiger, wüster, unverträglicher; er verlangt die tausend Gulden, um sich drüben in Frankreich ein Atelier anzulegen. Das seien mehr als zweitausend Francs, und die genügten, sagt er, um uns einen Hausstand herzurichten. Ich will aber nicht hinüber; ich mag nichts hören von dem welschen Kram, der *mir* nicht im Blut liegt, und so lieb ich Philipp habe, mir gefällt's nicht, daß er immer mehr den Welschen herauskehrt und sich der deutschen Eltern schämt, wie's so Mancher hier thut, den sie drüben dafür doch nur über die Achsel ansehen, selbst der Herr Pfarrer, der es gewiß auch heimlich mit den Welschen halt, weit er ein Elsasser sein soll. Aber ich hab's dem Philipp schon gedroht, wenn er nicht anders werde, ziehe ich mit der Mutter in unsere Heimath zurück! Die Arme wäre ja so froh, wenn sie in ihrem schönen Rheingau sterben könnte! Hat sie doch das Heimweh noch nie überwunden! Sie vermißt ihren schönen Rhein und ihr ist immer noch zu Muthe, als müßten die Felsen hier über ihrem Kopf zusammenfallen. So was giebt sich nicht; das nehmen wir mit in's Grab, wenn wir erst so alt geworden!«

Das Kind schlief. Babette horchte auf. Sie erhob das Antlitz aus der Hand und blickte lauschend zum Fenster.

Weiche Tritte, hohl klingend auf dem Wiesengrund, näherten sich dem Hause. Die rostige Angel der Hausthür drehte sich knarrend, und noch ehe die Stubenthür sich öffnete, winkte Babette dem Eintretenden, aus Furcht, er könne den leisen Schlummer des Kindes stören.

Ein junger Mann mit dunklem, krausem, kurz geschnittenem Haar und keckem, gebräuntem Gesicht, mit einer Art Joppe über der kurzen blauen Blouse, trat ein. Auf den Fußspitzen näherte er sich Babette, die ihn fragend und befremdet anschaute, als er die Mütze auf den Tisch warf, sich auf einen Strohsessel sinken ließ, mit derselben Hand über die schweißbedeckte Stirn und durch das kurze Haar fuhr und dabei einen Laut der Ermattung ausstieß.

»Woher kommst Du Philipp, und so spät?« fragte Babette leise, ihn mißtrauisch betrachtend.

»*Sapristi!* Woher sonst als vom Schloß, wo wir Alle für den seligen Aristo Hand anlegen mußten. Die alte Hexe, die Sarotte, mußte natürlich noch spät am Abend in der Bibel lesen; dabei hat sie sich selbst zu Kohle verbrannt und das Schloß in Flammen gesetzt! – – – *nom d'un chat*, das brannte wie ein Kerzenlicht!«

Philipp sprach in echt elsässischem Dialekt, jenem Gemisch von schlechtem Deutsch und eben so schlechtem Französisch, das die germanische Mutter nicht verleugnen kann und sie dennoch nicht anerkennen will, auch ohne Ermüdung des Lesers vom Erzähler hier nicht wiedergegeben werden kann.

»Ich hab's vermuthet, Philipp und war Deinetwegen in Sorge. Wo ist denn George, mein Schwager, der sich heute nicht sehen ließ?«

»Im Wirthshaus sitzt er noch! Ihm ist der Weg hierher zu weit, weil er fatiguirt ist. Er hat mir Grüße an Dich und den Buben mitgegeben und wird morgen kommen, da Sonntag ist. Es war im Grunde ein magnifiques Feuerwerk, das weithin zu sehen gewesen sein muß! *Ça brûlait!*«

»Schäme Dich, über Anderer Unglück zu scherzen! Man sagte mir, auch Dein Chef, Herr Ofelius, sei zu Schaden gekommen.«

»*Pas danger!*« antwortete Philipp. »Ich selbst hab' ihn mit herausschleppen helfen. Ein Loch im Kopfe und eine kleine *froissure*, ein bischen *brûlé*, weiter hab' ich nichts bemerkt! *Roidemort* lag er im Zimmer als wir ihn fanden.«

»Und was hast Du denn dort in der Tasche?« fragte Babette, auf ein kleines Packet zeigend, das aus der Seitentasche seines Rockes blickte.

»*Pas grande chose, un petit paquet*, das ich in der Bibliothek gefunden. *Tout le monde* hat sich was mitgenommen, der Eine ein Buch, *l'autre* ein irgend *bibelot, sans valeur, naturellement!* Wär' ja doch Alles verbrannt! Du sollst's mir aufbewahren, *ma petite Babette*; leg's *à part*, ich kann's mir gelegentlich wieder holen!«

Gleichgiltig wies Babette auf einen Eckschrank. Philipp erhob sich, öffnete denselben und warf es in das oberste

leere Fach, immer nur die eine Hand benutzend, während er in der anderen sein Sacktuch hielt.

»*Et maintenant embrassez-moi, chérie!*« Philipp beugte sich über sie, er nahm ihr Kinn in die Hand und küßte sie zärtlich auf die Stirn.

»Du weißt, Philipp,« sagte Babette, ihn abwehrend und verdrossen, »was zwischen uns abgemacht ist! Bei Deinen Plänen kann nie etwas aus uns werden. Ich hab' Dich lieb, es ist wahr, aber ich will nichts von Deinen Absichten wissen. Das Geld bleibt in der Sparkasse, wo es ist, und willst Du mich nur um dieser paar Batzen willen, so such' Dir eine Andere!«

Philipp, der sich den Sessel neben sie gerückt, schien die Sache sehr zu Herzen zu gehen. Er schwieg, blickte mit seinen lebhaften runden Augen die Wand an, strich sich das krause Bärtchen, gab sich die Miene, als versinke er in Nachdenken, sprang dann in seinem elastischen Temperament auf, schlang den Arm um sie, hob sie vom Schemel auf und preßte sie leidenschaftlich in seine Arme.

»Dich soll ich aufgeben, Dich mit diesen schönen Augen, mit diesem Kirschenmund, mit diesem schlanken Wuchs, um den Dich eine Comtesse beneiden könnte, mit diesen Füßchen, wie sie keine Königin hat, *la plus belle fille* hundert Meilen in der Runde? – *Mort de ma vie*, Du kennst den Philipp nicht! Aber ich weiß, wer Dir diese Dinge in den Kopf gesetzt! Das kommt vom confessiren! Der Pfaffe ist's, der Dich aufgehetzt, der Dich zwingt, alle Wochen in die Kirche und zur Beichte zu gehen! *Ventre*

bleu, on ne doit pas rosser les prêtres, mais – Gesteh! hat Dir nicht der Pfarrer das in den Kopf gesetzt?«

»Wie Du sprichst, Philipp! Du weißt sehr wohl, wenn's nach dem Pfarrer ginge, so läge die Grenze hier viel weiter in's Reich hinein! Du bist ein wüthiger Franzosenfreund und er denkt ebenso wie Du, wenn er sich's auch nicht merken läßt . . . Der Pfarrer ist gewiß ein sehr gottseliger Mann,« setzte sie bleicher werdend und mit einem seltsamen Ausdruck im Auge hinzu, was Beides sie dem Burschen zu verstecken suchte; »er hält auf gute Zucht im Dorfe und . . .«

»Ja wohl, auf gute Zucht! *Sapristi*, man sieht ihn nur mit den Weibern schwatzen, die ihm die Kirche und den Beichtstuhl einrennen, und wüßt' ich, daß er es wagte . . .«

Philipp knirschte mit den Zähnen und blickte Babette mißtrauisch forschend an.

»Du bist blaß geworden! Ich seh's Dir an! Er melirt sich nicht nur in meine Affairen, gestehe, er kommt auch hierher in's Haus!« rief Philipp heftig.

»Und wenn er seit einiger Zeit einmal käme, um der Mutter willen, die sich so gern von frommen Dingen unterhält, was kümmert's Dich, Philipp? Die Mutter und ich sind den ganzen Tag hindurch allein; sie ist schwach auf den Augen und kann nicht lesen, und ich habe nicht immer Zeit, mit ihr zu schwätzen.«

»Um einer alten Frau willen kommt ein junger Priester nicht!« rief Philipp ihr das Wort abschneidend, im Tone der Eifersucht.

»Und um eines einfältigen Dings wie ich willen doch sicher noch weniger! – Laß uns den Zank abbrechen, Philipp! Du weckst nur den Buben da und hättest lieber daheim bleiben sollen, anstatt mit der Laune zu kommen! Und jetzt gute Nacht! die Mutter schläft, ich will das Haus schließen und zur Ruhe gehen, denn ich darf den Nachbarn keinen Anlaß zum Gerede geben!«

Philipp wußte, daß mit Babette nichts anzufangen war, wenn sie in diesem Ton sprach; er wechselte deshalb den seinigen und setzte ein anderes Gesicht auf.

»Gelt, Babette, Du läßt mich noch ein halbes Stündchen bei Dir, wenn ich ruhig bin?« fragte er, sanft den Arm wieder um ihren Leib legend und sie an sich ziehend. »Es ist heut' Abend wohl verzeihlich, wenn ich ein paar Minuten länger bleibe; *tout le monde* – alle Welt,« verbesserte er sich, da er sich eines besseren Deutsches befleißigte, wenn er sie besänftigen wollte, »alle Leute sind noch auf und reden von dem Schloßbrand. Ich kann auch nicht eher gehen, als bis Du mir ein bischen Linnen für die kleine *blesure* gegeben, die ich mir im Schloß geholt.«

Damit wickelte er zwei Finger aus dem Taschentuch, das er bisher in der linken Hand getragen, und zeigte ihr einige schwere Quetschwunden an derselben.

Babette fuhr erbleichend zurück.

»Und das sagtest Du nicht gleich!« schrie sie auf. »Was mußt Du für Schmerzen leiden, armer Bursche!«

»*Pas trop!*« lachte Philipp, ein Glas Wasser ergreifend und die verwundeten Finger in dasselbe tauchend.

»Wenn man andere Schmerzen hat, so ficht uns so 'was nicht an!«

Mit der zärtlichsten Sorgfalt verband Babette Philipp's Hand. Als sie damit zu Ende, hob sie sich auf die Fußspitzen und drückte einen herzlichen Kuß auf seinen Mund.

»Armer Philipp,« rief sie, »jetzt ist's mir klar, woher Deine schlechte Laune! Komm, setz' Dich zu mir, so schwätzen wir noch ein Weilchen zusammen.«

Babette zog Philipp mit Herzlichkeit auf das harte, kleine Sopha, den einzigen Luxus des Zimmers, und setzte sich neben ihn, seine Hand in die ihrige nehmend.

»Ich sollt's Dir freilich nicht sagen, aber ich will keine Heimlichkeit vor Dir . . . « (Babettens Stimme zitterte leise). »Der Pfarrer meinte jüngst, es sei schade, wenn ein unbescholtenes Mädchen wie ich dadurch in schlechten Ruf käme, daß ich mit einem Buben so spät Abends noch zusammensitze; aber die Mutter ist ja immer zugegen . . . Siehst Du, jetzt wirst Du schon wieder heftig! Du weißt mir gefällt's nicht, wenn ich mit Dir umgehen muß wie mit einem rohen Ei! Der Pfarrer ist ein braver, guter Mensch, dem's um das Wohl seiner Pfarrkinder zu thun ist . . . «

»Weil er den Weibern die Köpfe verrückt, daß sie in die Beichte und Kirche laufen und ihre Männer und Kinder negligiren!« unterbrach sie Philipp, wieder seine Stirn in Falten legend und die runden, blanken Augen rollend.

»Du thust ihm Unrecht! Es steht ihm zu und es ist seines Amtes, wenn er mir sagte, ich solle darauf Acht haben, daß Du nicht so viel drüben in den Cafés und Aubergen umhersitzen; denn das gebe eine schlechte Ehe.«

»In den Cafés und Aubergen lachte Philipp höhnisch. »Ich gehe nur wöchentlich zweimal drüben in die Stadt, um im Voraus für eine gute *pratique* zu sorgen, für eine Kundschaft, die ich doch . . . «

»Die wir nie brauchen werden da drüben, Philipp,« unterbrach ihn Babette strafend. »Du weißt, was ich Dir vorhin wiederholt habe! Ich gehe *nicht* mit dahinüber und wenn mir da goldene Berge wüchsen! Das welsche Wesen ist mir ein Gräuel; Du selbst weißt das und gefällt Dir dennoch darin!«

Philipp hatte ihr dumpf brütend zugehört; jetzt erhob er das grelle, bewegliche Auge und blickte ihr starr in's Antlitz.

»Babette!« sagte er mit leicht bebender Stimme, aber einem Ausdruck, der von schwer verhaltenem Groll zeugte. »Du bist seit Monden nicht mehr dieselbe, die Du warst! Du suchst nach Vorwänden, machst mir unaufhörlich dieselben Reprochen. Sag' mir, Du liebst mich nicht mehr, und ich werde mich an Dich hängen, Dich zwingen, mich zu lieben, oder gestehe mir, daß Du einen Andern im Auge hast, und ich schwöre Dir, so wahr dieses Herz und diese Hand noch rein sind von jeder Sünde ich werde zum Verbrecher, zum Mörder mit demselben *sang froid*, mit dem Du mir vorwirfst, ich sei ein *fainéant*, ein Nichtsthuer, der in den Kaffeehäusern herumlungere.

Wehe Dem, der sich zwischen uns legt, und müßt' ich ihn am Hochaltar niederschlagen, wo er mit derselben Zunge Gott preist und seinen Nächsten verleumdet!«

An Philipp's Schläfen war die Zornader dick geschwollen, seine Augen traten hervor, sein Antlitz röthete sich, seine Faust ballte sich, indem er sie auf den Tisch legte. Unbekümmert um Babetens Arm, der ihn zurückhalten wollte, richtete er sich auf, und die verwundete Linke in die Blouse legend, griff er nach seiner Mütze.

»Philipp, ich beschwöre Dich, sei nicht wieder so heftig! Was gesprochen ist, mußte gesprochen werden!« rief sie, mit beiden Händen ihn festhaltend.

»Du hast mich oft im Scherz einen Zornigickel genannt!« rief Philipp, sich losmachend und ihr Handgelenk umfassend. – »Lange hast Du's scheinbar in Scherz gesprochen, aber ich hab's allmählich herausgeföhlt, daß was Ernstes dahintersteckt, daß Du Pretexpte suchst, um mir was anzuhängen, obgleich Du weißt daß ich nicht Der bin, der sich ein Mädchen wie Dich abwendig machen läßt! Dein *Geld* will ich nicht, behalte Deine elenden Batzen; aber *jamais de ma vie*, das schwör' ich, geb' ich Dir Dein Wort zurück, das Du vor einem Jahr gesprochen, als noch kein Lug, kein Trug sich in Dein Herz geschlichen!«

Philipp riß sich los und stürmte zur Thür hinaus. Bleich vor Schreck, entsetzt über sich selbst und über das seltsam aufgeregte Wesen des Burschen, dessen erregbares Temperament sie doch kannte, stand sie da, starrte ihm

nach und lauschte auf die harten, dumpfen Tritte draußen auf der Matte.

Dann barg sie das Antlitz in beiden Händen, sank auf den Stuhl zurück und begann leise zu schluchzen.

»Und doch bin ich unschuldig!« rief sie vor sich hin. »Ich habe ja nichts gethan, was ihn so hätte aufbringen können! Ich hab' ihm doch nur gesagt, was ich ihm sagen mußte, wenn ich ihn lieb habe! . . . Philipp! Philipp!« rief sie, an's Fenster eilend, in die Abendluft hinaus. Aber nur einen Schatten von ihm erblickte sie noch, als er eben von dem schmalen Steg in die Dorfstraße einbog und hinter der Ecke verschwand.

9. EVCHEN'S VERDACHT.

Emsig, die faltenreiche Stirn vom Rechnenfleiß geröthet, schreibend, dividirend und multiplicirend, saß Ofelius in seinem Privatbureau, vor sich ein großes Conto, neben sich kleine Brouillons, bald das Auge auf die mit Maschinen-Zeichnungen garnirte Wand geheftet, bald auf die Zahlen vor sich starrend; dann wieder rechnend, heißer, hastiger, und endlich doch befriedigt mit dem Kopf nickend, an dessen Stirn ein noch hochrothes Mal ihn an die vor acht Tagen bewiesene Aufopferung erinnerte.

»Es geht!« murmelte er vor sich hin. »Es läßt sich machen. Nur vier kurze Wochen noch, und Alles ist im Gange, wie mir Eberty versichert! Bis dahin halte ich mich über Wasser! An Rohmaterialien ist Vorrath genug; sie sind zum großen Theil bezahlt; inzwischen arbeite ich

mit Dampf, producire um das Doppelte mehr als meine übermüthigen Concurrenten, um ein Achtel billiger als sie, renne sie über den Haufen und reiße wieder Alles an mich, was sie mir genommen. Den Muthigen verläßt das Glück nicht! Der Fromme muß Zeit haben, in den Himmel zu kommen, der Sünder muß Zeit haben, zu bereuen. Binnen Jahr und Tag stehe ich wieder auf festen Füßen, und sobald ich wieder zu Kräften gekommen bin ...«

Das Antlitz des alten Fabrikanten, das noch vor acht Tagen so von Sorgen verdüstert, war lichter, vertrauensvoller geworden; sein von der Geschäftslast gebeugter Rücken hielt sich wieder aufrecht, sein graues Haar, das ihm bisher so wirr und verdrossen um die Schläfe gehangen, war sorgfältig geordnet und die graue Joppe, die bis dahin gut genug für den stundenlangen Aufenthalt in den schmutzigen Maschinenräumen, so lange diese noch in der Aufstellung begriffen, war jetzt gegen einen lichtfarbenen, kurzen Hausrock vertauscht, wie er einem Fabrikherrn anstand, der auf sich selbst, seinen Fleiß und sein Geld vertraut.

Zufrieden schloß Ofelius seine Bücher und drehte die Cigarre zwischen den Fingern herum, während er in seinen Notizkalender blickte.

»So alt bin ich geworden mit Ehren,« murmelte er, »und wenn ich im Kampf um diese Ehre alle Mittel gelten lasse, die sich mir darbieten, so ist wahrlich keine Schande dabei, wenn ich Niemanden um das Seinige verkürze!«

Schmunzelnd trat er an das Fenster.

Drunten in dem weiten, von zum Theil neuen, zum Theil ausgebauten Fabrikgebäuden umringten Hofe war man eben im Begriff, auf kreuzweise laufenden Eisenbahnschienen und Drehscheiben die riesigen Maschinenstücke in die Thore desselben zu schaffen.

Hunderte von Armen waren an den Krahen, an den Loren, mit Stricken, Hebeln und eisernen Stangen beschäftigt. Eberty stand, den Hut in der Hand, um der von der Arbeit erhitzten Stirn Lust zu gewähren, auf einem kolossalen Maschinenstück und ertheilte seine Befehle, die Rudolf weiter trug oder deren Ausführung er und sein Aufseher überwachten.

»Wie wird das arbeiten! Wie wird das schaffen! Was für ein anderes Regiment wird das in der Fabrik geben! Die Arbeiter selbst, obgleich ich ihrer eine ganze Anzahl werde entbehren können oder in anderer Weise verwenden müssen, sie selbst blicken mit Vertrauen auf alle diese eisernen Arme, die nicht ermüden wie die ihrigen, und die für mich wenigstens den Vortheil bieten, daß sie keine hungrigen Mägen haben, nicht raisonniren, und keine Lohnerhöhung verlangen ... Bei Gott, ich war eingeschlafen im seligen Vertrauen auf die Solidität meiner Fabrikate, eingeschlafen wie der alte Rothbart im Kyffhäuser, und wenn mir die Raben nicht um die Ohren geflogen wären ... ja, die schwarzen Raben!« wiederholte er, sich hinterm Ohr trauend. »Es hat nicht daran gefehlt, seit dieser Schurke da drüben die neue Fabrik dirigirt. Aber sie haben ihr Krächzen eingestellt, nachdem

sie nutzlos versucht, meinen Credit zu untergraben, und jetzt . . . Aber ist das nicht der junge Baron, der da eben zu Rudolf herantritt?«

Ofelius' Stirn verfinsterte sich flüchtig wieder. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und murmelte etwas in sich hinein.

»Was gäbe ich darum, wenn mein alter Freund noch die Vollendung meines Werkes erlebt hätte! Er hatte so viel Interesse so viel wahren Sinn für Alles, obgleich er es nicht für gentil hielt, sich auch nur eine Fingerspitze in den Fabrikräumen zu beschmutzen. Er verstand Alles, er durchschaute Alles, während sein Herr Neffe da unten soeben Alles anstarrt wie die Kuh das neue Thor, und als Soldat wahrscheinlich eine Flinte, eine Kanone für das *non plus ultra* der modernen Aera hält . . . Es kann sein, daß ich ungerechterweise gegen ihn eingenommen bin, daß der Vergleich mit seinem Oheim mich zu dieser Abneigung führt, daß . . .«

Ofelius zuckte mit den Augenwimpern und zog die Stirnfalten zusammen. »Er ist ein Höfling, glatt wie meine zahme Fischotter da unten im Garten, wenn sie aus dem Teich kommt. Eberty hat nicht so unrecht, wenn er ihn gern mit ihr vergleicht. Artig, daß es Einem peinlich werden kann, und lauernd wie ein Iltis! Und dennoch wär's ungerecht, zu leugnen, daß er ein Gesellschaftsmann wie kaum ein Anderer, daß er unterhaltend und äußerlich von einer Rücksicht gegen Andere ist, die freilich wohl nur zu seiner Politur gehört, ihm aber ein sehr

verbindliches Wesen giebt ... Was er wohl hier beginnen wird? Das Vermögen, das ihm der Alte hinterläßt, soll ein kolossales sein, das unser Aller Berechnung weit übertroffen; denn, was Niemand wußte, seine einstige Geliebte hat, ehe sie in's Kloster ging, ihr Vermögen zwischen ihm und der Kirche getheilt ... Vorläufig hat er sich den rechten Flügel des Schlosses in Stand setzen lassen, er scheint bleiben und uns sehr oft mit seinem Besuche beehren zu wollen. Die Mutter spitzt sich sogar schon darauf, er habe Absichten auf Leontine, die ihrerseits von ihm nichts wissen zu wollen scheint, denn sie behauptet immer, er sei ihr die unheimlichste Person, die sie kennen gelernt habe. Natürlich! da ist ja der Eberty, der jedesmal, wenn er ihn kommen sieht, einen Kopf bekommt wie ein Streithahn, und der ihm da drunten soeben nach einem kalten Gruß wieder den Rücken wendet ... «

Ofelius ward unterbrochen. Er blickte mit weit geöffneten Augen in die Luft.

»Hallo, der erste neue Schlot, der eben seinen Rauch zum Himmel schickt! Ich muß hinunter; es ist ein Ereigniß! Eberty versprach heute morgen die erste Maschine zu probiren. Er ist ein Teufelskerl; kein General hat seine Truppen so in der Gewalt wie er seine Arbeiter!«

Ofelius vergaß den Baron und was darum und daran war, griff nach seinem breiten Pflanzer-Strohhut und eilte mit langen Schritten zum Comptoir hinaus.

Im Fabrikhofe kam ihm Baron von Truhenburg mit dem liebenswürdigsten Lächeln entgegen, brachte ihm

seine Complimente und sprach seine Bewunderung für Alles aus, was er hier sehe.

Trachenburg war im elegantesten Promenadencostume. Alles an ihm verrieth den Elegant; seine Haltung war echt aristokratisch, sein Entgegenkommen galant, während er seine in den tadellosesten Handschuhen steckenden Fingerspitzen in die arbeitgewohnte Hand des Fabrikanten legte und mit der andern, den Hut lüftend, ein sehr glänzend schwarzes Haar zeigte, das aber den Scheitel schon frühzeitig treulos zu verlassen schien. Sein schwarzer Bart war zierlich gepflegt seine etwas gebräunten Wangen waren vielleicht von der Promenade höher gefärbt als bei seinem ersten Auftreten, und aus seinen großen Augen leuchtete wieder derselbe tiefglühende, dabei unstill und unheimlich flackernde Blick, der, wenn er den Ausdruck der Herzlichkeit annehmen wollte, grade das Gegentheil sprach und die Wirkung eines Brennsiegels hatte.

Ofelius erwiderte in frohester Laune seine Complimente. Sein Blick haftete dabei zerstreut auf einem großen Totenkopf von Elfenbein, von einem kleinen Dolch durchstochen, den der Baron als Breloque an seiner Uhrkette trug. Unwillkürlich flog Ofelius' Auge von diesem seltsamen Zierstück zu dem Gesicht seines Nachbarn hin auf und von da wieder auf den Elfenbein-Schädel zurück.

Eberty begrüßte den Fabrikherrn von seinem erhabenen Platz den Hut schwenkend und auf den Rauchfang zeigend, aus welchem sich wellenförmig die dunklen Qualmmassen herauswälzten.

Rudolf seinerseits trat den beiden Herren mit frohem Gesicht aus dem neuen Maschinenhause entgegen und drückte dem Vater freudig erregt die Hand.

Auch das Gesicht des Letzteren strahlte die ganze frohe Hoffnung wieder, die in seinem Herzen aufging.

Der Baron seinerseits schien sehr theilnahmlos gegen Alles; er ließ das Auge vornehm oberflächlich über diese Dinge hinwegschweifen, die seiner Sphäre bisher so fern gelegen; mit desto mehr heimlichem Interesse aber ruhte dieser heiße Blick auf der Miene des Fabrikherrn, wenn er denselben im zufriedenen Anschauen seines Werkes sah, und dies Interesse war kein wohlwollendes, vielmehr ein verschleiertes Lauern, das er gewandt verheimlichte, als Rudolf von der Höhe der Maschine ihn anrief, um triumphirend seine Aufmerksamkeit auf die Thätigkeit derselben zu lenken.

Mit aufmerksamer Bereitwilligkeit folgte Trachenburg dem Fabrikherrn durch alle Räume, über den Hof und zu den Schuppen, in welchen die Maschinen vorläufig untergebracht waren. Hatte er auch wenig Verständniß und Sinn für all' Dergleichen, er horchte und betrachtete bereitwillig, hörte die Erklärungen über die Zusammensetzung dieser complicirten Maschinerien, welche Ofelius und Rudolf gaben, verbarg die Langeweile, die ihm Das einflößte, und ließ sich selbst durch Erich's ziemlich unfreundliche Miene nicht beirren, der ihm unverhohlen zeigte, wie überflüssig und lästig ihm dieser Besuch erscheine.

In der That herrschte auf dem ganzen weiten Fabrikhofe eine freudige Thätigkeit. Jeder leistete, was er konnte, mit einer unverkennbaren Arbeitslast; denn Ofelius war bei seinen Leuten beliebt, und mehr als je, seit sie wußten, wie schwer der Kampf, den er seit einiger Zeit zu bestehen hatte.

Die Reorganisation der Fabrik hatte Gelegenheit gegeben, die Unzufriedenen unter den Arbeitern auszumerzen. Das Concurrrenz-Etablissement hatte dieselben mit offenen Armen aufgenommen, und was Ofelius an Arbeitern geblieben, fühlte sich freiwillig an sein Schicksal gefesselt.

»Darf ich Sie einladen, mit mir in's Haus zu treten, Herr Baron?« fragte Ofelius endlich, als er sah, daß dieser ermüdet und der affectirten Theilnahme überdrüssig war.

»Sie sind sehr gütig, Herr Ofelius,« war Trachenburg's von einem höflichen Lächeln begleitete Antwort. »Wenn ich Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehme, würde ich eine Promenade in Ihrem reizenden Garten vorziehen, die mir Gelegenheit geben könnte, mit Ihnen über eine kleine geschäftliche Angelegenheit zu plaudern.«

Sobald von Geschäften die Rede, pflegte das Antlitz des alten Fabrikherrn einen kalten, unbeweglichen Ausdruck anzunehmen. Seine Züge erstarrten dann zu einer scheinbar gleichgiltigen Maske; sein Auge erschien theilnahmslos, glasig fast, er richtete sich auf, legte die eine Hand auf den Rücken zog mit der andern die Cravatte zurecht und räusperte sich.

So auch jetzt.

»Ganz zu Ihren Diensten Herr Baron!« sagte er in einem Ton, der genau mit seiner Miene correspondirte. »Ist es Ihnen genehm, so schlagen wir den nächsten Weg durch die hintere Fabrikpforte ein, die uns gleich in den Garten führt.

Mit gewohnter Complaisance machte Trachenburg eine halbe Verbeugung und folgte der Richtung seines Begleiters. Dieser sprach auf dem Wege bereits in ruhiger Geschäftsstimmung, ohne die geringste Neugier zu verrathen, von gleichgiltigen Dingen, während der Baron innerlich beschäftigt schien und etwas einsylbiger ward.

»Dort drüben unter den schattigen Eschen dürfte das beste Plätzchen sein. Ich fürchte, Sie sind ermüdet! Vielleicht habe ich Ihre Theilnahme für Ihnen gewiß sehr gleichgiltige Dinge zu sehr beansprucht. Unsereins hängt natürlich mit seinem Leben an diesen todten schwarzen Riesen, denen der Geist des Menschen den Odem einbläst, die nur seines Winkes harren, um ihre Giganten-Arbeit zu beginnen. Ich selbst muß mir den Vorwurf machen, daß ich, wenn auch nicht ihre Kraft zu lange unterschätzt doch auf die meinige ihr gegenüber zu lange vertraut habe, bis ich einsah, daß es in der ganzen materiellen Welt keine andere Kraft mehr giebt, als die der Maschine, daß der Dampfkessel die Lunge des Jahrhunderts geworden . . . Ich bitte, Herr Baron!« lud Ofelius ihn mit einer höflichen Handbewegung ein, als Beide unter dem Schatten der laubenartig herabhängenden Zweige vor der Bank standen.

Ein flüchtiger, prüfender Blick auf den Fabrikanten, dann ließ sich Trachenburg auf die Bank nieder.

»Um nicht lange Umschweife zu machen, Herr Ofelius,« begann er mit liebenswürdiger Miene, »die Ordnung der hinterlassenen Papiere meines Oheims, die, wie Sie begreifen, für mich, einen in Geschäften Ungeschickten und Unbewanderten, viel Last und Mühe gab, die mir aber hohe Achtung für die musterhafte Sorgfalt einflößte, mit welcher der Selige sein Vermögen verwaltete, führte mich auf mehrere Posten in den Büchern, in welchen ich den Namen Otto Ofelius in Verbindung mit nicht ganz unbedeutenden Summen aufgezeichnet fand.«

Wieder ein Blick in das Antlitz des Fabrikanten, in welchem sich kein Zug regte. Vor sich hin in den Garten schauend, blies dieser phlegmatisch den Rauch seiner Cigarre in die Luft und schaute den leichten, blauen Gebilden nach.

Trachenburg schien eine Antwort zu erwarten und grub, wieder zu Boden blickend mit dem Stock Figuren in den Sand.

»Sie sagten, Herr Baron . . . ?«

Ofelius blickte auf den Zickzack im Sande, welche Trachenburg's Stöckchen in denselben gezeichnet. Der Letztere schaute nicht auf.

»Diese Posten, Herr Ofelius . . . mißverstehen Sie meine Absicht nicht, denn ich spreche nur meiner eigenen Orientirung wegen davon . . . diese Posten nennen einmal eine Summe von fünfzigtausend und zwei andere

kleinere von je fünfunddreißigtausend Gulden, die Sie von dem Verstorbenen erhielten.«

Eine kurze Pause. Trachenburg, der kein Raucher war, sah die blauen Wölkchen aus des Nachbarn Munde in der Abendsonne spielen und sich aus blauen Fäden zu kleinen Kreisen vereinen, die langsam gleich Seifenblasen in die Luft fliegen.

»Ich erinnere mich allerdings . . . selbstverständlich . . . ohne Frage!« tönte des Fabrikanten Stimme mit Ruhe und Gleichmuth. »Ich werde meinem seligen Freunde nie vergessen daß er der Einzige war, an den ich mich vertrauensvoll und mit sicherem Erfolge wenden durfte, wenn einmal durch Calamitäten, denen jeder Geschäftsmann ausgesetzt ist, Noth am Mann war. Er hatte seine Eigenthümlichkeiten, seine Launen, der Selige, die ich ihm stets zu gute gehalten, in denen ich ihn ruhig gehen ließ, und Niemand hat seinen Tod so aufrichtig betrauert wie ich und die Meinigen.«

Der Baron, der eine ganz andere, positive Antwort erwartet, schaute auf und ließ sein dunkles Auge zaudernd, unschlüssig, fast verlegen auf Ofelius' Antlitz ruhen. Dieser blickte wie vorhin gradaus in die Luft.

»Zu diesen Eigenheiten,« fuhr Ofelius fort, seinen Erinnerungen folgend, »gehörte in dem edlen Herzen meines seligen Freundes eine Reizbarkeit, die weniger Schuld seines Herzens, als einer peinlichen, unnachsichtigen Ordnungsliebe war.«

Ofelius' Worte nahmen einen von wohlwollender Erinnerung erwärmten Ton an, der im Verlauf seiner Worte zur Rührung überging.

»Der alte Baron – Verzeihung für den Ausdruck; man nannte ihn allgemein so – hatte stets große Summen liegen. Als treuer und bewährter Freund meines Hauses stellte er mir seine Kasse zu Diensten, als er mich einmal sehr in Sorgen fand, die mir das Fallissement eines Geschäftshauses bereitete. Ich nahm seine Offerte an, und das waren jene fünfzigtausend Gulden, deren Sie erwähnten. Er selbst brachte sie mir in's Haus, verlangte nur einen Wechsel, und als ich ihm kaufmännische Zinsen bot, fragte er barsch: ›Halten Sie mich für einen Juden?‹ ging und ließ sich aus Aerger acht Tage lang nicht sehen. Ebenso machte er es, wenn ich einmal, auf seine Nachsicht rechnend, das Geld nicht zur Stunde zurückzahlte. Er strafte mich dadurch daß er mich kalt behandelte, wenn ich ihm das Geld brachte, und daß er wochenlang mein Haus mied. Die Meinigen fragten natürlich nach der Ursache seines Ausbleibens, die ich ihnen verschweigen mußte. Indeß mein Freund kam wieder, nachdem er sich ausgegrollt, sagte mir einige bittere Worte, um mich für meine Unpünktlichkeit zu strafen, und setzte hinzu: ›Meine Kasse steht Ihnen immer offen, Ofelius, aber Ordnung muß in der Welt sein!‹ – Güte wird immer gemißbraucht, und so darf ich mich denn nicht von dem Vorwurf freisprechen, daß ich dies mehrmals gethan, ohne daß indeß dadurch unser freundschaftliches Einverständniß gestört wurde.«

Des Barons Benehmen zeigte während Ofelius' Rede eine steigende Verlegenheit.

»Ja, so war's!« wiederholte Ofelius, noch mit weicher Stimme. »Ich verlor an ihm einen edlen, hilfsbereiten Freund und die Meinigen einen lieben Gast, den sie noch immer mit Trauer vermissen, am meisten meine Tochter, die sein Liebling war und stets ein so großes Vergnügen an seiner geistreichen Unterhaltung fand.«

»Also ... sind diese Summen von Ihnen an meinen Oheim ... zurückgezahlt worden?«

Des Barons Stimme war auffallend unsicher.

»Zurückgezahlt, Herr Baron?« rief Ofelius, die Cigarre von sich werfend, beide Arme über der Brust kreuzend und sich kräftig an die Bank zurücklehnd. »Haben Sie Schuldscheine von mir vorgefunden?«

Bei den letzten Worten blickte er seinen Nachbarn herausfordernd an.

Trachenburg zögerte. Mißtrauen und Verlegenheit standen auf seinem Gesicht.

»Ich muß allerdings gestehen, daß ich ... daß ich bis heute noch nichts der Art gefunden, zumal ich mit der Ordnung der Papiere noch nicht ganz zu Ende ... «

Es war eine gewisse Kühle zwischen Beiden eingetreten. Ofelius fühlte sich merkbar unangenehm berührt; er schien sich Mühe zu gehen, den Unbefangenen zu spielen, während sein Gast, offenbar sich im Rechte glaubend, den heiklen Punkt zu berühren, halb Beschämung über seinen unverschuldeten Irrthum, halb Verdruß über

das Obwalten eines solchen empfand und, Beides unterdrückend, den Faden der Unterhaltung reißen ließ.

Beide horchten deshalb bereitwillig auf ein helles Lachen, das von dem nahegelegenen kleinen Weiher her drang. Beide blickten nach der Richtung und sahen zwei jugendliche Mädchengestalten in graziösem, lustigem Sommercostume, rosa und blau, um die Spiräen-Hecke in den Weg einbiegen, der geradesweges an der Bank vorüberführte.

»Pst, Evchen! Ich sehe den Vater dort auf der Bank!« rief Leontine der an ihrem Arm hängenden übermüthig lustigen Cousine zu. »Und irre ich nicht, so ist es der Baron von Trachenburg, der bei ihm sitzt!«

»Mein Fra Diavolo!« flüsterte Evchen, sich enger an sie schmiegend und ihren Arm pressend. »Weißt Du, Leontine, ich fürchte mich vor ihm! Selbst der Gedanke, ihn hier in dieser doch so sicheren Gegend zu treffen, flößt mir eine gewisse Besorgniß ein!«

Damit zwang sie Leontine, mit ihr hinter ein Bosquet zu flüchten, das mitten im Wege stand, oder vielmehr durch den Umweg hinter demselben herum ihr Zeit zur Sammlung zu gewähren.

»Ich fürchte, die Damen in ihrer Promenade zu stören!« sagte der Baron, indem er sich erheben wollte, als er die ersteren wieder verschwinden sah.

»Keine Noth, Herr Baron! Das ist so Mädchenmanier, sich erwarten zu lassen. Ich bitte, bleiben Sie; meine Frau würde böse sein, ließe ich Sie so von mir!«

Der Baron schien trotz der eben abgebrochenen Unterhaltung ganz gern zu bleiben. Beide vergaßen scheinbar bei der Nähe der Mädchen die ernste Natur ihres Gesprächs.

Ofelius beobachtete seine Gravität, und Trachenburg warf verstohlene Blicke nach dem Boswuet hinüber; denn er sah die hellen Strohhüte der Mädchen über die saftigen Blätter eines Magnolienstrauchs herüberleuchten.

»Sei vernünftig, Evchen!« flüsterte Leontine mit ernster Miene ihrer Begleiterin zu. »Du sollst entscheiden, ob ich Recht hatte, als mich die Aehnlichkeit so frappirte. Du siehst ihn heute zum ersten Mal bei uns; ich habe von Rudolf und seinem Freund sehr viel auszustehen gehabt wegen meiner Behauptung, und wenn er auf Dich denselben Eindruck macht, so . . . «

»So umzingeln wir ihn, singen ihm: ›Seht Ihr auf Bergeshöh'n den kühnen Räuber &c.‹ Aber Spaß bei Seite, Leontine, mir ist wirklich ganz beklommen zu Muthe! Du sagst, er sei ein schöner, ein sehr unterhaltender, interessanter Mann, aber . . . «

»Aber unheimlich, Evchen! Ich kann selbst nicht für den Eindruck, den er auf mich macht!«

»Kein Wunder! Wenn Jemand Mönch, Räuberhauptmann und Baron von Trachenburg ist, so soll Einem nicht bange werden!«

»Vernunft, Evchen! Komm, es sähe albern aus, wenn wir . . . «

Leontine beugte sich auf die Rabatte hinab, rupfte eine Hand voll kleiner blauer und weißer Lobelien ab, um sich den Schein zu geben, als habe sie Blumen gepflückt, steckte einige davon an den Gürtel, streute den Rest auf den Weg und zog Evchen mit sich fort.

»Leontine,« hörte sie, kaum in den breiten Weg getreten, Evchen flüstern, während der Arm derselben in dem ihrigen zitterte, »ich will hier auf der Stelle sterben, wenn er nicht Derselbe ist, oder wenigstens eine ganz unbegreifliche Aehnlichkeit mit Jenem hätte! Sieh' nur!« Leontine fühlte einen schnellen Druck auf ihren Arm. »Gerade so blickte er Dich damals an, mit denselben brennenden Augen, mit derselben – wie nenn' ich's – Frechheit, nein, aber – genug, ganz *ebenso*! Nur die Kutte fehlt, in der er unter dem Kreuze saß, nur sein Gesicht ist nicht mehr so dunkelbraun . . . Ich sinke in die Erde, wenn er mich anredet!«

Leontine achtete nicht auf die Angst ihrer Gefährtin und zog sie mit sich. Glühend roth im Gesicht erreichte Evchen die beiden Herren und eben so schnell wich diese Röthe einer Blässe, die Beiden auffallen mußte.

Als der Baron sich erhob und den Damen einige Schritte entgegenthat, ließ Evchen den Arm ihrer Cousine los und blieb ein wenig zurück. Trachenburg bemerkte dies. Ein lebenswürdiges Lächeln trat auf sein Antlitz, gemischt mit einem moquanten Anflug, den Evchen's Scheu hervorrief.

»Ich danke dem Glück, mein gnädiges Fräulein, das mich Ihnen begegnen läßt in dem Augenblick, wo ich im

Begriff war, in die Einsamkeit meines halb verwüsteten Hauses zurückzukehren!«

»Einem Mann wie Sie Herr Baron, muß es doch so leicht sein, sich selbst in der Einsamkeit zu zerstreuen! Freilich, wenn man aus dem Gewühl der Welt in unsere Stille hier tritt, ist ein gewisses Vermissen so erklärlich!«

»Und doch wieder nicht! Selbst mein Alleinsein drüben ist mir eine Wohlthat, wenn es mir vergönnt ist, von meinen Fenstern einen Blick auf dieses Haus zu thun, in welchem ich eine der reizendsten Feen in ihrem irdischen Walten bewundre . . . Aber auch dies wird mir tagelang nicht vergönnt, wenn sich neidische Wolken zwischen uns in das Thal legen und mir den schönsten Horizont verhüllen.«

Eine leichte Bewegung der Lippen deutete dem Baron, was Leontine von dieser graziösen Floskel halte. Sie wandte sich halb zu Evchen.

»Herr Baron von Trachenburg, unser Nachbar – meine Cousine und liebe Freundin,« stellte sie Beide einander vor und sah dabei zu ihrem Erstaunen, mit welch' naiver Neugier, gepaart mit einer sehr durchsichtigen Scheu, ja Angst, das arme Evchen dem Baron in's Gesicht blickte, während sie sich mit großer Zurückhaltung leicht verneigte, um ihn dann wieder ein wenig impertinent zu fixiren.

Evchen fühlte sich jetzt sicher im Beisein ihres Oheims Ofelius. Ihr naiver Trotz war eben im Begriff ihre Scheu zu überwinden. Hätte Leontine ihr noch einige Secunden

vergönnt, so würde sie ihre Geistesgegenwart vollends wieder gewonnen haben.

Der Baron richtete jetzt auch an Evchen einige artige Worte, die auf das Mädchen keinen üblen Eindruck machten. Aber Evchen war einmal gegen ihn eingenommen, und was das Schlimmste: Leontine hatte Recht, er war ein schöner Mann, aber seine süßliche, überfreundliche Miene gefiel ihr nicht, und – er war dennoch der Räuberhauptmann, oder wenigstens im Stande, derselbe gewesen zu sein!

Eben trat Ofelius zu ihnen.

»Die Sonne ist im Sinken! Ich denke, wir gehen zur Terrasse, wo wir die Uebrigen finden werden,« sagte er, Evchen's Arm in den seinigen legend. »Der Herr Baron erweist uns die Artigkeit, heut Abend bei uns zu bleiben, da er drüben in seinem Schlosse doch wenig Vergnügen finden dürfte.«

Der Baron nahm mit einer Verbeugung die Einladung an. Als Evchen an des Oheims Arm an Leontine vorüberstrich, flüsterte sie ihr zu:

»Wenn er's nicht selber ist, so ist er ein Bruder von ihm!«

Trachenburg schien diese nach Mädchenart leichtfertig, in allzu verständlichem Flüsterton gemachte Aeußerung gehört zu haben.

Unwillkürlich wandte er das Antlitz seitwärts, corrigirte sich aber und richtete einige Worte an Leontine, an ihre Seite tretend, um mit ihr den Anderen zu folgen.

»Jetzt wird die Sache interessant!« dachte Leontine bei sich, die Antwort auf Trachenburg's Rede in ihrer Zerstreuung versäumend. »Evchen's Anwesenheit giebt mir Muth; ich habe an ihr wenigstens eine Unterstützung. Ich will ihn heute in die Enge treiben!«

»Sie versagten sich über Ihre Einsamkeit, Herr Baron,« wandte sie sich an ihren Begleiter, »und doch sagt mir mein Vater, es sei Ihre Absicht, hier in unserer Gegend zu bleiben. Ich verstehe dies nicht! Ein Mann wie Sie, dem die große Welt offen steht und der doch sicher in derselben gelebt und gewirkt, der zudem unabhängig von der Scholle ...«

»Nicht so unabhängig!« unterbrach sie Trachenburg, mit Betonung sich zu ihr wendend.

Leontine fühlte, daß er ihren Blick suche; sie schlug ihr Auge zu Boden. Der Ton seiner Stimme erregte sie peinlich.

»Es giebt Banden, die den Unabhängigsten zum Sclaven machen, Fesseln, die zu tragen ihm eine qualvolle Wonne sind, so lange ...«

»Wir hier an den äußersten Marken Deutschlands, die Grenzposten deutscher Sitte, deutschen Denkens, unempfänglich, uns streng abschließend gegen fränkisches Wesen und gewissermaßen sogar ein verlorener Posten, weil Niemand in langer Friedenszeit sich um uns kümmert, wir fühlen uns allerdings ein wenig isolirt, namentlich wir Frauen, denen drüben Alles antipathisch ist, während die Männer in ihrer Geschäftsthätigkeit, ihre Hilfskräfte von hüben und drüben heranziehend, ohne

die politische Grenze zu achten, diese Isolirung wohl weniger empfinden. Ich bin deshalb meinem Vater doppelt dankbar dafür, daß er uns alljährlich einen Ausflug gestattet, an dessen Erinnerung unsere Phantasie das ganze Jahr hindurch sich von Neuem erwärmt. Mit Freude gedenke ich meiner diesjährigen Reise durch Italien, meines leider nur so kurzen Aufenthalts in Neapel ... Sie kennen gewiß diesen reizenden Punkt?«

Leontine sprach die letzten Worte schnell und lebhaft, und da Beide an einer Krümmung des Weges angekommen, die auf den Hofplatz der Häuser führte, hatte sie Gelegenheit, dem Baron in's Antlitz zu blicken.

»Ich würde, mir einen Vorwurf daraus machen, wenn ich ihn nicht gesehen hätte!«

Trachenburg's Antlitz bewahrte bei dieser Antwort die größte Unbefangenheit.

»Sie kennen das Kloster von Camalduli, von dem aus ich vor Kurzem einen Blick in ein Paradies genoß, wie es die höchste Phantasie nicht zu träumen wagt?«

Mit einer schnellen Wendung hatte sich Evchen von des Oheims Arm losgemacht und sich zu Leontine gekehrt, in der That aber nur, um, wie elektrisirt durch das zu ihr dringende Wort Camalduli, dem Baron in's Gesicht zu schauen.

»Ohne Zweifel! Wer Neapel gesehen, mußte sein Paradies von dort oben betrachten!«

War es der Glanz der Abendröthe, der des Barons Antlitz streifte? Leontine wollte es erscheinen, als nehme dasselbe eine andere Farbe an.

Aber Ofelius brachte beide Mädchen um das Resultat dieser kühnen Prüfung.

»Was treibt denn Rudolf da oben?« rief er, zum Dach des Hauses hinauf zeigend, auf dessen Plattform er seinen Sohn und einen Arbeiter erblickte, die eben die Flagge hißten. »Ich kann's mir denken, Eberty wollte heute auch die beiden anderen Maschinen noch in Gang bringen und aus Freude über das Gelingen ziehen sie die Flagge auf!«

Alle Vier folgten der angedeuteten Richtung.

Während man durch das Haus zur Terrasse schritt, hatte Evchen den Arm ihrer Cousine wieder erfaßt.

»Leontine, das war eigentlich sehr verwegen von Dir! Ich habe Dich bewundert. Blutroth hätte er werden müssen, wenn er es ist oder wenn er nicht eine unerschütterliche Gelstesgegenwart besitzt! – Aber ich will drauf schwören, daß er es ist! Während Ihr hinter uns ginget, hab' ich kein Wort von dem gehört, was mir der Onkel sagte; ich lauschte immer auf Euch. Ich jedoch habe mir den Herrn damals fester in's Auge gefaßt als Du; ich beobachtete, wie er Dich mit seinen heißen Augen verschlang! Glaub' mir, Tinchén, er ist ein seinem Kloster desertirter Mönch, der Deine Spur verfolgt hat und uns hierher nachgereist ist! Ja, stelle Dir vor, wenn er nun gar nicht der richtige Neffe des alten Barons wäre, wenn er sich nur dafür ausgegeben hätte! Man liest ja Dergleichen in den Zeitungen und den Romanen! Und verliebt ist er in Dich, und grade das ist mir ein Beweis, daß er Derselbe ist!«

»Evchen, was sprichst Du für Zeug? Das Kloster giebt Niemanden heraus, den es einmal zwischen seinen Mauern hat; und Du hast ja gehört, daß er Officier gewesen, auch wahrscheinlich noch ist!«

»Oho! Weißt Du denn nicht, daß der Papst selbst Officier gewesen, ehe er Cardinal und Papst geworden?«

Leontine lächelte über den naiven Eifer Evchen's, in-deß hatten die Worte derselben sie in eine contemplative Stimmung versetzt. Evchen hatte sie daran erinnert, wie jener Mönch sie mit Blicken verfolgt die jedes zarte weibliche Gemüth verletzen, zurückscheuchen mußten. Sie erinnerte sich selbst, wie beim ersten Begegnen – auf der Vomero-Straße einer dieser verschlingenden Blicke unter der Kapuze sie getroffen, der ihr sofort die größte Angst vor diesem Mann eingeflößt. Die Worte des seligen Barons traten ihr in's Gedächtniß, ein Weib von einigem Geist müsse den Mann am leichtesten und schnellsten aus der Art und Weise beurtheilen können, in welcher er ihr in's Gesicht schaut, und von jenem ersten Moment an hatte ihr dieser Mann ein unheimliches Gefühl erregt.

Evchen's kühne Vermuthung, jener Mönch könne ihr hierher gefolgt sein, hatte alle Wahrscheinlichkeit gegen sich und dennoch – Evchen, wenn sie auch die Romantik der Bücher und Zeitungen hier in die Wirklichkeit hineinbringen wollte, sie konnte Recht haben, wie unglaublich es auch sein mochte. War es doch dem Vater nicht gelungen, trotz allen Erkundigungen in der Stadt und Umgegend etwas über das Leben dieses Neffen des alten Barons zu erfahren! Derselbe war als Knabe schon

von seinem in einer acht Meilen entfernten Stadt wohnenden Vater in ein Erziehungsinstitut gesandt worden. Rudolf wollte den Sohn später einmal flüchtig als Officier in einer fremden Uniform auftreten gesehen haben und zwar, als der Vater desselben im Irrenhause gestorben – weiter wußte Niemand etwas. Nur eine Person, die jetzt jenseit der Grenze wohnte und zu dem wahn-sinnigen Baron in Beziehung gestanden, hatte an Rudolf erzählt, der Sohn habe das ihm hinterlassene Vermögen des Vaters verschwendet und sei aus der österreichischen Armee noch in andere fremde Dienste getreten.

Daß nun dieser neue Nachbar eine eigenthümliche Persönlichkeit, bestätigte, was auch der Schloßverwalter von ihm erzählte. Der junge Baron hatte den unversehrten Schloßflügel bezogen, ohne irgend welche nennenswerthe Anstalten zur Wiederherstellung des andern zu treffen. Er empfing Niemanden bei sich und suchte Niemanden auf. Nur den Vorstand des Dorfes und den Pfarrer hatte er zu sich gelassen, und der Letztere sollte von ihm mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt werden.

Die Familien der umwohnenden Fabrikherren und Grundbesitzer, unter denen sehr achtbare aristokratische Namen, existirten für ihn nicht; nur Ofelius habe er die Ehre einer Annäherung erwiesen, im Uebrigen scheinere stundenlang in seinem Zimmer zu studiren, in das er nur eine stupide Bauernmagd zur Reinigung desselben einlasse, und diese erzählte von Waffen, Büchern und einigen seltsamen, ihr unbegreiflichen Gegenständen, die in seinem geheimen Hinterzimmer aufbewahrt seien.

Diese Bevorzugung ihrer Familie wäre nun ein Beweis für Evchen's romaneske Anschauung der Dinge gewesen, und dennoch konnte Leontine sich nicht entschließen, ihr beizupflichten. Nur Eins war ihr klar, Eins, das ihr eine düstere Ahnung einflößte, nämlich: daß diese Bevorzugung, welche Gründe sie haben mochte, ihr verhängnißvoll werde, und war für Evchen des Barons mit so seltsamen Umständen verknüpftes Auftreten ein höchst curioses Ereigniß, so war sie weit entfernt, dasselbe eben so unbefangen und harmlos zu beurtheilen.

Trachenburg, mochte er immerhin der Erbe eines immensen Vermögens geworden sein, hatte für sie etwas Abenteuerliches. Dieser noch so junge Mann mußte bereits ein wechselvolles Leben hinter sich haben. Sein Auge hatte etwas Wildsinnliches, das der Fesseln aller äußerlichen Gesellschaftsformen spottete, die übrigens an ihm vollendet ausgebildet waren. Dieser Schliff seines Benehmens, offenbar geglättet in den feinsten Umgangskreisen, deckte nach ihrer Ueberzeugung eine in der Schule des Lasters verderbte Seele, und was, wenn er in dieser Einsamkeit, unter simplen Arbeitern, unter Fabrikherren, deren Sinn und Zeit von Geschäften in Anspruch genommen war, verweilen wollte, wenn er die ihm ebenbürtigen Familien der Nachbarschaft unbeachtet ließ – was suchte er hier? . . .

Dieser Gedanke beunruhigte sie, flößte ihr sogar Furcht ein weil sie einen Anhaltspunkt ahnte.

Mechanisch folgte sie den Uebrigen auf die Terrasse, ohne Evchen's Geplauder zu hören. Hier empfing sie die

Hausfrau, die sich, inzwischen von dem Besuch unterrichtet, in Staat geworfen hatte und ihm in so herzlicher Weise entgegenkam, wie es eben Trachenburg's Stellung und Benehmen gestattete.

Ofelius hatte während Beide sich unterhielten und die Mädchen sich auf die Brüstung der Terrasse lehnten, mechanisch die eben angelangten, auf dem Tische liegenden Zeitungen zur Hand genommen und warf einen Blick auf den Lakonismus der Telegramme. Dabei zitterte die Hand, in welcher er das Blatt hielt, seine Augen öffneten sich weit und starrten auf eine Stelle. Es mußte etwas Ungewöhnliches in dem Blatte stehen.

»Das fehlte uns noch!« rief er muthlos vor sich hin, während er den Arm sinken ließ und wie versteinert dastand.

»Was ist Dir? Du bist erschrocken, Ofelius!« fragte die Gattin schnell, die ohnehin durch all' den neuen Wirrwarr in der Fabrik seit einiger Zeit sehr nervös war, und blickte ihren Gatten mit Besorgniß an. Sie ahnte irgend ein Mißgeschick, an dem seit Kurzem kein Mangel.

»Mir ist nichts! Aber der Satan sitzt dem Volke drüben wieder einmal im Nacken und in den nächsten Tagen werden wir wieder viel von unseren Nachbarn auszustehen haben, selbst wenn der Donner an uns vorbeierrollen sollte!«

»Sprich deutlicher! Was ist?«

»Die Mücke, die wir schon gestern Abend leise summen hörten,« brummte Ofelius ärgerlich, »sie schwillt zur Kriegstrompete! Sie werden wieder keine Ruh' da drüben

geben; es fängt an, nach Blut zu riechen und dann wehe uns hier, die wir den ersten Stoß auszuhalten haben!«

Trachenburg hatte hoch aufgehorcht.

»Ich bitte, Herr Ofelius!« Er streckte die Hand bescheiden nach dem Zeitungsblatt aus, das dieser ihm reichte. Während aber Ofelius wie vom Blitz getroffen war, flackerte es in Trachenburg's Auge heimlich auf.

»Vielleicht nur ein Schreckschuß, Herr Ofelius!« sagte er nach einigem Sinnen in tragem Ton. »Es zündet nicht jeder Blitz!« setzte er sanft lächelnd hinzu.

»Das wollen wir auch von *diesem* hoffen! Aber das hindert nicht, daß dieser heute noch leichte Sturm morgen schon so viel Staub aufwirbelt, wie wir das bei jeder derartigen Gelegenheit erfahren mußten. Die Herrschaften drüben gehen immer gleich auf so hohen Stelzen, daß sie uns kaum noch mit bloßem Auge zu ihren Füßen sehen. Sklaven ihrer von jedem Gewalthaber gehätschelten Eitelkeit, die vergoldete Ruthe leckend, machen sie es wie alle Lakaien, wenn sie unter sich sind. Gott erbarme sich unserer deutschen Zerfahrenheit, die Denen da drüben schon einmal gestattete, uns einzeln abzuschlachten! Diesmal aber hoffentlich schlagen die Pulse gut, von denen wir hier einer sind, und das läßt mich vertrauen, daß das *Herz* gesund sei!«

Ofelius hatte mit einer Bitterkeit gesprochen, der Trachenburg in sichtbarem Mitleid zuhörte. Bei den letzten Worten glitt ein Lächeln über seine Züge. Ofelius bemerkte dasselbe nicht, wohl aber Leontine, die besorgt des

Vaters Ekstase angehört und deren Blick fragend zu Trachenburg hinüberschweifte, als wolle sie auf *seinem* Antlitz lesen, was zu fürchten oder zu hoffen sei.

Leontine verstand dieses Lächeln. Er begegnete zufällig ihrem Blick. Indignirt schlug sie das Auge zu Boden.

Ofelius hatte sich inzwischen gesammelt.

»Die Aussichten sind trübe, Kinder,« sagte er mit einem Seufzer. »Was wir hier säen und bauen, was wir mit Sorgen und schlummerlosen Nächten zu fördern gesucht, vielleicht zertritt es in wenig Wochen des Krieges Fuß, und dann Ade Hoffnung für Menschenzeit! ... Indeß, vertrauen wir aus Gottes Hilfe! Stopfen wir uns für einige Wochen die Ohren nach der Westseite, bis der Wirbelwind vorüber ist, und lassen wir uns für heute nicht die Laune verderben! ... Herr Baron, auch Sie sind eben so nahe bedroht wie ich, wenn auch *Ihre* Pächter Ihnen in so schwerer Zeit den Pacht schuldig bleiben werden! Nehmen Sie Platz und lassen Sie uns von Anderem reden! Was kommen soll, können wir ja doch nicht verhüten!«

Trachenburg, der durch die Hiobspost des Telegraphen keineswegs so betroffen zu sein schien, trat eben zu den jungen Mädchen an die Brüstung der Terrasse, als auch Rudolf von Eberty gefolgt, auf derselben erschien.

Beide waren erhitzt vom Tagewerk, aber ihre Gesichter schienen doch mehr von innerer Bewegung aufgeregt.

»Vater, hast Du die neuesten Nachrichten gehört?« rief Rudolf sich den Schweiß von der Stirn trocknend. »Ich konnte sie unseren Arbeitern nicht vorenthalten, da die Boten aus der Stadt kamen und von der großen Unruhe

erzählten, die dort herrscht. Wir waren in der besten Arbeit, und gerade in dem Moment, auf den ich und Erich uns schon so lange gefreut, mußte diese Uriaspost kommen. Ein Theil unserer Leute, die von drüben, ließen sofort die Arbeit ruhen; sie begannen mit den Anderen zu disputiren, und trotz unserer Vermittelung trotz einer beruhigenden Anrede Erich's, der ihnen vorstellte, es sei nicht die geringste ernstliche Veranlassung, einen Kriegsfall zu befürchten, brachten Einzelne gleich einen Wortwechsel zu Stande. Man wäre sich in die Haare gerathen, wenn wir nicht dazwischen getreten wären, und eben jetzt – höre nur! – jetzt zieht ein Haufe von etwa Dreißig unter Vorantragung einer improvisirten Fahne über die Grenze! Sie haben als Franzosen uns bereits den Gehorsam gekündigt.«

In der That hörte man unten im Thal die Marseillaise aus etwa zwanzig Kehlen brüllen. Auf der Höhe sah man Männer, Weiber und Kinder zusammenlaufen, die, ohne Ahnung von den Zeitungsnachrichten, nicht wußten was der Lärm zu bedeuten habe.

Als der rohe Gesang sich langsam entfernt, herrschte noch einige Secunden lang banges Schweigen in der Gruppe.

»Der Arbeitssinn ist den Leuten auf einmal abhanden gekommen!« unterbrach Erich die Stille. »Hören Sie nur, Herr Ofelius, es ist Alles still im Fabrikhofe, obgleich in einer Stunde erst Feierabend ist. Die rüdigen Schafe sind davon gegangen, aber sie haben den Anderen die Laune verdorben, und Thormann selbst, ein so vernünftiger

Mensch, antwortete mir, das sei zu entschuldigen; denn wenn es zum Kriege komme, höre die Arbeit ja so wie so auf. Soll ich gehen und ihnen in Ihrem Namen verkünden, daß aus Rücksicht für ihre heutige Anstrengung die Fabrik eine Stunde früher geschlossen werde? Sie erwarteten aber von ihrem gesunden Sinn und ihrem Patriotismus, daß Jeder, unbekümmert um unbegründete und unwahrscheinliche Zeitungsnachrichten, morgen pünktlich wieder bei der Arbeit erscheinen werde?«

»Recht so, Eberty! Thun Sie, was Sie für das Beste halten. Sie pariren *Ihnen* doch auf's Wort, und es ist besser, wenn *Sie* gehen, als wenn ich selbst ginge! Wenn sie sehen, daß *wir* ruhig, so werden auch sie sich in der Arbeit nicht stören lassen.«

Erich eilte fort. Rudolfs Miene war verstört. Fragend ruhte sein Auge auf dem des Vaters; denn er wußte, was auf dem Spiele stand, wenn die Politik ihnen plötzlich einen Strich durch ihre ganze Rechnung machte.

Ofelius bemerkte dies.

»Kalt' Blut, mein Sohn!« sagte er halblaut, ihm die Hand auf die Schulter legend und dabei heimlich auf den Gast deutend. »Wenn der Himmel einfällt, sind die Lerchen alle todt und wir mit ihnen, die wir ihnen zunächst wohnen; indeß er hat ein starkes Gerüst und Gottes Thron ist nicht auf den Wolken gebaut, die Du da allerdings ziemlich düster und Unwetter verkündend von Frankreich über uns herziehen siehst!«

Ofelius wandte sich ab. Er fuhr mit der Hand über das Gesicht, um den Ausdruck schwerer Sorge, die zu verheimlichen er sich Mühe gegeben, zu verwischen, falls derselbe dennoch erkennbar sein sollte.

10. DIE TROMMEL RUFT.

Was heute noch wie eine Unmöglichkeit oder wenigstens bis an diese streifend unwahrscheinlich gewesen, das ward, in wenigen bangen und kurzen Tagen reifend, zur Wirklichkeit.

Der Krieg war erklärt. Alles, was waffenpflichtig oder fähig, eilte zu den Fahnen. Dumpf und feierlich rollten bald die schweren langen Eisenbahnzüge durch die lang hingestreckten Thäler des Gebirgslandes der Grenze zu; in das Schnauben und Zischen der Maschinen mischten sich die patriotischen Gesänge der jungen Krieger und die kleinen Bahnhöfe waren die Nächte hindurch mit Pech- und Kienfackeln beleuchtet; an den großen Stationen der Pfalz und der Rhein-Nahe-Bahn thürmten sich Fässer voll deutschen Weins, um die Krieger zu laben. Ueber die Bergstraßen sah man lange Colonnen auf mühsamem Marsch; die Bevölkerung der Dörfer empfing sie mit Jubel, ihnen entgegenbringend, was Armuth und Reichthum bieten konnte. Die Pulse Deutschlands, von denen Ofelius gesprochen, schlugen stark und fieberhaft. Das Herz war gesund, und was diese Pulse trieb, war die Begeisterung dieses treuen, opferfreudigen Herzens.

Desto stiller sah es im unmittelbaren deutschen Grenzbereich aus. Bange und unglücksschwer lag das so plötzlich, so über Nacht hereingebrochene Verhängniß über der fleißigen Bevölkerung, die plötzlich von ihrem Pfluge, aus den Aeckern und Feldern, aus Wiesen und Gärten, aus den Werkstätten und Fabriken davongerannt war.

Die hohen Schlote streckten ihre langen Hälse in den blauen Aether aber die Oefen unter ihnen waren erkaltet und todt, verglimmt lagen die Kohlen unter den Kesseln. Ueber den waldigen Berghöhen, über den üppigen grünen Thälern sangen die Vögel ihre alten Lieblingslieder, aber Niemand hörte sie; die Blumen dufteten, aber Niemand pflegte sie; die Getreidefelder reiften der Ernte entgegen, aber Niemand wußte, wer sie heimsen werde. Weithin in den Bergen und Thälern sah man nur vereinzelt die Bauern, die Arbeiter dahin schleichen; todt lag die eigentliche Grenze und flüchtig hatten die deutschen Bewohner diejenigen Orte verlassen, die unmittelbar auf der Scheidelinie lagen.

Erkaltet war auch der Herd in den Hütten und Häusern der Dörfer und Flecken; denn die Männer, die fahnenpflichtig, waren den jammernden Frauen und Kindern entrissen; die Mütter erschrakten vor dem leisesten Schreien der Kinder in der Wiege und das Herz wollte ihnen brechen, wenn diese nach dem Vater riefen, nach dem Ernährer, der ihnen genommen.

Mit pochendem Herzen ward Alles, was ihnen lieb und werth war, davongeschafft, oder dem heimlichen Schoß der Erde übergeben, um es vor dem ersten Andrang des

Feindes zu schützen. Leer wurden Schränke und Laden. Nur mit Widerstreben dem Drange folgend, die unbewegliche Habe zu schützen, klebte der Fuß der Bedrohten noch an der heimathlichen Scholle, die vielleicht schon in wenigen Tagen, ja schon über Nacht von feindlichen Horden überschwemmt werden sollte, und zaghaft führte die Mutter fluchtbereit die Kinder, ihre Hand fest umklammernd, vor die Thür, sobald sich das leiseste ungewöhnliche Geräusch von Westen her vernehmen ließ.

Zerrissen war an einem Tage das nachbarliche Band, das die beiden Nationen geschäftlich und freundschaftlich an einander gefesselt und in mehr als fünfzig Friedensjahren zu traditionellem Einvernehmen geworden. Keine Mauer hätte sie so von einander scheiden können, wie die bange Erwartung des unvermeidlich nahen feindlichen Zusammenstoßes, und wo unter den Familien von hüben und drüben noch ein selbst durch die Politik nicht zerreißbarer sympathischer, natürlicher Zusammenhang bestand, da näherte man sich auf den Schleichwegen der Contrebandiers, im Dunkel der Nacht, um nicht dem Verdacht der Spionage anheimzufallen.

Vielfach bestand dieser Zusammenhang, aber Niemand durfte von ihm wissen; vielfach waren auf deutscher Grenze die Sympathien doppelt lebhaft erwacht, seit es galt, sich in Freund und Feind zu scheiden, und wahr ist es, daß die Deutschen in den unmittelbaren Grenzstädten sich zahlreich auf Feindes Seite schlugen, weil ihre Interessen mit ihm verwebt waren, Sitte, Gewohnheit und Umgang sie nach jener Seite zog; was aber

durch die Grenze geschieden wohnte, das mußte den *Verdacht* fürchten und durfte nur im Dunkel der Nacht einander aufsuchen, vielleicht nicht, ohne zu üben, was sie eben in dem Dunkel zu verstecken gezwungen waren.

Und was den unnatürlichen Deutschen in den der Grenze nahen Ortschaften nicht von dem eigenen Herzen dictirt wurde, das ward ihnen – wahr ist es, obgleich es bestritten wurde! – von einzelnen Kanzeln in das Herz gerufen, von welchen aus versucht wurde, den bevorstehenden Krieg nur als einen Kampf gegen den ketzerischen nordischen Usurpator und Grenznachbarn zu stempeln, den zu unterstützen der Fluch Gottes verbiete.

Die Aermsten hingen an ihrem Glauben, den die Kirche also mit ihrer Vaterlandsliebe in Conflict setzte, und so kam's denn wohl, daß man in der einen Hütte vor dem Andringen der Welschen zitterte, in der andern demselben mit heimlicher Sehnsucht entgegensah, daß sonach Keiner dem Andern traute, und in dem einen Herzen Deutschland und in dem andern Welschland geschrieben stand.

Anders sah's drüben jenseit der Grenze aus. Siegestrunken, noch ehe der Würfel gefallen war, und triumphirend dem schnellen Rollen desselben zuschauend, den noch möglichen Frieden fürchtend, der Unbesiegbarkeit *der* Waffen vertrauend die in hunderten von Schlachten bestanden, den Triumphzug der stolzen, erprobten Heere voraussehend, in welchen ihre eigenen Söhne dienten, bestanden das deutsche Herz, die deutsche Zunge drüben

die Probe einer zweihundertjährigen Entwöhnung vom Vaterlande und jauchzten gleich siegestrunken ihr *vive la France!*

Die, denen deutsches Wesen, unzerstörbar durch Fremdherrschaft, in Saft und Blut geblieben, die sich mit demselben ohne Veräußerung ihres nationalen Charakters in die schmeichelnde und verlockende Leichtherzigkeit des Nachbarn hineingelebt, die in kleinmüthiger Selbsterkenntniß ihrer deutschen Natur selbst niemals gezürnt, wenn die stolze Nation sie, ihre Adoptivkinder, als Auvergnaten und Parias betrachtete, ihnen in ihren nationalen Schauspielen stets die Rollen gab, auf deren Kosten sie lachen konnte; sie waren dem Vaterlande so weit entfremdet, daß sie ihr Zwitterwesen dahin deuteten: ihre Zunge sei wohl deutsch, aber ihr Herz sei französisch.

Wie viel Schuld das Vaterland daran trug, ist von ihnen selbst nie erörtert worden. Sie *gewöhnten* sich, und in ihrer eigentlichen Heimath that kleinstaatliche Spottwirthschaft das Ihre, sie stolz in dem Gedanken zu machen, einer großen, vielleicht allzu lebenswarmen Nation anzugehören, deren blutige Geschichts-Katastrophen sie wie eine Familienangelegenheit betrachten lernten und in denen wenn auch nur eine Nebenrolle mitzuspielen, ihnen schmeichelhaft erschien.

Vollständig entfremdet dieser Heimath im Laufe der Zeit und der einander folgenden Generationen, blieben sie die Urenkel deutschen Stammes, mit vererbenden deutschen Namen; zäh an der Muttersprache fest haltend, trotzten sie einer Erziehung, die vergeblich bemüht

war, sie diese vergessen zu machen. Sie erlernten die welsche Sprache, aber vergaßen die deutsche nicht. Die Kinder lernten und redeten in den Schulen die französische, zu Hause aber redeten sie die deutsche Sprache, und so kam durch Abstammung und Erziehung ein Sprachgemisch zu Stande, das hier, selbst wo es nothwendig wäre, ganz wiederzugeben die Feder des Erzählers sich sträuben muß.



Im Dorfe also herrschte Todesstille, nur unterbrochen in Momenten, wo irgend eine Nachricht sich verbreitete, oder flüchtige Familien, beladen mit dem, was sie in der Eile zusammenraffen konnten, über die Grenze gezogen kamen.

Die Frauen liefen dann zusammen und eilten wieder furchtsam in ihre Häuser, denn etwas Freudiges gab's nicht zu erfahren. Die Kinder wagten sich, eingeschüchtert, nicht auf die Straße, die Mütter waren fortwährend beschäftigt, zu verstecken, was ihnen lieb und werth, was vor den Soldaten in Sicherheit gebracht werden mußte, mochte man auch immerhin der schonendsten Behandlung von seiten der einmarschirenden Nachbarn versichert sein.

Die Küche war verwaist, der Herd war kalt, denn Niemand wagte mehr, die Kessel aus das Feuer zu setzen: die

Aufregung erhielt Alles unter der Furcht. Die Kinder nagten an den Brodrinden, mit denen die Mutter den Appetit der Aermsten beschwichtigte, und weinend saß diese wohl in der Ecke, trostlos der nächsten Zukunft entgegensehend, weil der Mann zur Fahne eingezogen worden.

Nur in der Nachbarschaft der wenigen Wirthshäuser und in diesen selbst ging's lebhafter zu. Die Fabriken hatten die Arbeit eingestellt oder setzten dieselbe nur aus Rücksicht für ihre Leute fort, um diese vor dem Hunger zu schützen. Was keine Arbeit mehr hatte saß in den Wirthshäusern und vertrank die Sorgen und den letzten Kreuzer.

Man hatte sich so viel von jenseits der Grenze zu erzählen, denn es kamen ja Flüchtlinge herüber und diese berichteten von der Siegesgewißheit der Nachbarn, von den kriegerischen Demonstrationen und von den Hunderttausenden, die sich bereits der Grenze zuwälzen sollten, um in's Reich einzubrechen.

Dabei gab's blutige Köpfe im Wirthshaus, die den Krieg schon ausfechten wollten, ehe er noch begonnen. Die Einen waren für Frankreich, die Anderen für Deutschland. Selbst den alten Polizeidiener des Dorfes hatte man bereits vor die Thür geworfen, da dieser gewagt, gegen das Reich Partei zu ergreifen, weil der Pfarrer von der Kanzel gepredigt habe, der norddeutsche Händelsucher hätte den Krieg vom Zaun gebrochen, um dem rechtmäßigen Glauben den Todesstreich zu geben.

Und so war's wirklich geschehen. Der Pfarrer hatte am Sonntag, als die Mannschaften des Dorfes einberufen wurden, eine furchtbare Aufregung veranlaßt. Nachdem er von der Kanzel in glühenden Worten seiner Gemeinde das Unrecht des händelsüchtigen deutschen Nachbarn und des in Menschengestalt umherwandelnden Gottseibeiuns, des Rathgebers der ketzerischen Krone, geschildert, hatte er gegen Abend noch einmal die Fahnenpflichtigen des Dorfes zu sich gerufen.

Auch zu diesen hatte er in demselben Sinne auf's Eindringlichste geredet. Dann forderte er sie auf: »wenn Ihr fortgeschleppt werdet, um für die Hölle die Waffen zu tragen und sie gegen die einzig rechtmäßige Kirche zu erheben, so erklärt, Ihr wolltet erst zu mir kommen, um noch einmal zu beichten. Ihr tretet dann in die Hauptthür der Kirche: ich gebe Euch die Absolutionen für Euer Thun, lasse Euch zum Hinterpförtchen der Kirche hinaus und von da findet Ihr ungesehen durch die Schlucht den Weg über die Grenze! In wenigen Tagen stehen wir unter fremder Herrschaft und Ihr seid sicher vor jeder Strafe!«¹

Benedict's Rede war wie ein Blitz in die Bevölkerung eingeschlagen. Er, der Alles besser wissen mußte als sie, dem man blind vertraute, er hatte den Muthigsten den

¹Historisch.

letzten Rest ihres Glaubens an die deutsche Widerstandskraft genommen. Manche Mütter und Frauen unterstützten des Pfarrers Rath, und so war es wirklich noch am selben Tage einem Häuflein junger Männer gelungen, vertrauend auf die ihnen verheißene Straflosigkeit, die Fahnenflucht zu ergreifen und in Nacht und Nebel über die Grenze zu gehen.

Trostlos wie in allen Hütten des Dorfes sah es auch in der Babettens aus. Die Arbeit ruhte, die ihr und der Mutter eine ziemlich sorgenfreie Existenz gewährt. Niemand brachte ihr Beschäftigung und mit Kümmerniß blickte das Mädchen in die kleine Lade, in welcher sie ihre Baarschaft bewahrte.

Und was schlimmer noch: wenn es so gewiß war, daß die feindlichen Truppen in den nächsten Tagen, ja vielleicht schon über Nacht hereindrangen, so war auch ihr kleines, der Sparkasse in der Stadt anvertrautes Vermögen gefährdet. Man sprach zwar davon, daß alle öffentlichen Kassen bereits vor solcher Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit in Sicherheit gebracht und in die Festung geflüchtet seien; aber wer schützte die Festungen?

Babette eilte in ihrer Angst zum Pfarrer hinüber. Aber dieser empfing sie ebenfalls in großer Aufregung. Er vergaß sogar die Herzlichkeit, mit der er sonst zu ihr sprach. Er tröstete noch sie hinsichts des Geldes; er versprach ihr auch, im Nothfall selbst sich für dieses zu verwenden, aber er verlangte dafür, daß sie, soviel an ihr und liege, auf Philipp eindringe, er solle den Rath befolgen, den er am heutigen Nachmittag den Fahnenpflichtigen gegeben,

und entließ sie mit dem Versprechen, sie in den Tagen der Gefahr in seinen persönlichen Schutz zu nehmen.

Beruhigter kehrte Babette zurück. Aber schwere Sorge machte ihr die Bedingung des Pfarrers, auf Philipp zu wirken. Freilich war sie mit ihm wieder ausgesöhnt, freilich auch hing das Herz des jungen Arbeiters ganz an Frankreich, aber – der *Pfarrer* hatte diesen Rath gegeben, und Philipp haßte denselben eben um der Aufmerksamkeit willen, welche der junge Priester ihr widmete.

Und wie mit Unrecht! Alle Leute im Dorfe wußten, daß sie und Philipp sich heirathen würden. Das ward nun allerdings durch die sich vorbereitenden traurigen Ereignisse hinausgeschoben, nach ihrer Meinung nämlich, während Philipp auf das Vordringen der Welschen in Deutschland zählte und darin eine vortheilhafte Gelegenheit zu sehen glaubte, sich auch *diesseits* der Grenze zu etabliren, wenn das Land umher bis zum Rheinufer occupirt ward.

Babette dachte anders, wenn auch heimlich. Sie wollte im deutschen Lande bleiben und mußte sie mit der Mutter in's Rheingau zurückwandern, wo sie ja auch ihr Brod finden konnte, so sollte Philipp ihr dahin folgen und das sollte ihr als Beweis seiner Liebe gelten . . . Aber welchen Schein eines Rechts hatte er denn, ihr zu zürnen, wenn der *Pfarrer* ihr wohl wollte?

Freilich war der geistliche Herr noch jung; aber war ihm nicht die Sünde fremd und eiferte er nicht von der Kanzel fortwährend gegen dieselbe? Hatte er nicht in den Familien der Gemeinde, in welchen Unfriede geherrscht,

durch sein Bemühen wieder Alles zum Besten gekehrt? Allerdings kümmerte er sich seit jenem Abend, wo er zum ersten Male bei ihr eingetreten, mehr um sie als um Andere; aber sie war ja eine Waise; sie bedurfte seines Schutzes, und was er bisher zu ihr gesprochen, waren nur fromme Worte. Er hatte sie zu eifrigeren Glaubensübungen angetrieben; er hatte ihr ›gottselige‹ Bücher gebracht, die sie vor Philipp verstecken mußte, weil er mehrere von ihnen zum Fenster hinausgeworfen; der Pfarrer hatte sie zur Beichte angehalten, die sie früher so sehr versäumt und in jeder Weise gezeigt, wie sehr ihm ihr irdisches und jenseitiges Wohl am Herzen lag.

Weniger aus innerem Trieb als in Folge der mütterlichen Mahnungen hatte Babette, ein zum Guten leicht bewegliches Gemüth, das Alles dankbar angenommen und sich unter dem frommen Schutze wohl gefühlt. Philipp hatte ihr gesagt, man spotte im Dorfe über diese Begünstigung von Seiten des Pfarrherrn, aber grade im Gegensatz hierzu hatte sie gesehen, daß man ihr im Dorfe doppelt wohl wollte. Man überhäufte sie mit Arbeit; man grüßte sie freundlicher noch als sonst, weil man annahm, daß, wenn ein so frommer Herr ein junges Ding wie sie schütze, dasselbe dieses Schutzes würdig sein müsse.

Nur zuweilen, aber auch nur ganz zuweilen fühlte sie sich gedrückt durch des geistlichen Herrn Bevorzugung. Das war in Augenblicken, in welchen sie sich derselben nicht für würdig hielt, in welchen sie sich gestand, daß ihr Herz innerlich viel mehr am Weltlichen hange, als sie ihm zeigen dürfe. Und fand Benedict sie dann verlegen,

erröthend über die heimliche Lüge, deren sie sich ihm gegenüber schuldig machte, schlug sie, die Farbe wechselnd, stumm Verzeihung erbittend, die schönen Augen zu ihm auf, so hafteten die Blicke des Geistlichen strenger, fanatischer auf ihr; er schaute sie an, als wolle er ihr in's Herz sehen, er sprach, seine Hand auf ihren Scheitel legend, begeisterte Glaubensworte; er berührte ihre Stirn, ihre Brust mit der Spitze seiner Finger, als wolle er beschwören was Sündhaftes noch in ihr sei, und verließ sie wohl einige Male selbst bleich und zitternd, mit tief in ihre Höhlen zurückgesunkenen Augen.

Sprachlos blickte ihm dann das Mädchen nach. Sie fragte die Mutter, ob sie ihn erzürnt haben könne. Diese aber, einer verarmten Rheingauer Weinbauerfamilie angehörig und streng kirchlich gesinnt, wußte ihr das Alles zu erklären, und wenn Benedict wieder kam, hatte er ein Himmelslächeln auf dem Antlitz und sagte ihr in freundlichen, milden Worten, er habe für sie gebetet . . .

Jetzt also war es dem Mädchen zehnfach weh um's Herz. Nach einer Berathung mit dem geistlichen Herrn, an welcher auch die Mutter sich betheiligte, hatte sie Philipp dennoch zugesagt, sie wolle mit ihm in Frankreich bleiben, um nicht zu erleben, daß auch ihm die Musketen aufgebürdet werde und er mit den Truppen fortziehen müsse. Philipp hatte darin umgekehrt einen Beweis ihrer Liebe gesehen, und als der Pfarrer an demselben Tage offen zur Flucht über die Grenze aufforderte, hatte er selbst

sich an die Spitze seiner jungen und leichtfertigen Gesinnungsgenossen gestellt und war über die Grenze gegangen.

Die Aermste hatte nicht aus, nicht ein gewußt. In wenigen Tagen, so hatte man ihr versichert, werde das ganze Land von den Franzosen belebt sein und bleiben, und selbst das schöne Rheingau, der Mutter Sehnsucht, werde von ihnen genommen werden. Das hatte Wahrscheinlichkeit; denn man schrie ja drüben ›au Rhin! au Rhin!‹ Ward also Alles französisch, was half's, sich dagegen zu sträuben! Eine Grenze gab's dann nicht mehr und Alles war unter fremder Herrschaft. Philipp konnte also keine Gefahr laufen, wenn er jenseit der ersteren war; er rettete sich vor dem Soldatenrock und in wenigen Tagen konnten sie wieder vereint sein. Babette hatte also ihren Plänen entsagt und sie war glücklich, Philipp mit dem Pfarrer versöhnt zu haben.

Als der Abend, der verhängnißvolle Abend nach der Predigt graute, erschien Philipp noch einmal bei ihr. Seine Kameraden erwarteten ihn bereits in der Schlucht versteckt, denn am andern Morgen sollten sie zu ihren Regimentern abgeführt werden.

Philipp war zwar bleich und aufgereggt, aber er war wieder versöhnlich und herzlich gegen Babette. Er zürnte auch dem geistlichen Herrn nicht mehr, seit dieser so ›brav‹ zu ihm und den Seinigen gesprochen; er war sogar wieder so zärtlich wie früher, als er noch nicht dieses thörichte Mißtrauen hegte.

Das arme, vor den entsetzlichen Ereignissen der nächsten Tage zitternde Kind war deshalb glücklich und vergaß in seinen Armen, was Trauriges ihr, einer schutzlosen, vaterlosen Waise, bevorstehen mochte, zumal Philipp ihr das feste Versprechen gegeben hatte, mit den ersten französischen Truppen, die den deutschen Boden betreten würden, zurückzukehren und sie dann selbst in seinen Schutz zu nehmen.

Und wie lange konnte diese Trennung währen! Drüben, wenige Stunden entfernt, sollten die sieggewohnten französischen Truppen schon das ganze Elsaß und Lothringen überschwemmen; eine Million Musketen, so erzählten sich die Landbewohner, sollten im Anrücken sein, um die armen Deutschen über den Haufen zu rennen. Man hatte die Federbüsche der stolzen, unüberwindlichen Marschälle gesehen, denen noch keine Armee hatte widerstehen können, denen Frankreich alle die unvergeßlichen Siege dankte, deren Namen mit fußlangen Buchstaben in allen öffentlichen Gebäuden prangten. Man hatte endlich die Garden schon auf dem Marsche gesehen und wo *sie* sich zeigten, da warf sich Alles den Unwiderstehlichen zu Füßen!

Zwar blutete das deutsche Herz des Mädchens und auch die Mutter weinte wohl bei dem Gedanken, vielleicht auch die schönste Perle des deutschen Vaterlandes, das Rheingau, in die Hände des ›Erbfeindes‹ fallen zu sehen, eine Thräne; aber ›wir Frauen sind ja hilflose Geschöpfe, die sich fügen müssen, und wenn's *Gottes* Fügung ist, so ist Alles wohlgethan,« setzte sie hinzu, sich

um so leichter tröstend, als an ihrer Wiege – dem alten kurmainzischen Boden – manch französisches Lied gesungen worden.

Babette ergab sich in das Unabweisbare, und sah sie auch sehr düster in die nächsten Tage, erschrak sie auch heimlich bei der Vorstellung aller der Entsetzen des Krieges – Philipp wollte ja an ihrer Seite sein und eher hätte sich *der* mit seinem muthigen, unerschrockenen Wesen in Stücke zerhauen, als ihr, der Schutzlosen, ein Haar krümmen lassen.

Noch nie, so war es ihr, hatte sie Philipp so lieb gehabt wie heute, während er da saß, den Arm um ihren Leib gelegt, und ihr alle seine frohen Hoffnungen in's Herz plauderte – Hoffnungen, die allerdings sich nur mit dem Unglück des Vaterlandes verwirklichen konnten. Freilich hatte ihr der Gedanke an das letztere manch' heimliche Thräne abgepreßt; aber konnte sie es abwenden? Und wenn es denn so kommen mußte, war sie nicht glücklich, sich unter sicheren Schutz retten zu dürfen?

Während sie so in dem Halbdunkel des kleinen Zimmers dasaßen, sich die Hände drückten und mit hochklopfenden Herzen sich in's Auge blickten, rasselte plötzlich ein hier ganz ungewohnter Trommelschlag durch die enge Dorfstraße, dessen Lärm wie Blitzknattern zwischen den Felswänden widerhallte.

Beide lauschten ängstlich. Babette stieß einen leisen Schreckenslaut aus, Philipp war furchtsam aufgesprungen.

Jetzt schwieg die Trommel. Der helle Klang der Dorfschelle löste ihn ab und gleich darauf ertönte die Baßstimme des Dorf-Polizeidieners.

Beide blickten sich fragend an. Philipp's Hand, welche die Babettens noch umfaßte, bebte leicht, aber fühlbar.

»Es wird was ausgeschellt!« flüsterte Babette angstvoll.
»Aber die Trommel! . . . «

Während Beide dastanden, öffnete man hastig die Thür. Eine schlanke, schwarze Gestalt erschien in derselben, blieb auf der Schwelle und legte die Hand über das Auge, um sich zu überzeugen, wer im Zimmer sei.

»Der Herr Pfarrer!« rief Babette, um sich zu erkennen zu geben.

»Ist Niemand sonst im Zimmer?« fragte Benedict.

»Philipp ist hier!«

»So soll er eilig fort. Es sind Soldaten in's Dorf gekommen Sie wittern Verrath!« rief Benedict. »In einer halben Stunde sollen Alle vor dem Storchnest sich aufstellen, um gemustert zu werden! Es ist kein Augenblick zu verlieren. Man sucht den Philipp! Er soll eilig hinüber, soll sich hinter dem Pfarrhaus verstecken bis sie wieder fort sind!«

»Heiliger Jesus!« entrang es sich der angsterfüllten Brust des Mädchens.

»*Pas danger!*« rief Philipp, Babettens Hand drückend.
»In einer halben Stunde bin ich in Sicherheit!«

»Schnell, schnell!« ermahnte der Pfarrer.

Philipp umarmte noch einmal das Mädchen, stürzte zur Thür hinaus und der Pfarrer folgte ihm auf die Matte, ihm nachschauend, wie er den Steg erklimm, einem Schatten gleich über die Straße sprang und verschwand.

Benedict trat von außen an das Fenster.

»Ich kehre noch einmal zurück, mein Kind,« rief er leise hinein. »Wenn man ihn sucht, er ist nicht hier gewesen! Sei klug!«

Sprachlos, zitternd stand das Mädchen inmitten des Zimmers. Sie sah, wie auch der Pfarrer denselben Weg nahm und ruhig über die halbdunkle Straße schritt.

»Er wird ihm helfen! Er wird ihn schützen!« flüsterte Babette endlich, und unfähig, sich auf den zitternden Gliedern aufrecht zu erhalten, sank sie mit einem Seufzer in den Strohsessel.

Und wieder überkam sie in ihrer Einsamkeit das Gefühl, daß Philipp Unrecht thue, daß auch sie strafbar sei, da sie in Alles eingewilligt. Sie fühlte, daß auch der Pfarrer nicht Recht thue, aber er hatte ja gesagt, es sei dies ein Krieg gegen die Kirche, gegen Gott selbst, und sie glaubte, seine Einsicht nicht tadeln zu dürfen!

»Wär' nur die Mutter erst von der Nachbarin wieder zurück!« seufzte sie. Und dennoch begann sie ruhiger zu werden, da weder die garstige Trommel, noch die Schelle sich wieder hören ließ, auch Niemand in der Hütte erschien, um nach Philipp zu fragen.

»Die Gefahr ist wohl vorüber!« tröstete sie sich. »Ich will die Lampe anzünden, damit sie, wenn sie kommen sollten, sich überzeugen, daß Niemand hier versteckt ist!

... Es ist doch schrecklich, daß man die armen Bursche so wegschleppt, um sie in dem entsetzlichen Kriege todt-schießen zu lassen!«

Der Gedanke, daß Philipp vor *dieser* Gefahr wenigstens gerettet sei, flößte ihr Trost ein, während sie mit zitternder Hand das Lämpchen anzündete und in das kleine Hintergemach trat, um nach dem Buben zu sehen, als plötzlich neuer Lärm auf der Straße sie fast erstarren machte. Sie hörte ein Stimmengewirr; sie glaubte Philipp's Namen rufen zu hören und stürzte zurück zur Hausthür, wo sie einen Trupp vorüberziehen sah, aus dem einige Bayonnete herausragten und grade so hatte sie vor einiger Zeit zwei Verbrecher vor ihrer Hütte vorübertransportiren gesehen! ...

»Man schleppt sie fort, die Unglücklichen, um ihnen das Gewehr in die Hand zu geben, sie von den Kanonen abschlachten zu lassen!«

Das armselige Bündel an einem Stock auf dem Rücken hängend, gefolgt von den weinenden Müttern und Schwestern, die sie nicht einmal mehr umarmen, denen sie kaum noch ein letztes Mal die Hand drücken konnten, weil sie von den escortirenden Soldaten zurückgestoßen wurden – so zogen die Bursche davon, die einen jubelnd, – ach, und gewiß mit blutendem Herzen! – die anderen den Kopf senkend und der Zurückbleibenden gedenkend, fortgeschoben ohne Gnade, um vielleicht nimmer oder doch nur als Krüppel zurückzukehren.

Aber Philipp war ja nicht unter ihnen! »Der Philipp hat *auch* Reißaus genommen!« hörte sie draußen schadenfroh rufen, und das beruhigte sie; denn in dem Halbdunkel konnte sie ihn übersehen haben.

»Philipp ist gerettet!« seufzte sie hoch auf, als der traurige Zug vorüber war, und mit einem inbrünstigen Gebet warf sie sich im Hansflur auf die Knie, um den Himmel noch einmal zu bitten, er möge des Burschen Flucht beschützen.

ZWEITER BAND.

1. IN DER LETZTEN STUNDE.

In das Haus des Fabrikanten war wie überall die Nachricht von der dennoch erfolgten Kriegserklärung wie ein Blitz eingeschlagen.

Ofelius, der immer noch trotz all' den übermüthigen und herausfordernden Demonstrationen seiner welschen Nachbarn auf Erhaltung der Ruhe gehofft, stand wie betäubt da, als ihm das verhängnißvolle Blatt zur Hand kam, das in wenigen Zeilen sein ganzes künstliches Gebäude zusammenschmetterte.

So viel schwierige Finanz-Operationen hatte er gemacht, um mit Aufwand seiner letzten Kräfte und mit Erschöpfung seines Credits nicht nur die Neugestaltung seines großen Etablissements zu vollenden, sondern auch den Ausfall in der Fabrikation zu überwinden! Niemand wußte, welche Opfer, wie viel schlaflose Nächte ihn dies gekostet; selbst seine Gattin hatte nur einen ganz ungefähren Begriff von seinen Operationen, und diese hatte sie bei seiner Verschlossenheit in Geschäftssachen auch nur errathen; ja, wenn sie die Mittel ihres Mannes überschlug und die gewaltigen Summen, welche er verausgabte, mit diesen verglich, so überkam sie ein unheimliches Erstaunen, das sie ihm nur durch furchtsame, besorgte Blicke zu äußern wagte.

Und dennoch war bisher Alles gut gegangen. – Ofelius war wohl oft von Sorgen erschöpft, aber am nächsten Tage hatte die Gattin ihn immer getrost wieder aufathmen

gesehen. Dennoch wäre Alles auch ferner wohl gut gegangen, denn es konnte ihm an neuem Credit nicht fehlen, wenn man das Muster-Etablissement sah, das er mit eigener Kraft hergestellt; aber dieser Schlag warf jetzt Alles über den Haufen und der kleinste an ihm beobachtete Mangel an Gleichgewicht mußte ihm von bedenklichen Sorgen werden.

»Ruiniert!« das war das einzige Wort, das Ofelius angesichts jener Depesche hervorzubringen vermochte und vernichtet sank er in seinen Comtoirsessel zurück.

In dieser Fassung sah ihn Erich, der auf die in der Fabrik schnell verbreitete Hiobspost in's Comptoir eilte.

Ofelius saß da, das Zeitungsblatt in der zitternden, fast fliegenden Hand, das Haupt gesenkt, mit graugelber Gesichtsfarbe und halb erloschenem Auge.

Erich errieth, daß das Gerücht die Wahrheit gesprochen. Auch er war bleich, fassungs-, ja athemlos. Er stützte sich auf den Rand des Pultes und suchte nach Luft.

»So ist es *wahr*, Herr Ofelius!« rief er endlich.

Schweigend bot ihm ein zitternder Arm das Blatt.

»So muß ich *fort*! . . . Seine Stimme war klanglos. »Die Einberufung ist sicher schon unterzeichnet und ausgegeben!«

Muthlos winkte Ofelius mit der Hand. Dann suchte er sich halb aufzurichten. Er fühlte die Nothwendigkeit, dem jungen Manne nicht Alles zu verrathen.

»Ich glaube nicht an . . . die Fanfaronnaden unserer Nachbarn,« sagte er mit mühseliger Fassung. »Ich kenne

sie und vertraue auf Deutschlands Kraft und Einheit diesem politischen Bubenstreich gegenüber! ... Aber ...« Auch Ofelius mußte jetzt nach Luft suchen ... »Aber wir liegen hier auf Armeslänge von ihnen entfernt! So überumpelt, wie wir sind, und wären wir noch viel kriegsfertiger als sie, schützt *uns* hier nichts vor einem Handstreich. Man kennt mich drüben als deutschen Patrioten, der ihrem albernen Hochmuth oft das Weiße im Auge gezeigt hat, und entblößt von allem Schutz wie wir hier sind, werden sie *mir* zuerst einen Besuch abstatten, gegen den ich selbst mich nicht wehren kann, da ich meine Arbeiter entlassen muß, so weit mir der Krieg sie nicht schon abfordert ... Was wir mit so unsäglicher Mühe geschaffen, sie werden mir Alles zertrümmern und selbst, wenn das *nicht* geschähe, all' mein Thun war auf den Frieden berechnet, diese meine Rechnung ist zu Schanden geworden ... und ich – wer weiß – kann es mit ihr werden!«

Erich stand einige Secunden in sich versunken da. Seine Gesichtszüge spannten sich wieder; er betrachtete den Fabrikanten schweigend mit einer Miene, als habe er etwas auf dem Herzen, das heraus müsse.

Endlich trat er zu ihm und nahm die auf der Lehne des Sessels ruhende Hand des alten Mannes die sich ihm kalt, fast lebenslos überließ.

»Herr Ofelius,« begann er unsicher und in heftiger Bewegung. »Es ist unerwartet der Augenblick gekommen, wo ich gegen Sie wenigstens offen sein kann, sein muß!

Ich benutze ihn, um nicht gestört zu werden; denn jede Minute ist kostbar.«

Ofelius erhob langsam und fragend das Antlitz zu ihm. Sein Auge war matt, ohne jeden Ausdruck, und doch suchte er dies zu verhehlen.

»Ich liebe Leontine, und zwar von ganzem, ehrlichem Herzen! Ob ich Gnade in ihren Augen gefunden habe ich weiß es nicht, obgleich ich's nicht an Mühe haben lassen. Ehe ich von hier abreise, um in mein Regiment zu treten, will ich mein Schicksal von ihr hören! Wie auch ihre Antwort sein mag, Niemand soll auf ihren Entschluß zu wirken suchen. Liebt sie mich wieder, so kehre ich nach Beendigung des Krieges, der ja – so hoffe ich – ein kurzer und siegreicher für uns wird, hierher zurück und bleibe bei Ihnen, wenn Sie mich *wollen*. Mein Vermögen, das kein unbedeutendes, steht der Fabrik zu Diensten, an der ein Theil ja mein Werk schon ist, und was ich that es geschah nicht ohne Eigennutz, obgleich ich um Rudolf's willen dasselbe auch ohne diesen zu thun bereit gewesen wäre! ... Sehen Sie vertrauensvoll der Zukunft in's Auge; Gott wird Sie und mich erhalten!«

Ofelius blickte eine Zeit lang sinnend, grübelnd vor sich hin, dann fühlte Erich einen Druck seiner Hand, der allmählich wärmer ward.

Einige Minuten verstrichen Beiden in tiefem, aber einverständlichem Schweigen.

»So *mag*, so *soll* es sein, Erich!« ...

Ofelius erhob sich und legte ihm, die Hand des jungen Mannes in seiner Linken behaltend, die Rechte auf die

Schulter. Der Muth der Hoffnung schien in ihn zurückgekehrt.

»Ich achte, ich schätze Sie hoch Eberty! Mein Nacken ist müde geworden unter der Last, die er so lange getragen! Wendet der Himmel Alles zum Guten, so übernehmen Sie und Rudolf, was wir vereint geschaffen! . . . Und jetzt gehen Sie zu meiner Tochter, die von Ihnen stets mit großer Wärme und Vorliebe spricht! Gott segne Sie! . . . Ich kenne mein Kind! Es ist klug und gut und das ist ein selten vereinter Vorzug!«

Erich's Wangen hatten sich bei den letzten Worten hochroth gefärbt; er schloß Ofelius stürmisch in seine Arme.

»Ich gehe!« rief er mit leuchtenden Augen und verschwand aus dem Comptoir.

Ofelius blickte ihm, leise mit dem Kopfe nickend, nach. Dieser Kopf war plötzlich so schwer, sein Nacken so schwach geworden. Erich's Auftreten hatte ihn flüchtig galvanisirt.

»Ich werde das *Meinige* thun,« murmelte er vor sich hin, »um das Schiff in diesem Sturm auf hoher See zu erhalten; aber giebt Gott nicht bald wieder Sonnenschein, so fürchte ich, daß meine Kraft erlahmt, meine Mühe vergebens ist, und der arme Junge, dem ich in der Ueberstürzung des Augenblicks, ohne Vorbereitung doch nicht reinen Wein einschenken, nicht sagen kann, was im Fluge so leicht mißzuverstehen, in seinen Veranlassungen so leicht falsch zu beurtheilen ist, er findet ein Wrack, wenn er wiederkehrt!«

Erich's Erscheinen und seine Mittheilung hatten inzwischen eine beruhigende, ja sogar tröstende Wirkung auf Ofelius geübt.

»Ich will doch meine Frau aufsuchen,« sagte er, das Hiobsblatt vom Boden aufhebend. »Sie ahnt vielleicht noch nichts und erspart kann ja auch *ihr* der Kelch nicht werden!«

Was ihm Wochen, Monde vielleicht noch nicht abgerungen haben würden, ein rücksichtsloses, offenes Geständniß, dazu trieb ihn der Drang des Augenblicks, die Feierlichkeit desselben, die Erich's Herz so hoch und laut pochen ließ, als er entschlossen den zu den Wohnzimmern der Familie führenden, auf der einen Seite von gemalten Fenstern erhellten Corridor entlang schritt.

Dieses Herz, das nicht nur von seiner Liebe, sondern auch von der Begeisterung für des Vaterlands Gefahr und Rettung erfüllt war, saß dem thatkräftigen, entschlossenen jungen Mann jetzt auf der Zunge. Er, der sonst so fest und sicher an Alles die Hand zu legen pflegte, der allen Hindernissen durch Unerschrockenheit zu imponiren, sie durch eisernen Willen zu überwinden gewöhnt hatte sich anfangs beschämt, dann aber mit der geduldigsten Bescheidenheit gestehen müssen, daß er ein Mädchen anete, dem: ich liebe Dich! zu sagen, mit großen

Schwierigkeiten verknüpft war. Leontine, ohne launenhaft oder kokett zu sein, mußte in ihrem Herzen unbegreifliche Gründe verheimlichen, die sie veranlaßten, diesem Worte vorzubeugen, wenn sie mit einem aufgeweckten, treuherzigen und liebenswürdigen Manne ersichtlich gern und mit einer merkbaren Herzenswärme plauderte, sie auch wissen, aus seinem ganzen Verhalten entnehmen mußte, daß dieses Geständniß mit unwiderstehlicher Gewalt immer und immer wieder sich auf seine Lippen dränge.

Heut' in dem Sturm und Wirbel, in welchen die Umstände Alles hineinrissen, heut' hatte Erich vergessen, was ihn so oft schon zur Verzweiflung gebracht. Nur wenige Stunden waren ihm hier noch vergönnt. Mochte, wenn er ging, Alles zusammenbrechen, von Feindes Hand zerstört werden, was er so unermüdlich aufgebaut, ihm war es gleichgiltig, wenn er nur Leontine das Geständniß entreißen konnte, daß sie ihn liebe, und das sollte das mußte heute noch entschieden werden.

In der kleinen zu den Zimmern führenden Glashalle kam ihm bleich wie ein Gespenst die Mutter entgegen.

Als sie den jungen Mann mit allen Zeichen der höchsten Aufregung sich gegenüber sah, verstummte das Wort auf ihren blassen Lippen; sie tastete mit der Hand nach einer Etagère, stützte sich auf dieselbe und brachte mit Mühe heraus:

»Ist ... es ... wahr, Herr Eberty?«?

Die wenigen Worte waren mehr gezittert als gesprochen. Sie las in Erich's Mienen die Antwort, ehe sie gegeben ward.

»Gottes Strafe zerschmettere Denjenigen, der es zur Wahrheit gemacht!« rief Erich mit dem Ausdruck der tiefsten Entrüstung.

Die Schwäche der armen Frau gewahrend, wollte er ihr den Arm bieten, um sie zu stützen. Sie lehnte ihn mit einer Handbewegung ab. Ihr Antlitz war todtenbleich, ihre Augen hatten sich weit geöffnet und blickten starr.

»So sind wir ... verloren!« bebte es wieder über ihre Lippen.

»Nicht verloren, wenn auch wohl gefährdet! Fassen Sie sich! Besonnenheit, Geistesgegenwart ist nirgend mehr geboten als gerade hier an dieser Stelle. Ich vertraue auf die Schnelligkeit und Schlagfertigkeit unserer Armee, die in wenigen Tagen zum Schutze der Grenze herbeigeeilt sein wird, und täuscht mich nicht Alles, so wird der Feind lange nicht so früh ausreiten, wie er gesattelt hat! Wo ist Fräulein Leontine?« setzte Erich hastig hinzu, mit dem Auge umhersuchend.

»Ich sah sie drüben im Blumenhause ... so dünkt mich ... Gott, ich bin ja so verwirrt!« Die Unglückliche wußte von sich selbst nichts; sie erinnerte sich nur undeutlich die Tochter gesehen zu haben.

»Sie weiß noch nichts?«

»Als ich sie sah, war sie noch unvorbereitet ... Herr Eberty, verlassen nur Sie uns nicht in diesen Stunden der Angst!« flehte sie, die Hände faltend.

Erich stutzte. Er senkte traurig die Stirn.

»Leider *muß* ich es! Und gäb's ein Mittel, hier zu verweilen, ich müßt' es verschmähen! Das Vaterland ruft seine Söhne zum Schutz seiner Freiheit und Unabhängigkeit! Morgen Abend werde ich noch einmal meine arme Mutter umarmen und dann zu meinem Regiment eilen.«

»Auch Sie!« stöhnte die unglückliche Frau vernichtet.
»Auch Sie werden uns entrissen! Welch' ein furchtbares Verhängniß, dieser Krieg! . . . Ich muß Ofelius sehen! . . . Großer Gott, welch' eine Lage für uns Arme!«

»Ich verließ ihn soeben in seinem Bureau,« antwortete Erich zerstreut, dessen Gedanken immer nur auf einen Punkt gerichtet blieben.

Die Mutter warf noch einen furchtsamen Blick in das Antlitz des jungen Mannes, als wolle sie auf diesem die Stimmung lesen, in welcher er ihren Gatten gefunden, dann wankte sie zur Halle hinaus.

Erich fand Leontine harmlos in dem kleinen Gewächshaus beschäftigt, in welches sie die zartesten und empfindlichsten Blumen ihrer Orangerie Abends zu flüchten gewohnt war, wenn scharfe Nordwinde auf der Höhe diese Lieblinge für die Nacht bedrohten. Die Blumen von den welken Blättern säubernd, kniete sie da.

Als Erich, mit weniger schnellem Schritt als vorhin, hereintrat, erhob sie das Antlitz. Sie empfing ihn mit einem leichten Nicken und freundlichen Lächeln. Sie ahnte offenbar noch nichts. Erst gestern Abend hatte sie noch die Ueberzeugung gehegt, daß der Sturm vorübergehen werde und müsse.

Seine Aufregung bekämpfend, trat er zu ihr heran und schaute ihr einige Minuten zu. Sie hörte sein Herz nicht pochen und dennoch, als sie sich aufrichtete, eine Blumenschale in der Hand, um Erich einige eben geöffnete Blüten seiner zierlichen Orange zu zeigen, ward sie plötzlich ernst.

»Wie sonderbar Sie aussehen, Herr Eberty!« rief sie, indem sie ihr sinniges Auge auf seinem Antlitz ruhen ließ. »Es ist etwas geschehen?«

»Geschehen ... ja! Ersrecken Sie nicht, Fräulein Leontine! Es ist geschehen, was wir nicht glaubten, aber fürchten mußten! Die Soldatenpflicht ruft mich noch heute von hier fort!«

Weiß wie die Blüten in ihrer Hand starrte Leontine den Unglücksboten an. Die Blumenschale entsank ihr und zerbrach zu ihren Füßen.

»Entsetzlich!« flüsterten ihre Lippen ... »Und Sie, Erich ... *Sie verlassen uns?*« setzte sie hinzu, ihn mit angstvollem Gesicht anblickend.

Ein Jubel erhob sich in Erich's Herzen. Wieder war das kleine und doch so bedeutsame Wort gesprochen, das sie ihm nicht vergönnen wollte, das ihr nur die überraschende Gewalt des Augenblicks entreißen konnte.

»Würden Sie, Leontine, einen Mann achten oder gar ehren können, der sich seiner Pflicht entzieht, der höchsten, welche das Vaterland von ihm begehrt?«

Leontine schwieg und blickte vor sich nieder. Erich sah, wie ihre Brust sich hob und senkte, wie sie, die

herabhängenden Hände faltend, vergeblich nach Fassung rang.

»Sagen Sie mir, Leontine, würden Sie mich nicht verachten müssen, entzöge ich mich, selbst wenn ich es dürfte, diesem Kampf für das Vaterland?«

»Das verhüte Gott,« rief sie hastig, während plötzlich ihre Wangen sich wieder färbten ... »Erich, verzeihen Sie mir, was ich in mädchenhafter Unbesonnenheit gesprochen! ... Ich dachte nur an uns ... an Sie!« setzte sie, sich verbessernd, hinzu.

Sie reichte ihm zögernd die Hand; sie wollte dieselbe wieder zurückziehen, aber Erich hatte sich ihrer schnell und leidenschaftlich bemächtigt.

Diese Hand war kalt, aber sie zitterte; sie überließ sich mit Widerstreben und dennoch überließ sie sich. Leontine schien die Gefahr des Augenblicks trotz ihrer Verwirrung zu begreifen. Sie hob schnell das Antlitz; ihr Blick begegnete dem des jungen Mannes, aber diese großen, heute so ernsten, fast feierlichen Augen sollten nichts errathen, was etwa in ihr vorgehen konnte. Leontine bemühte sich sogar, dem Schrecken der nächsten Zukunft gewachsen zu erscheinen.

»Was uns hier bevorsteht,« sagte sie mit erhobener, doch leicht bebender Stimme, »es liegt in Gottes Hand! Wie schwierig auch *unsere* Lage in unmittelbarster Nähe des Feindes, ich weiche nicht von der Seite meines Vaters, und Sie sehen mich unbesorgt um *meinetwillen*. Sie aber gehen tausend Gefahren entgegen; wir werden täglich, stündlich um Sie zittern; denn ich ahne, der Kampf

wird ein blutiger, fürchterlicher, in welchem *Ihr* Leben fortwährend auf dem Spiele steht, ein Leben, das *uns* so werth, so theuer sein muß, weil wir Ihnen so unendlich viel Dank schulden!«

Erich hatte die zarte Hand, die sich während ihrer Rede allmählich erwärmt, Nicht aus der seinigen gelassen. Es war ihm sogar, als fühle er, bei den letzten Worten einen leisen Druck, während sie inzwischen doch ganz vergessen zu haben schien, daß ihre Hand in der seinigen lag.

»Weil Sie mir so viel *Dank* schulden!« wiederholte Erich mit Vorwurf und nachdrücklich. »*Nur* weil Sie mir vielleicht *einigen* Dank schuldig? ... Leontine, kann ich Ihnen denn *nichts* weiter sein, als ein Mann, der vielleicht einigen Anspruch auf dieses Almosen erworben, weil er aus aufrichtiger Freundschaft, aus inniger Anhänglichkeit an dieses Haus ein wenig mehr gethan, als Andere in gleicher Lage gethan haben würden?«

Leontinens Antlitz zeigte den Ausdruck des Stolzes; ein strenger Zug legte sich um ihren Mund, vor dem Erich erschrak.

»Sie haben Recht, es ist nur ein Almosen, das wir Ihnen bieten können, während« – hier nahm sie die Miene der Demuth, der Beschämung an – »während mein Vater Sie fürstlich für Ihre Aufopferung belohnen müßte, wenn er ... «

Erich unterbrach sie mit einer Bewegung des höchsten Unmuths.

»Mein Fräulein,« rief er heftig, senkte aber sein herausforderndes Auge plötzlich wieder,« als er den strafenden Blick für dieses Wort aus dem Auge Leontinens aufging. »Verzeihung, Fräulein Leontine,« verbesserte er sich, »meine Zeit ist zu gemessen, der Moment zu wichtig,« – Erich's Stirn glühte vor Aufregung und Leontine bemerkte dies mit Erschrecken – »als daß ich Ihnen das Recht einräumen könnte, auch nur ein einziges meiner Worte falsch zu deuten. Was hier in meinem Herzen vorgeht, kann Ihnen vom ersten Tage unseres Begegnens nicht verbergen geblieben sein! Ich war thöricht, nennen Sie es eitel genug, zu hoffen, Ihnen dereinst, ja bald mehr werden zu können als das, wofür Sie mir jetzt Ihres Vaters Dank bieten, als das, was keines Dankes werth, weil es eben aus eigener innerer Aufforderung geschah! Wäre ich weniger blind, weniger eitel gewesen, ich würde eingesehen haben, daß es nutzlos, *erringen* zu wollen, was nur aus eigenem inneren Triebe sich *geben* kann; ich würde Sie verstanden haben, wenn Sie so häufig schonend das Wort auf meinen Lippen zurückwiesen, um mir eine Demüthigung zu ersparen . . . «

Erich unterbrach sich hier selbst. Leontinens Blick war während seiner letzten Worte zu Boden gesenkt. Er sah diese schönen langen Wimpern ihre Augen decken und glaubte zu seiner Ueberraschung, zwei durchsichtige Perlen zwischen denselben zerrinnen zu sehen. Er sah, wie trauernd dieses reizende Antlitz, das sonst von Leben und Geist strahlte; sah, wie sie schweigend, aber innerlich tief bewegt seine Worte über sich ergehen ließ.

Als Erich plötzlich schwieg, hoben sich diese Wimpern; er sah, wie ihr Auge in feuchtem Glanze schwamm, sah den stehenden Blick, den sie zu ihm erhob.

»Erich,« klang ihre Stimme bittend, weich und bebend, aus dem Herzen kommend, »es schmerzt mich, in dieser Stunde zum ersten Male ein Mißverständniß zwischen uns auftauchen zu sehen, grade in dieser letzten Stunde, die mich hundertfach empfinden läßt, was Sie mir sind und dennoch nicht sein dürfen! Lassen Sie Ihren Groll nicht die Minute überdauern, deren ich bedurfte, um Ihnen zu sagen, daß ich glücklich, namenlos glücklich sein würde, könnt' ich zu Ihrem Glück beitragen! Vergeben Sie mir, wenn ich zuweilen schwach genug sein konnte, meinem eigenen Herzen Raum zu geben, und nehmen Sie die Versicherung, daß mit Ihnen unser Glück, unsere Ruhe von hinnen scheidet! . . . Leben Sie wohl, Erich!«

Leontine reichte ihm die Hand zurück, die sie ihm entzogen hatte.

»Gott beschütze Sie in all' den Schrecken, denen Sie furchtlos entgegenzugehen haben! . . . Ich will zum Vater, dem es ein Trost sein wird, in so banger Zeit die Seinigen um sich zu haben!«

Leontine legte die Hand über die Augen und wandte sich ab.

Erich, der regungslos, athemlos Worte vernommen, die er sich nicht zu deuten vermochte, hielt mit beiden Händen krampfhaft, zitternd die ihrige. Mit Verwirrung, übergücklich durch ein Geständniß, das ihm die höchste Wonne, gemartert durch ein Geheimniß, das er in

dieser Bestürzung unmöglich sich zu klären oder wenigstens zu errathen vermochte, überwältigt von beiden einander so feindlichen Gemüthsbewegungen, hielt er diese Hand fest. Er stürzte vor Leontine auf das Knie, er wagte es, diese Hand mit Heftigkeit an seine Lippen zu pressen. Aber nicht die leiseste Bewegung derselben bestätigte ihm, was ihre Lippen vorhin verrathen.

»Leontine!« rief er, seiner Verwirrung sich entwindend und nur von *einem* folternden Gedanken an die Flüchtigkeit der Augenblicke, die ihm hier noch vergönnt waren, beherrscht, »Leontine, was könnte Sie hindern, aufrichtig gegen mich zu sein, was Sie zwingen, mich zu martern, anstatt mich zum Theilhaber eines Geheimnisses zu machen, vor dem ich nur zittre, weil ich es nicht kenne! Ich, Leontine, schrecke vor keinem Hinderniß zurück, an dem nicht Ihr eigenes Herz die Schuld trägt; ich *dulde* kein Geheimniß zwischen mir und meinem Lebensglück! Seien Sie aufrichtig, ich flehe Sie an! Warum *durften* Sie Ihrem Herzen nicht sein Recht gewähren?«

In stummer Trauer schüttelte das Mädchen abgewendet das Haupt. Vergebens bemühte sich Erich, ihr Antlitz zu sehen. Er sprang auf, er versuchte, sie an sich zu ziehen. Leontine wehrte ihn ab.

»Ich bereue, Erich, grade in der Stunde der Prüfung schwach genug gewesen zu sein! Sie würden mich stark gefunden haben, hätte diese Stunde nicht so plötzlich und unerwartet geschlagen! Verlassen Sie mich, Erich! Lassen Sie mich allein, aus Barmherzigkeit, die Sie mir

schulden, nachdem ich Ihnen bekannt, was ich Ihnen aus . . . Dankbarkeit bekennen mußte!«

Leontine wollte sich losreißen. Erich, dessen ganze jugendliche Willenskraft zurückgekehrt, gelang es, den Arm um ihren Leib zu legen.

»Blicken Sie mir in's Antlitz, Leontine!« rief er fest und entschieden. »Was Ihre Lippen mir nicht verrathen wollen, in Ihrem Auge will ich es lesen, in diesem Auge, das mich nicht belügen darf! . . . Zürnen Sie mir, ich trotze diesem strafenden Blick! Sie selbst bekannten, daß nicht Ihr Herz es sei, das mir Sie streitig macht! Sie klagen eine Gewalt an, die ich nicht achte, weil ich sie nicht kenne, nicht achten werde, *wenn* ich sie kenne! Wahrheit verlange ich, und sobald ich sie habe, will ich den Kampf mit ihr aufnehmen!«

Furchtlos hatte Erich den zürnenden, strafenden Blick aufgenommen, mit welchem sie ihm zurückweisend, drohend sogar das Antlitz zuwendete. Mit sicherem, festem Auge blickte er so nah in das ihrige; fester schlang sich sein Arm um ihre Gestalt; beseligt, von Wonne durchströmt, schaute er auf die schlanke, plötzlich willenlose Gestalt, entzückt in dem Gedanken an die Erfüllung eines Sehnsens, das ihn so lange gefoltert, an die Freude, sie endlich in seine Arme schließen zu können.

Ueberwunden von der Willenskraft, der Unerschütterlichkeit des jungen Mannes, als sie zur Rettung ihrer

Würde, ihrer Unantastbarkeit vergeblich ihn in seine dieser schuldigen Schranken zurückzuweisen gesucht, gebrochen in dem Kampf ihres Herzens mit dem eigenen Willen, der Pflicht, lag sie in seinem Arm.

Erich fühlte, hörte ihr Herz pochen; er vernahm einen Angstlaut, der aus diesem Herzen heraufdrang, und das brach auch *seine* Kraft.

Indeß nur einen Moment war ihm dieses Glück vergönnt. Während sein Arm nachgab, entrang sich ihm Leontine, leichenblaß, wie vernichtet durch die letzte Anstrengung. Sie legte beide Hände über das Antlitz, beschämt vor sich selbst, vor ihm, und wandte sich ab.

»Leontine, noch *ein*, noch ein letztes Mal beschwöre ich Sie, um Verzeihung bittend für eine Verwegenheit, die mir nur die Verzweiflung eingeben konnte: seien Sie aufrichtig! Es soll, es darf nichts zwischen Ihrem Herzen und dem meinigen sein; ich schwöre Ihnen, ich dulde es nicht, was es auch sei!«

Wieder war Erich, um Vergebung flehend, ihr zu Füßen gesunken. Seine Stimme war so weich, so flehend, so aus verzweifelterm Herzen aufschreiend, daß sie vergessen *mußte*, was Strafbares diese Verzweiflung ihm eingeben.

»Nicht hier . . . nicht hier!« flüsterte sie noch immer abgewandt, zitternd und einer Ohnmacht nahe. – »Schonen Sie mich!«

»Sie verzeihen mir, Leontine! Ihre Hand als Zeichen der Verzeihung!«

Diese Hand lag wirklich in der seinigen. Unbewußt vielleicht in ihrer Angst und Verwirrung, nur durch das Gefühl geleitet, hatte sie dieselbe ausgestreckt.

»Nicht hier, sagten Sie, Leontine! Ich beschwöre Sie, vergönnen Sie mir heute eine einzige Secunde! Noch heute nur einen einzigen Augenblick!«

»Ich will es, Erich!« war die matte, mit Anstrengung gegebene Antwort. »Sie . . . finden mich am Nachmittage drüben . . . an meiner Lieblingsstätte . . .«

Leise, schonend hatte sich ihre Hand aus der Erich's losgemacht, und, das Antlitz noch immer abgewendet, um die Thränen zu verbergen, die sich gewaltsam Bahn brachen, schwebte sie hinaus.

Erich, als das Rauschen ihres Gewandes verhallte und er sich allein sah, stand wie im Traume da. Die Hiobsnachricht, seine Unterhaltung mit Ofelius, Leontinens Geständniß und ihre räthselhafte Entsagung, ihr Kampf mit sich selbst, mit ihm, und endlich die Undurchdringlichkeit eines Geheimnisses, von dem er keine Ahnung gehabt, bisher auch nicht einen Schimmer gesehen – all' Das ließ ihn allein zurück in banger Verwirrung.

Nur Eins war ihm klar geworden: Leontine liebte ihn und diese Ueberzeugung zuckte wie ein Blitz aus dem Duster, in welches er sich versetzt sah.

Aber zugleich fuhr ein anderer Gedanke wie ein elektrischer Schlag in sein Herz.

Er mußte fort von hier; er ward durch das blutige Unheil, das über sein Vaterland hereinbrach, von Leontinens

Seite gerissen, und grade jetzt, wo es ihm war, als sei seine Gegenwart dringender, unentbehrlicher denn je, grade jetzt, wo er hier offenbar einen heimlichen Feind bekämpfen sollte, von dessen Gestalt er keine Idee hatte, vor dessen Gewalt ihm aber Leontinens Worte eine gewisse Furcht einflößten.

Mit angstvoll pochendem Herzen, die Arme über der Brust kreuzend, als wolle er dasselbe bündigem stand er da.

»Nachdem ich Ihnen bekannt, was ich Ihnen aus Dankbarkeit bekennen mußte,« so wiederholte er sich . . . »Bekannt! Sie hat mir nichts bekannt; sie sprach in unerklärlichen Ansdücken! . . . »Daß ich namenlos glücklich sein würde, wenn ich zu *Ihrem* Glück beitragen könnte!« so sagte sie. Das war Alles, und vergeblich würde ich mir den Kopf zermartern, wollte ich nur den Schatten einer Fessel, die sie *mir* entzöge, eines Hindernisses, das uns trennen müßte, zu finden suchen.

»Es ist möglich, daß ich blind, daß ich gleichgiltig gegen Das was mich hier umgiebt, gewesen wäre, weil ich sie und immer nur sie gesehen; aber bei der größten Blindheit würde mich doch der Hauch irgend eines bösen Genius angeweht haben, um mich zu warnen oder zu schrecken! . . . Ich sah nichts als die oft sorgenvolle Miene des Vaters, und ich begriff sie, ich kannte die Ursache. Ich fühlte nichts als das schmeichelnde Behagen, inmitten dieses lebenswürdigen Familienkreises leben zu können; ich war selig, wenn ich *sie* sehen, *sie* bewundern, *sie* in heimlicher Hoffnung lieben, anbeten konnte, und

nur Eins störte meine Wonne: wenn ich so kühn war, ihr anzudeuten, was mein ganzes Lebensglück sei –

»Aber, ganz recht, das war's ja eben, jener plötzlich kalte Blick, jenes Abspringen von unserer Unterhaltung, jenes Ausweichen! Ich unterschätze es in seiner Tragweite und heute, wo ich sie zwang, deutlicher zu sein, wo mich plötzlich eine grausame, aber heilige unverletzliche Pflicht hier fortruft – – Warum hab' ich sie nicht früher verstanden, ich Thor!« rief Erich, sich vor die Stirn schlagend. »Vielleicht, ja gewiß hätt' ich Zeit gehabt, mein Spiel zu gewinnen; ich hätte Frist vor mir gehabt und Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um vielleicht nur ein Phantom zu bekämpfen, das dem eigenthümlichen Mädchen wie ein Riese erscheint, während ich jetzt in der zwölften Stunde, ohne Muße zum Rath, ohne Zeit zur That, das Mißtrauen im Herzen, in Scham und Verzweiflung über mein Zaudern das Feld räumen muß, das ich, bei Zeiten gewonnen, vielleicht hätte mein nennen können!«

Erich faltete muthlos die Hände. Dann warf er den Kopf wieder zurück.

»Und doch hat die letzte Stunde noch nicht geschlagen! Ich muß sie noch einmal sehen! Ich scheide nicht ohne ein offenes Geständniß von ihr! Leontine ist herzensrein und keiner Schuld fähig, und was Andere an ihr verschuldet, mich soll es treffen, ich werde ihm die Brust zu bieten wissen!«

2. LEONTINENS GEHEIMNISS.

Der Mittag verstrich Erich in fieberhafter Stimmung, die Rudolf durch des Freundes erwartete Einberufung zur Fahne gerechtfertigt erschien.

»Gott sei Dank, daß ich *meinen* Sohn in so schwerer Zeit wenigstens an meiner Seite behalten darf, und wer weiß, ob auch er mir nicht noch davongeht, wenn Noth am Mann sein wird.«

So seufzte Ofelius, dem das Loos den Sohn vor dem Kriegsdienst bewahrt, als er sah, mit welchem Eifer beide junge Männer vor dem zu erwartenden ersten Anlauf des Feindes wenigstens die edelsten Theile der Maschinen und der ganzen Fabrik beiseite und in Sicherheit zu schaffen suchten und sie hierzu die ganze Kraft der wenigen noch gebliebenen Arbeiter anstrebten.

Kein Wort kam über Erich's Lippen von dem zwischen ihm und Leontine Vorgefallenen. Inmitten der Arbeit beherrschte ihn trotzdem der Gedanke an dasselbe; er war oft zerstreut und mußte sich gewaltsam wieder zu Dem zurückrufen, was er unter Händen hatte.

Zu einem friedlichen Mittagsmahl war keine Zeit angesichts so drohender Verhältnisse. Jedem saß das Herz an der Kehle und Jeder hatte seine besondere Arbeit, um vereint für die Bergung des Werthvollsten vor den Händen des Feindes zu sorgen.

Alles geschah mit vor Aufregung zitternden Gliedern und wie das immer der Fall, begannen die Frauen mit

dem Werthlosen, das uns stets zunächst liegt und in kritischen Lagen immer zuerst in Sicherheit gebracht wird.

Die übertriebensten Nachrichten über die Nähe und die Absichten des Feindes flogen ja von Haus zu Haus. Wer einen französischen *Garde-champêtre* gesehen, der berichtete athemlos von einem ganzen feindlichen Regiment. Die Douanenbeamten, der Grenzbevölkerung ein sonst so gewohnter Anblick, wurden zu feindlichen Vorposten, hinter denen die ganze feindliche Armee heranrückte. Ein Schuß, der durch die Berge hallte, ward ein Avantgarden-Gefecht, und so durchschwirrten die absurdesten Gerüchte die Luft, um Alle im ersten Moment den Kopf verlieren zu lassen, den sie in den nächsten Tagen, als Alles zum Erstaunen Aller so ruhig blieb, erst wiederfinden sollten.

Endlich kam die Stunde, um welche Leontine an dem Bassin des Gartens dem Plätschern der kleinen Cascade zu lauschen pflegte.

Die Einsamkeit suchend, genoß sie hier nach der drückenden Hitze des Sommer-Mittags unter den das Bassin umgebenden Platanen die frische Brise, welche vor Niedergang der Sonne über die Höhe wehte. In traumhafter Stimmung sah sie den Silberfäden zu, welche sich, bald goldig in der Sonne gefärbt und von deren Strahlen durchglitzert, bald in saphir- und smaragdfarbenen Tönen von Felsblock zu Felsblock hinabzogen, blickte sie in den lustigen Tanz der Perlen, die über die Blätter der Wasserpflanzen in das Bassin hinabrollten.

Kaleidoskopisch wechselten die Gedanken in ihrer Seele, während der künstlich hierher geleitete Arm des Waldbachs mit seinem Gemurmel ihr tausenderlei Geschichten erzählte und die zahme Fischotter, lustig und neugierig, ihr glänzend tiefendes Köpfchen herausstreckte, in Aal-Windungen das Wasser durchzog, die moosigen Felsblöcke hinaufkletterte und im nächsten Augenblick wieder in die kleine Fluth tauchte.

Leontinens Gemüthsverfassung war ihrer Umgebung heute nicht ungewöhnlich erschienen, da sie durch die Botschaft des Tages gerechtfertigt wurde. Ihr Vater wollte sogar die Beobachtung machen, daß *sie* von allen die größte Fassung behalten. Sie war ernst, abgeschlossen in ihrem Wesen, von fast feierlicher Ruhe. Auf ihrem Antlitz lag ein Zug von Resignation, aber zugleich der Ausdruck innerer Sicherheit, eines ernsten Gleichmuths.

Wenige Minuten nach ihrem Zusammensein mit Erich genügten ihr, um die Eltern aufsuchen zu können, und *sie* war es, die der verzagenden Mutter Muth und Vernunft einsprach, die ihr mit Gründen, an die sie selbst nicht glauben mochte, begreiflich zu machen suchte, daß sie die Gefahr überschätze, daß die deutschen Truppen die Grenze besetzen würden, ehe noch ein feindlicher Fuß dieselbe überschritten, daß es genüge, das Allerwerthvollste beiseite zu schaffen, um dann entschlossen dem Weiteren entgegensehen zu können.

Was in doppelter Weise ihr eigenes Herz bedrückte errieth Niemand. Eine sichtbare Beruhigung fand sie selbst

darin, daß sie den Vater, den sie heimlich sehr aufmerksam beobachtete, so gefaßt und entschlossen sah, und das erleichterte ihre Aufgabe der zitternden Mutter gegenüber. Nur wenn sie Erich an ihres Bruders Seite wieder so unermüdlich im Fabrikhofe beschäftigt sah, leuchtete ihr Auge auf.

Nichts an ihm verrieth, was auch in ihm vorgehen mußte. Mit klarem Verstande, mit der gewohnten Umsicht und Gewandtheit leitete er Alles. Dann saß er eine Stunde mit dem Vater in dessen Bureau, um mit diesem geschäftlich zu conferiren, und endlich hörte sie den Letzteren zu ihm sagen:

»Ich selbst werde Alles beaufsichtigen! Sobald die Nacht herabgesunken, sind fünfzig Arme, auf die ich mich verlassen kann, am Werk, um Alles an einen sicheren Ort zu schaffen, den Niemand zwischen den Felsen finden wird, und dann mögen sie kommen, in Gottes oder vielmehr in des Teufels Namen!«

Leontinens Antlitz, als sie jetzt Nachmittags, ermüdet von Anstrengung, unter den Platanen saß, hatte den sanften, milden Ausdruck wieder gewonnen. Es schwebte ein, freilich ziemlich trübes Lächeln um ihren Mund, als sie Schritte auf dem Kies hörte.

Sie legte eben ein seidenes Bändchen um einen kleinen, sinnig aus den bescheidensten Sommerblümchen gewählten Strauß und blickte erst auf, als Erich wenige Schritte von ihr entfernt vor ihr stand, Erich, dem es keine Ruhe mehr gelassen hatte, als er sie den Garten aufsuchen sah.

Beide vermochten eine gewisse Verlegenheit nicht zu unterdrücken, als ihre Blicke sich begegneten. Erich's Auge war nicht so offen, so treu und herzlich, wie es sonst zu sein pflegte; es war verschleiert und ein Gefühl von Beklommenheit drückte sich in seinen Zügen aus.

Seine Stimme zitterte, als er sie begrüßte; als aber Leontine ihr Auge so versöhnt, so vertrauensvoll zu ihm aufschlug, ward's auch ihm freier und muthiger um's Herz.

»Ich komme, mein Urtheil zu hören, Leontine!« sagte er so sicher und unbefangen, wie es seine Situation gestattete.

Leontine lächelte traurig.

»Setzen Sie sich hier zu mir Erich,« sagte sie freundlich, ihm den Platz neben sich auf der Bank anweisend.

»Dieses Sträußchen sollen Sie mit sich nehmen! Es ist wohl zu unbedeutend um Ihnen ein Talisman gegen die Gefahren zu sein, denen Sie Ihre Brust bieten werden, aber ich habe meine Gebete für Ihre Erhaltung hineingewunden, und da ich nie etwas Böses gethan, so werden die Engel Sie erhören und Sie schützend umschweben!«

»Wie gäbe es eine bessere Fürsprecherin als Sie, Leontine!«

Erich nahm das Sträußchen und drückte einen Kuß auf die Hand, die es ihm reichte; dann preßte er die Blumen an seine Lippen.

»Nicht doch, Sie zerstören die Gewalt meines Talisman!« rief Leontine lächelnd.

»Wollte Gott, daß er mir eine eben so sichere Gewähr für meine Hoffnungen sei!«

Erich's Blick forderte von Leontinens Lippen den Schicksalsspruch mit einer Gradheit, der sie nicht auszuweichen vermochte. Sie schaute zu Boden. Ein leichtes Zittern bewegte ihre Hände, während sie nicht ohne Verlegenheit mit dem Rest der Blumen in ihrem Schoß spielte.

»Sie verlangen die Wahrheit von mir, Erich,« begann sie nach einem kurzen Schweigen in weichem Ton, der aus dem Herzen drang. »Es ist wohl den guten Menschen eigenthümlich, daß es ihnen eben so schwer, diese zu verbergen, wie es den schlechten leicht ist, die Lüge zu sagen! Deshalb, Erich, ist Ihnen ein Theil dieser Wahrheit wider meinen Willen heute schon verrathen worden. Ich will Ihnen die *ganze* Wahrheit bekennen, wenn Sie mir Ihr heiliges, feierliches Versprechen geben, sich der Bedingung zu fügen, unter welcher ich sie Ihnen nur bekennen darf!«

»Ich füge mich, Leontine rief Erich in freudiger Uebereilung mit strahlendem Auge.

»Fest und unverbrüchlich?« Leontine blickte ihn feierlich an, aber ihr eigenes Auge war sonnig hell; es mochte ihr selbst ein frohes Bedürfniß sein, diese Wahrheit auszusprechen.

»Fest und unverbrüchlich!« sprach Erich ihr den Schwur nach.

»Wohlan denn, Erich! Ich schätzte Sie vom ersten Tage unseres Begegnens! Ich verehrte Sie bald als einen Mann

von reinem, unverderbtem Herzen und endlich zwang mich mein eigenes zu einem Gefühl für Sie, das ihm bis dahin fremd gewesen . . . «

»Dank! Tausendfachen Dank! Leontine, sprich es aus, Du liebst mich dennoch!«

Erich war ihr zu Füßen gestürzt und suchte ihre Hand, um sie an seine Lippen zu drücken.

»Gemach, Erich! Ich bin noch nicht zu Ende!«

Leontinens Stimme und Miene waren ernster geworden. Aengstlich blickte Erich zu ihr auf.

»Ich liebe Dich, Erich! Will Dich lieben, weil ich Dich lieben muß!« sagte sie langsam und bedächtig, sein Auge vermeidend und es dennoch findend, während sie leise mit der Hand über sein Haar strich.

»Höre jetzt aber, was ich Dir auferlegen *muß*, wie viel es mich auch selbst kosten mag und sei versichert, daß mir dies nur durch das reinste, uneigennützigste Gefühl für Dich dictirt wird.«

»Sprich, Leontine! Aber sei nicht grausam!«

»Nicht *mehr* gegen Dich, als gegen mich selbst! Wir sehen uns jetzt in dieser Stunde zum letzten Mal allein! Wir sehen uns vielleicht in langer Zeit nicht wieder! Ich befehle Dich Gottes Schutz, und eine freudige Ahnung sagt mir, daß er Dich erhalten werde! Dieser Kuß auf Deine Stirn schließe Dir und mir den Mund! Kein Wort von dem, was in uns und für uns Beide vorgeht, komme ferner über Deine und meine Lippen! Kehrst Du glücklich zurück und darf ich Dir dann angehören, so eile ich Dir mit offenen Armen entgegen und empfangе Dich als

Deine Braut. Siehst Du mich schweigend und trauernd bei Deiner Rückkehr dastehen, so wage es nicht, mich an das zu mahnen, was heute zwischen uns gesprochen, sondern erinnere Dich still daran und füge Dich dem Unabänderlichen, wie ich es thun werde! . . . Und jetzt komm, Erich! Laß uns zur Mutter gehen, die mich vermissen wird.«

Erich war bleich und rathlos, als auch er sich erhob. Wie zerschmettert stand er da.

»Leontine!« rief er mit bitter vorwurfsvollem Tone.

»Erinnere Dich Deines Schwures, Erich! Sieh nur, die Cascade versiegt ganz plötzlich! Der Vater hat bereits seine Absicht ausgeführt, die Schleusen des Waldbaches geschlossen und die zu den Felsen hinunter geöffnet! Alles um der guten Nachbarn willen!«

Damit führte sie Erich in den großen Weg des Gartens, in welchem sie von den Fenstern des Wohnhauses gesehen werden konnten.

Erich schritt zaudernd finster vor sich hinblickend, neben ihr.

»Du versprachst mir die *Wahrheit!*« sagte er unmuthig.

»Bist Du unzufrieden mit *der*, welche ich Dir gesagt?«

»Sie macht mich namenlos glücklich und unglücklich; denn Du führtest mich unbarmherzig vor einen mir unsichtbaren Feind!«

»Du wirst zu meinem und unser Aller Schrecken der sichtbaren Feinde genug vor Dir haben; laß mich inzwischen also mit den Dir unsichtbaren kämpfen!«

»Der Gedanke daran wird mir keine Stunde der Ruhe gewähren! Ich werde ihn nicht ertragen können!«

»Der Mann, den ich liebe, wird sich durch *mich*, ein schwaches Weib nicht beschämen lassen!«

»Gieb mir wenigstens einen Schimmer von dem, was Du ... «

»Erich!«

Der Ton genügte, um ihn an sein Versprechen zu mahnen. »Sieh, dort winkt uns Rudolf vom Fenster aus! Vielleicht ist wieder eine Unglückspost gekommen!«

Leontine beschleunigte ihren Schritt fund widerwillig mußte Erich ihr folgen, das Herz voll freudigen Stolzes, aber auch der Qual über eine Ungewißheit, mit der er von hier scheiden sollte.

3. AUF DEN TRÜMMERN DES GLÜCKS.

Einige Tage waren seit Erich's Abreise verstrichen, erwartungsschwere und um so bangere Tage, als an der Grenze anstatt des befürchteten schnellen feindlichen Andringens die tiefste Stille fort dauerte, deren Bedeutung allerdings durch Gerüchte über Gerüchte auf's Aergste entstellt ward.

Meilenweit sah man diesseits und jenseits außer den gewöhnlichen kleinen Garnisonen keine Truppen, dahingegen bemerkte man auf welscher Seite eine auffallende Verstärkung der Pompiers, die sogar in den Grenzfestungen einen Theil des Dienstes versehen sollten, der *Gardesforestiers und champêtres*, der Forst- und Feldaufseher. Trotzdem wollte man von den deutschen Höhen

herab fortwährend Tag und Nacht schwere Eisenbahnzüge daherrollen, Geschütze fahren hören, und dieselben Gerüchte behaupteten, wie gesagt, die ganze schreckliche Armee sammt den kaiserlichen Garden sei schon an der westlichen Grenze des Elsaß gesehen worden.

Es war der Tag zu Ende, an welchem Benedict Pirck seine verhängnißvolle Kanzelrede gehalten. Der Abend brach eben herein, an welchem Philipp von der armen Babette Abschied nahm.

Einige kleine Commandos waren in den Dörfern eingetroffen, um bald wieder abzuziehen; sonst war nichts zur Beschützung der Grenze geschehen. Nur in den größeren pfälzischen Grenzstädten sollten die Garnisonen verstärkt sein und in südlicher Richtung hin große Truppenansammlungen geschehen. Die übrigen Grenzstädtchen waren durch eine dünne Militärkette verbunden, die sich in fleißigem Patrouillendienst ermüdete, Spione abfing und nur den Zweck leichter Beobachtung erfüllte.

Ganz ebenso sah's nach Norden, dem preußischen Grenzrayon entlang, aus: kleine hilflose Friedensgarnisonen in tiefer unheimlicher Stille; eine vor Erwartung bange Bevölkerung, welche die Hände in den Schoß legte oder auf Neuigkeiten lauschend den Kopf zum Fenster herausstreckte. Schweigen in den Werkstätten und Fabriken – und die Sonne, das Himmelslicht schien so freundlich auf das Friedhofsschweigen herab, die Vögel sangen ahnungslos in den Lüften, die Blumen blühten, die Früchte und die Saaten wuchsen der Reife entgegen und Niemand wußte, wer sie einheimsen sollte, denn anstatt der

Sichel des Schnitters zitterte man vor der des Todes, der demnächst seine Ernte beginnen sollte.

Mit sehnsüchtiger Besorgniß schaute man von den Bergen in's Reich, um die erwartete Hilfe nahen zu sehen, und man erblickte nur den Kopf eines Gensdarmen oder die vereinzeltten Bayonnete der Patrouillen.

Mit klopfendem Herzen fragte man die wenigen anlangenden Reisenden, Leute, die von Angst gejagt an ihren Herd zurückkehrten, um ihre Habe und ihre Familien zu schützen, bis wohin die Truppen schon vorgerückt, und man erhielt als Antwort ein Kopfschütteln, das wenig geeignet, die Verzagten nach dem ersten Schrecken wieder aufzurichten.

Still wie am Ufer des Styx war's noch immer an der Grenze und meilenweit in's Land hinein. Aber die Sonne schien, die Vögel sangen ja; sie flatterten über den Giebeln in Angst und Zagen verlassener Häuser wie die Möven um den Mastkorb eines aus den Wellen daher treibenden Wracks. Die Bienen summten und suchten den Honig, hin- und herschwärmend über die Grenze, die Wolken zogen über die feindlichen Schlagbäume, und der Rhein, die Mosel und die Saar, sie traten nicht zurück in ihrem Lauf von einem Gebiet in's andere.

Im Ofelius'schen Hause war's eben so still. Die Familie war verstimmt, schweigsam, in banger Erwartung. Ofelius selbst ging mit finsterer Miene umher, wenn er sich unbeachtet wußte. Verdrießlich schritt er durch die weiten

Räume seines Etablissements, zwischen den riesigen Eisenstücken der neuen Maschinen, denen der Athem wieder ausgegangen war, als sie kaum eine Probe desselben geliefert.

Neu und unberührt standen die großen Kolosse da, die man als unzerstörbar stehen gelassen, während man ihre edleren Theile beseitigt. In den Oefen lag die kalte todte Asche. In den Räumen der Manufactur war Alles still geworden. Nur aus den Werkstätten hörte man vereinzelt das Rasseln einer Feile, das Schneiden einer Säge, das schüchterne Hämmern derjenigen Arbeiter, welche als unentbehrlich zurückbehalten worden.

»Hätt' ich meine neue Fabrik auf dem feuerspeien- den Vesuv etablirt, von dem die Meinigen so gern erzählen, sie stände vielleicht auf sichererem Boden als hier an den Grenzmarken zweier der ersten und stolzesten Culturstaaten,« brummte Ofelius vor sich hin, grimmige Blicke umherschleudernd. »Eure Schmach für diese Cultur, die uns im Frieden zum Fleiß ermuntert durch Steuern über Steuern, die Patente ertheilt zur Ermuthigung der Industrie und plötzlich uns das Haus über dem Kopf anzündet! . . . Früher, ehe man dieser Cultur sich rühmte, die unsere Söhne auf die Universität schickt, um sie mit Gelehrsamkeit vollzupropfen, und sie dann vor die Gewehr- oder die Kanonenmündung stellt, um sie niederschmettern zu lassen, früher führte man Kriege um der Laune einer königlichen Maitresse willen, heute rauft man sich um noch *weniger* als das und schlachtet Hunderttausende ab aus reinem *bon plaisir*, und wenn die

Nationen einmal an einander sind, ist's für jede eine Ehrensache, die andere so todt wie möglich zu schlagen . . .

»Auf einer Ruine steh' ich hier wie Jeremias,« murmelte er, auf alle die inmitten der schwersten Arbeit unfertig liegen gebliebenen, so theuer erworbenen Gegenstände hinstarrend. »Ich zählte bereits die Tage bis zu dem Augenblick, wo dies Alles wieder lebendig werden, wo ich mit neuer Kraft wieder beginnen sollte, und verloren ist jetzt all' die Mühe, vergeudet sind die Summen, um deren Aufbringung willen ich so viel unruhige Nächte verlebt; betrogen um ihre Zukunft sind meine armen Kinder! Mir selbst drückt dieses furchtbare Ereigniß den Bettelstab in die Hand und verfluchen werden mich Schuldlosen noch Diejenigen, die ich als Gläubiger werde hinter mir lassen müssen!

»Ist es nicht ein Hohn für die ganze auf so hohen moralischen Stelzen gehende Mission unseres Jahrhunderts, unserer so viel gepriesenen Humanität, die uns zum Ueberdruß vollfängt mit süßlichen Sentenzen, Legenden und Principien, mit hohlen, aber die Massen bändigenden Phrasen, um uns schließlich wie ein wildes Thier niederzuschlagen und zu verhöhnen, was des Menschen Geist und Kraft unter ihrem Einfluß zu schaffen vermochte? Ist es *weniger* Mord, weil eine Krone den Blutdurst deckt, wenn ein Abenteurer im Hermelin über uns hereinbricht, um uns abzuwürgen, wie der Wolf die Schafherde, und wo ist die Heiligkeit göttlicher und geschriebener Gesetze, wenn diese uns niederwerfen und

abschlachten lassen wie den schutzlosen Wanderer, von Mördern überfallen, wenn er seines Weges geht?!«

Der Groll des plötzlich verarmten, mit Schulden und Gewissensqualen belasteten Fabrikherrn tobte sich allmählich aus. Der Gedanke an das Schicksal der Seinen, wenn er, von feindlichen Horden überfallen, die ihm nicht nur sein stolzes Werk, sondern seine ganze Habe stahlen oder verwüsteten, abziehen müsse und nicht wissen werde, wo er mit ihnen sein Haupt hinlege; der Gedanke, all' die schönen Pläne zusammengestürzt zu sehen, die ihm der Anblick der neuen und blanken Maschinen so hell vor die Seele führte, Alles löste sich in ihm in den heftigsten Schmerz auf.

Zum ersten Mal traten Thränen in seine Augen. Er verkroch sich in eine dunkle Ecke des Maschinenraums, um von Niemanden überrascht zu werden und überließ sich hier seinem Schmerz. Die Thränen ließen vor seinen Augen alle die eisernen Kolosse durcheinander schwimmen, sie nahmen zehnfache Größe an; sie wuchsen vor ihm, streckten wie drohend ihre schwarzen Arme vor ihm aus, und eine namenlose Angst schüttelte den Leib des Unglücklichen.

»Es ist ja nicht *meine* Schuld!« rief er endlich schluchzend. »Nein, nein, ich wollt' es nicht, ich wollte nicht zum Schurken, zum Betrüger werden! Gott, der Du mein Elend, meine Gewissensqual kennst, Du bist mein Zeuge, Du wirst's mir nicht anrechnen, wirst mich nicht an meinen unschuldigen Kindern strafen; nein, Du wirst es

nicht! Wende dies furchtbare Unglück von meinem Hause ab, nimm gnädig unter Deinen Schutz, was hier vom Untergang bedroht ist, und ich werde rein dastehen, wie die Sonne, Dein großes Weltenauge, das auch in *meine* Seele blickt!«

In dumpfem Schweigen, seinen Thränen den Lauf lassend, das Kinn auf die Brust senkend und ermattet von der Folter seiner Gemüthsaufrregung, stand Ofelius, an die rohe Steinwand gelehnt, da. Er sah nichts, er hörte nichts nach außen. Die wüsten Bilder, die seine Seele verdüsterten, quollen noch immer überwältigend durch einander. Sein ganzes Etablissement von feindlichen schaden- und rachefreudigen Soldaten überfallen, die ihm Alles verwüsteten; er selbst mit seinen Kindern flüchtig, obdachlos, darhend, – – das war immer wieder die Vorstellung, die ihn erfüllte. Und noch ein anderes, weit düstreres Bild breitete seinen Schatten über sie, einen Schatten, der ihn schaudern machte und der wohl die Hauptursache seines Kleinmuths, seiner Verzweiflung war.

Endlich aber drängte sich ein freundlicheres Bild in dieses Chaos – Eberty! Die Worte, mit denen dieser geschieden! – Das gab ihm Hoffnung, wenn auch nur eine sehr trügerische; denn während er hier mit den Seinen allen ernstern Gefahren des Krieges ausgesetzt, war es der junge Mann inmitten des Kriegsgewühls nicht in viel höherem Grade?

Trotzdem übte der Gedanke an Erich eine tröstende Wirkung auf ihn.

»Ich will noch nicht verzagen!« rief er, seine Thränen trocknend und aufblickend. »Wo die Noth am größten, ist Gott am nächsten! Alles blickt hier auf mich; Alles baut auf meine scheinbare Ruhe und sieht man *mich* verzagt, so verliert Alles den Kopf. Es ist ja das Nothwendigste geschehen! Meine Bücher sind in Sicherheit, das Kostbarste in meinem Hause und der Fabrik ist in gutem Versteck, wo es Niemand suchen wird. Eine einzige Nacht schwerer Arbeit hat ausgereicht, es in dem Basalt-Geklüfte zu verbergen, und nur Verrath könnte es gefährden. Ich will wieder stark sein! Dieser Kleinmuth ist unwürdig! Vielleicht gestaltet sich Alles anders und besser, als es in der ersten Angst und Aufregung erscheint, und vielleicht wird dieser Platz, der allerdings einst in ähnlichen Zeitläufen vollständig verwüstet worden, von den Gräueln des Krieges verschont . . . Das walte Gott!«

Ofelius faltete während der letzten Worte fromm und gläubig die Hände. Danach schritt er in das verlassene Zimmer eines seiner Werkführer, warf einen Blick in den kleinen an der Wand hängenden, halb zerbrochenen Spiegel, um sich zu überzeugen, ob sein Gesicht noch die Spuren seiner Thränen zeige, machte sich noch einiges in den öden Räumen zu schaffen und trat dann in das abendliche Sonnenlicht hinaus, das, ihn erschreckend, einen so gluthrothen Schein auf die Fenster seines Hauses warf, als stehe das ganze Innere desselben in Flammen.

»Der Himmel gebe, daß dies kein böses Vorzeichen ist!« kam es zitternd über seine Lippen, während er abwehrend die Hand über das Auge legte.

Im Hofe trat sein Aufseher Thormann ihm entgegen, der ihm mit Handschlag die Versicherung gegeben, was auch über die Fabrik kommen möge, dieselbe nicht verlassen zu wollen und ihm zur Seite zu bleiben.

Thormann, eine große ramassirte Gestalt mit breitem, stark geröthetem und gutmüthigem Gesicht, dessen untere Hälfte in einem stark ergrauenden Vollbart steckte, mit einem Rücken und Schultern von wahrhaft athletischen Proportionen, einem Paar entsprechender schwieriger Fäuste und großen, in hohen Stiefeln steckenden Füßen – Thormann, seines Chefs linke Hand, Vertrauensmann und Vermittler in allen seit einiger Zeit sich wiederholenden Differenzen mit den Arbeitern, er trat mit ziemlich erhitztem Gesicht zu Ofelius, das nicht nur von der Anstrengung des Steigens vom Thal herauf einen solchen Wärmegrad angenommen haben konnte.

Ofelius, noch etwas verlegen durch die Besorgniß, man könne die Spuren seiner Aufregung auf seinem Gesicht entdecken, schaute ihm mit halbem Blick entgegen.

Vielleicht eine neue Hiobsbotschaft; vielleicht war schon eine Grenzverletzung geschehen; es war ja nichts erstaunlich mehr!

»Eine Satanswirthschaft drunten im Dorf, Herr Ofelius!«

Thormann nahm dabei grüßend den von der Sonne arg verbrannten Filzhut in die Hand und wischte sich mit seinem blauen Calico-Tuch den Schweiß von der Stirn.

»Was giebt's? Sind sie schon da?«

»Sie scheinen sich nicht zu übereilen, und wir hätten es also *auch* nicht gebraucht, Herr Ofelius! Mein Vetter in Bliescastel ließ mir heute durch seinen Buben herübersagen, man sei drüben zwar in freudiger Erwartung, der ganze Ort und selbst die Lumpen unter den Deutschen dort ballten uns schon die Fäuste, indeß sei von Truppen noch nichts zu sehen. Desto toller geht's aber bei *uns* zu. Der junge Pfarrer drunten hat heute von der Kanzel den Leuten die Köpfe verdreht; er hat Aufruhr, Verrath gepredigt und wär' ich in der Kirche gewesen, ich hätte ihm die ganze Kanzel zusammengeschlagen!«

Ofelius horchte verdutzt auf. »Der Pfarrer – Verrath – Aufruhr? –«

»Er hat den Leuten gesagt, der ganze Krieg sei, von dem Antichrist in Berlin angezettelt, nur gegen unsere Kirche gerichtet. Dann hat er soeben noch die Fahnenpflichtigen in der Kirche versammelt und ihnen den Rath gegeben, sie sollten, ehe man sie abführen wolle, erklären, sie wollten noch zur Beichte gehen, und dann werde er sie zum Hinterpförtchen der Kirche heimlich hinauslassen, von wo aus sie durch den Hohlweg die Grenze erreichen könnten, um sich der Sünde zu entziehen, gegen die eigene Kirche die Waffen zu tragen! Erst hat er unseren Weibern die Köpfe heiß gemacht und jetzt verführt er die Bursche zum Landesverrath, und Niemand ist da,

der ihm seine Zunge knebelt; denn auch das Commando, das die Bursche mit sich nimmt, scheint keine Notiz von diesem Verrath zu nehmen!«

»Ein schlimmer Fall! Der Pfarrer kann sich in solchen Zeiten um den Hals reden! Ich höre, es soll dieser Tage schon der Kriegszustand ausgeschellt werden!«

Ofelius schien die Sache sehr peinlich zu sein.

»Hat man denn dem Baron drüben noch keine Nachricht gegeben?« setzte er hinzu.

»Dem Baron?« Thormann verzog sein breites Gesicht zu einem höhnischen Lachen. »Der Baron und der Pfarrer stecken ja immer die Köpfe zusammen, und es vergeht kaum ein Tag, wo der geistliche Herr nicht drüben wäre.«

»So so!« . . . Ofelius schien von dieser engen Beziehung der Beiden nichts zu wissen. Die Nachricht erhöhte seine Verstimmung.

»Es ist eben, wie ich sagte, ein kleines Commando im Dorfe erschienen, aber es ist nur ein Feldwebel dabei. Jedenfalls wird der dem Commando in der Stadt die Anzeige machen, zumal wenn ihm die Bursche vor der Nase durchgehen, wie es schon geschehen sein soll. Wenn's die übrigen geistlichen Herrn an der Grenze ebenso treiben, kann das noch ein tolles Durcheinander geben, gar nicht davon zu reden, wie arg es in den Wirthshäusern zugeht, wo sie sich für Deutschland und für Welschland schon seit einigen Tagen die Köpfe blutig schlagen. Heut' Morgen erst haben sie dem Hausirer Bender aus Frouard, der aufrührerische Reden führte, einen Strick um den Hals gelegt; sie hätten ihn auch an der alten Linde aufgehängt,

wenn nicht der Gemeindevorsteher dazwischengetreten wäret Das kleine Commando hat wenigstens einige Ruhe hergestellt, aber es sollte gleich wieder abziehen und so sind wir wieder allein.«

»Und ist denn noch nichts zu hören von unseren Truppen?«

»Sechs Tage sind erst verflossen; man sagt, es werden wohl noch wiederum so viel verstreichen müssen, ehe sie heranrücken können . . . Gott gebe uns Ruhe so lange! . . . Ich habe übrigens den Baron auf dem Wege hierher gesehen, Herr Ofelius. Wenn er kommt, seien Sie vorsichtig; man munkelt so allerlei über ihn; er soll's mit unseren Nachbarn halten, und wenn sie uns hier überrumpeln, wird er sie wahrscheinlich mit offenen Armen empfangen. Ohne *die* Rückenstärkung hätt's auch der Pfaff . . . ich wollte sagen: der geistliche Herr, nicht gewagt . . . «

»Unterstützen Sie solche Gerüchte nicht, Thormann!« unterbrach ihn sein Chef verdrießlich, während er finster vor sich hinblickte.

»Ich sage gar nichts, Herr Ofelius! Aber wo ich Einen Hochverrath gegen das Vaterland reden höre, da schlage ich ihn mit meinen Fäusten nieder! Und das ist nothwendig hier unter diesen Leuten; denn die sind nicht wie die drinnen im Reich! Manche von ihnen wissen gar nicht, wohin sie zu Hause gehören; es giebt auch Strolche darunter, die sich absichtlich diesseits halten, um in der sicheren Hoffnung, daß die Welschen nächstens über die Grenze brechen werden, ehe wir einen Mann hier haben, gleich raubend und plündernd über uns herzufallen.

Aber bei *uns* hier sollen sie sich stumpfe Zähne holen; denn wir sind hier immer noch unser ein ganzes Häuschen und ich habe Alles zur Vertheidigung bereit! Namentlich da drunten,« Thormann deutete mit seiner geballten Riesenfaust in eine kleine, abgetheilte Arbeitercolonie, die sich in dem Seitenthal eingenistet, »da halten sich noch einige Faulpelze auf der Lauer, die es mir gern eintränken möchten, daß ich sie aus der Fabrik gejagt. Sie nagen mit ihren Weibern am Hungertuch und haben sich auf's Spioniren gelegt, aber ich wache Nachts dort hinten am Thal-Eck und erwische ich einen auf falschen Wegen, so schieß' ich ihn nieder wie einen Hund!«

Ofelius hörte Thormann's letzte Worte nur noch mit halbem Ohr. Seine Aufmerksamkeit war mit dem Moment verschwunden, wo der biedre Aufseher von dem Baron abgeschweift. Er war zerstreut, gab Thormann noch einige Instructionen und schlug dann die Richtung zum Hauptportal des Hofes ein, um seinen Nachbar zu empfangen, wenn dieser ihm wirklich seinen Besuch zugedacht habe.

Letzteres war um so wahrscheinlicher, als Trachenburg seit Erich's Abreise jeden Abend im Fabrikhause erschien und eine Anhänglichkeit an die Familie zeigte, deren Zweck die Hausfrau instinctiv und mit eigenthümlichen Gefühlen sehr schnell durchschaut hatte.

»Was würdest Du ihm antworten, wenn er nun wirklich bei Dir um Leontinens Hand anhielte?« hatte sie heute Morgen erst beim Aufstehen ihren Gatten gefragt.

Ofelius, der den Kopf jetzt voll ganz anderer Dinge hatte, war auf diese Frage am wenigsten vorbereitet gewesen.

»Dummes Zeug! Welcher vernünftige Mensch denkt in solchen Zeiten, wo Niemand des Daches über seinem Kopfe sicher, an's Heirathen!«

»Und doch könnte Mancher grade jetzt um so eher daran denken!« war die Rede der Frau. »Ich sehe in solchen Sachen schärfer als Du, der Du Deinen Kopf immer voll von Maschinen hast! . . . Eberty ist fort in den Krieg! Wer kann wissen, ob der Aermste wiederkehrt! Eberty hatte Leontine sehr gern und er wäre mir als Sohn willkommen gewesen; der Baron aber ist sterblich in unser Kind verliebt und, verlaß Dich darauf, er wird sich Eberty's Abwesenheit zu Nutze machen . . . Ich weiß, was ich weiß!«

Ofelius hatte das Schweigen gebrochen. Dasselbe war ihm peinlich; es erregte in ihm einen Wust von Gedanken, deren er nicht Meister zu werden im Stande war. Das Brandmahl an seiner Stirn, noch frisch und von einem dunklen Rand umgeben, färbte sich höher, da es ihm heiß in der Stirn ward.

Er war auch beim Frühstück schweigsamer noch als in letzter Zeit unter dem Druck der Verhältnisse geworden und warf nur dann und wann scheue Seitenblicke auf Leontine, die eifrig sich selbst überwachte, um den Eltern nicht zu zeigen, was seit einigen Tagen in ihr vorging.

4. TRACHENBURG.

Mit keinem Fuß hatte der Fabrikherr nach jenem Abend, an welchem man ihn bewußtlos fortgetragen, das Schloß seines verstorbenen Freundes wieder betreten. Nur zuweilen hatte er, mit dem Fernrohr vor dem Auge, vom Fenster aus hinübergeschaut, um sich zu überzeugen, wie weit die Schäden vorläufig reparirt worden.

Der Baron seinerseits hatte ihn auch nicht zu sich eingeladen, vielmehr bedauert, daß der Zustand des Gebäudes ihm nicht gestatte, Gäste bei sich zu empfangen, und der plötzlich hereinbrechende Krieg hatte jede Absicht einer gründlichen Reparatur oder einer häuslichen Einrichtung in die Ferne gerückt.

Der Einzige, den Trachenburg bei sich empfing, war der junge Pfarrer. Man legte anfangs kein Gewicht darauf; man fand es natürlich, weil der Baron gleich nach seiner Ankunft der sehr armen Kirche ein Geldgeschenk gemacht, und erst als der Pfarrer die Jugend zum Landesverrath ausrief, kam man zu der Meinung, die Beiden müßten wohl unter einer Decke stecken. Thormann selbst war es, der zuerst den Verdacht gegen den Baron faßte, weil er ihn, anfangs absichtslos, beobachtet; die Vorsicht indeß gebot ihm, denselben einstweilen für sich zu behalten; denn in Zeiten solcher Aufregung genügte ein halbes Wort, um einen Mann, der von fern her kam, man wußte nicht von wo, von dem man überhaupt nichts wußte, als daß er die Erbschaft seines Oheims angetreten, der Wuth der Menge zu überliefern.

Und hierzu hätte nicht viel gehört. Der Baron galt in den Augen der Arbeiter als ein undankbarer Mensch; er hatte nicht die geringste Belohnung für die Hilfsbereitschaft derselben während des Schloßbrandes gewährt; nicht ein Wort des Dankes hatte man von ihm gehört, und doch hatte er die Kirche wieder bedacht, als habe er Alles nur Gottes Hilfe zu verdanken.

Niemand kümmerte sich deshalb mehr um das Schloß. Handwerker aus der Stadt hatten ihm die Schäden flüchtig ausgebessert. Er selbst saß tagaus, tagein in dem andern Flügel, machte einsame Promenaden und hatte sogar den Diener, den er bei seiner Ankunft engagirt, nach wenigen Tagen als unbrauchbar wieder entlassen. Die wenigen Briefe, die er empfing, kamen bis zur Sperrung der Grenze, wenn nicht *aus*, doch *über* Frankreich und trugen den Stempel Marseille. Unter solchen Umständen mußte der junge Baron der Umgegend entweder ganz gleichgiltig bleiben oder verhaßt werden und zu Letzterem bedurfte es nur eines ganz kleinen Anstoßes.

Trachenburg's Hauptbeschäftigung schien das Lesen zu sein. Man sah ihn in dem kleinen Park hinter dem Schloß zwischen den spanisch geschnittenen Taxus-Hecken umhergehen, ein Buch in der Hand. Er suchte die einsamen Bergpartien zu seinen Promenaden, ein Buch unter dem Arm. Er grüßte Niemanden, dankte zerstreut, wenn ihn Andere grüßten, kehrte Abends bei Zeiten in sein Schloß zurück, in welchem man dann nur ein großes Eckfenster sich erhellen sah, und lebte eben so einsam, wie ein Skorpion unter seinem Stein.

Nur durch den wieder entlassenen Diener hatte man in Erfahrung gebracht, der Baron lese und schreibe die Abende hindurch; die schöne Antiquen- und Curiositäten-Sammlung seines Oheims liege unberührt in den Kisten, in welche sie verpackt worden, nachdem auch sie von dem Brande bedroht und theilweise beschädigt war; er habe Sinn für nichts – und *der* Mann sollte ein Officier gewesen oder heute vielleicht noch sein!

In der Wirklichkeit verhielt sich die Sache etwa so: dem Baron Carl von Trachenburg hatte das Schloß des Oheims nach seiner Ankunft gerichtlich nicht in aller Form übergeben werden können, da gleich nach seinem Eintreffen dasselbe durch Brand heimgesucht worden. Keine Gerichtsperson war zur Stelle. Die doppelten Siegel wurden also von den zur Löschung der Flammen eindringenden Arbeitern abgerissen, die Thüren, hinter welchen das Feuer wüthete, oder durch die man zu seiner Löschung eindringen mußte, wurden eingeschlagen und unter diesen auch die zu dem Arbeitszimmer des Verstorbenen, in welchem sich alle Papiere desselben befanden, die laut Testament seinem Erben unberührt überliefert werden sollten.

Das Glück hatte gewollt, daß trotz dem von oben herabstürzenden brennenden Gebälk die Flamme in dem Bibliothekzimmer in ihrem eigenen Qualm erstickte. Das große künstlich geschnitzte Eichenpult des Seligen, ein riesiges Möbel, das fast die Wand einnahm, war zwar ganz von den Flammen und dem Rauch geschwärzt, die Politur war verzehrt und hing in großen Blasen auf dem

Getäfel; einige der großen Fächer waren mit der Axt eingeschlagen worden, um bei der Unbeweglichkeit des Möbels wenigstens den Inhalt zu retten, und von diesem war Manches umgekommen, da die Arbeiter durch das Einstürzen der Decke und den Rauch hinausgejagt worden. Der größte Theil der Papiere, in alten Familientraditionen, Pergamenten, Actenbündeln, Briefen, Rechnungen und namentlich in dem sehr sorgsam von des Verstorbenen eigner Hand geführten Vermögensconto bestehend, war unversehrt in einem Fach gefunden worden, als am frühen Morgen nach dem Brande die Gerichtspersonen sich einstellten, um von ihrer Schuldigkeit so viel zu thun, wie eben unter so mißlichen Verhältnissen noch zu thun war.

Und von da ab begann Trachenburg's einsame Beschäftigung, die, weil sie eben Niemand näher sah, falsch beurtheilt wurde. Nichts an und in derselben hätte Leontinens Verdacht bestätigen können. Trachenburg's Wesen zwischen seinen vier Wänden war das eines Weltmannes, den die Umstände zwingen, sich einer lästigen Arbeit zu unterziehen, um ein- für allemal dieselbe hinter sich zu haben.

Im eleganten Hauscostume, seiner Person all' die Pflege widmend, die er ihr in dieser Zurückgezogenheit ohne fremde Hilfe widmen konnte; stundenlang während des Morgens mit der Toilette beschäftigt, unterbrach er diese letztere nur dann und wann, um einen Blick nach dem Fabrikhause hinüber zu werfen, und gelang es ihm, mit

seinem scharfen Auge die hellen Farben einer sommerlichen Damenrobe zu erblicken, so stand er unverwandt hinter dem Fernrohr, durch welches der Verstorbene zu seinen Freunden hinüberzuschauen pflegte.

Weder Säbel noch Scapulier verriethen in einem Zimmer, daß er den einen oder das andere gehandhabt. Trachenburg machte den Eindruck eines Mannes, der durch den Glücksfall, die Erbschaft eines wohl schwerlich betrauernten Oheims antreten zu müssen, der Sphäre raffinirter gesellschaftlicher Genüsse entzogen worden und sich dieser Pflicht unterzieht mit dem Troste, sich für die Unterbrechung schadlos halten zu können. Seine Gewohnheit, bis in die helle Sonne hinein zu schlafen, sein Toilettendienst, sein sichtbares Vermissen aller der häuslichen kleinen fashionablen Garçon-Unterhaltungen, das ihn gähnen machte – Alles verrieth den Lebemann, der aus seinem gewohnten Kreise herausgerissen, bis ihn dann plötzlich wieder eine Unruhe überkam, ihn aus seiner ungemüthlichen Langenweile befreite und ihn trieb, sich wieder über die Papiere seines Oheims zu stürzen, eine Beschäftigung, die ihn in fieberhafte Aufregung brachte, ihm die Stirn erhitzte, ihn unmuthig aufspringen ließ, um ihn durch die Zimmer zu jagen, und ihn doch immer wieder an diese peinliche Arbeit zurückkehrte.

»Ich finde nichts! Es ist vergeblich!« war sein steter Refrain, wenn er sich den Schweiß von der Stirn trocknete, an das offene Fenster trat, gedankenlos dem Spiel der Schmetterlinge auf den vernachlässigten Blumenratten folgte und gleichgiltig zusah, wie die Hühner des

alten Verwalters, über die Taxushecken geflogen, die Erdbeerenbeete und die Früchte derselben zerhackten, die ganzen Pflanzen herauskratzten, die doch seines Oheims Lieblinge gewesen.

Nur wenn sein Blick drüben auf der Höhe wieder etwas Farbiges sich unter der Bignonia oder auf der Terrasse bewegen sah, zuckte es in seinem Antlitz; sein Auge leuchtete, seine hohe Gestalt richtete sich auf – und wieder stürzte er sich mit Hast über die Arbeit, um immer wieder neue Papierstöße zu durchstöbern, die sich neben ihm in kleinen Bergen aufgehäuft und ihn zwangen, von tausenderlei Scripturen Notiz zu nehmen, weil möglicherweise sich das Gesuchte dazwischen finden konnte.

Selbst die mit großer Gewissenhaftigkeit geführten Tagebücher des Oheims, seine kleine Bibliothek von zwölf sauber in Leder und Goldschnitt gebundenen Octavbänden, selbst diese durchlas er, kopfschüttelnd, lächelnd oft über die Originalität des Verstorbenen, und doch fesselte ihn die eigenthümliche Lebensanschauung desselben, der sarkastische Geist namentlich, mit welchem der Selige nach dem Schiffbruch seines Herzens Alles zu beurtheilen sich gewöhnt hatte.

»Wie unbegreiflich, daß ein Mann wie er sich hier unter Bauern und Kohlengräbern zufrieden fühlen konnte!« murmelte er wohl zuweilen, namentlich wenn er eins dieser Tagebücher mit auf seine Promenade nahm. »Es ist bald der Libertin, der da herausspricht, bald der Philosoph, und bald muthet es mich an wie das Tagebuch eines Thürmers, der hier von seiner einsamen Höhe die Welt

im Mikrokosmos zu seinen Füßen kriechen sieht und sie wie einen Ameisenhaufen beobachtet. Und doch spricht aus Allem eine leidenschaftliche, aber mit aller Unbefangenheit sich selbst censirende Seele, die sich im treuen Cultus der Einen Unvergeßlichen vor allen Gefahren gesichert! ... Wenn namentlich meine schöne Nachbarin drüben lesen könnte, was der Alte, ihr ritterlicher Bewunderer, so enthusiastisch seinem Tagebuch anvertraut! Ich lerne das Mädchen aus diesen Aufzeichnungen kennen, als hätte ich es schon seit Jahren gesehen ... *Kennen?* ... ja; aber bewundern? ... Man bewundert dieses reizende Geschöpf beim ersten Blick, man betet es an beim zweiten, und beim dritten Blick, wenn sie ihn nicht verstehen will ... «

Trachenburg preßte die feine, sorgfältig gepflegte Hand an die Stirn.

»Warum hab' ich nicht *sein* Alter! Er war glücklich! Er, der Verstorbene, konnte diese Sonne anbeten, weil sein Alter ihm gebot, sich nicht zu nah in ihren Strahlenkreis zu wagen, während ich in demselben verglühe! Er in seiner chevaleresken Weise durfte ihr sagen, was sie, in schüchternster, bescheidenster Weise aus *meinem* Munde kommend, mit eisiger Kälte zurückweist, mir überlassend, beim Himmel oder bei der Hölle Trost zu suchen, als hätt' ich beides nicht schon gethan, als wüßt' ich nicht schon, daß beides vergeblich, wenn das *Eine* hier innen tobt, an dem beide wohl gleichen Antheil haben, weil sie sich in die Resultate zu theilen pflegen! ... Wer von

beiden es auch gewesen sein mag, der mir *sie* vor Augen geführt, um mich wieder so unsäglich elend zu machen, so lange ich sie nicht in meinem Besitz weiß, der wird mir auch die Mittel geben, zu erreichen, was mir so schnell unentbehrlich geworden! Nach dem *Einen* suche ich bisher vergebens, das *Andere* bietet mir vielleicht der Sturm, der bald über diese Stätte hereinbrechen wird. Ich habe nichts durch ihn zu verlieren, seitdem dieses Schloß schon verwüstet ist! Des Oheims kostspielige Curiositäten werden landeinwärts geschafft, um sie in Sicherheit zu bringen, und was hätte ich übrigens zu fürchten wenn ich meinen Sympathien folge und dem Feind mit offenen Armen entgegengehe! Mich fesselt nichts an dieses Land als der Zufall, der mich einige Meilen weiter ostwärts geboren werden ließ und über den ich mir erst bei *dieser* Gelegenheit Rechenschaft zu geben beginne; denn meine *Heimath* ist dies hier niemals gewesen . . . Jener junge Laffe, der Ingenieur, der mich mit so eifersüchtigen Augen betrachtete, ist fort und hoffentlich kühlt eine Kugel sein heißes Herz. Noch liegt ein gutes Drittel der Papiere vor mir, die vielleicht bringen, was ich bisher vergebens gesucht, und fände ich selbst *nicht*, ich werde trotzdem finden! Also vorwärts! Der Sturm kann jeden Tag über uns herfallen und mich unterbrechen. Die Zeit drängt! Was meine Ausdauer nicht findet, das entdeckt vielleicht die Klugheit!«

Und Baron Trachenburg warf sich von Neuem über die Papierstöße. Mit fieberhafter Angst suchte er noch einige Tage lang. Die ihn beherrschende Ungeduld nahm zu; sie

versetzte ihn in eine Stimmung verzweifelnder Trostlosigkeit, die ihn endlich zu einem Ausbruch der Tobsucht brachte, als Alles durchstöbert war, ohne ihm das Gesuchte zu bringen.

»Es ist verbrannt! Verschwunden!« stöhnte er. »Ohne Zweifel hat es existirt, aber es ist mit den übrigen Papieren verwüestet, die nach den Andeutungen des Verstorbenen grade in jenem Fach gelegen, das die Dummköpfe in ihrem Rettungseifer zerschlagen! Eine Tollheit von dem Alten, seine Freundschaft; seine Gutmüthigkeit so weit zu treiben, daß nicht einmal die nothdürftigsten amtlichen Documente darüber vorhanden!«

In dieser Stimmung saß er am Abend im Garten und schaute verdrießlich in seiner absichtlichen Einsamkeit dem Spiel der Glühwürmchen zu, die gleich Funken auf den dunkeln Rasen fielen und dort weiter glimmten, in den Zweigen spielten und sich auf die weißen Flat-terrosen des Zaunes setzten, während die Fledermäuse, durch den kürzlichen Brand aus den düsteren Räumen des Schloßdaches verscheucht, ängstlich die Höhe überschwirrten.

Ringsumher herrschte Todesstille. Von den Arbeiterhäuschen im Thal waren nur wenige erleuchtet. Kein fröhlicher Gesang nach des Tages Lasten drang wie sonst herauf; selbst die Abendglocken durften nicht mehr geläutet werden, weil dies als ein mögliches Signal für den Feind untersagt war.

Alles hielt sich in den Häusern versteckt oder hatte in Angst und Furcht dieselben mit Sack und Pack verlassen;

denn man erwachte an jedem Morgen mit der Erwartung, die feindlichen Colonnen herüberziehen zu sehen.

Das Wohnhaus des Fabrikherrn drüben und einige Fenster der Nebengebäude waren mäßig erleuchtet. Thormann, der treue Wächter, patrouillirte mit einigen seiner Getreuen auf der Höhe und in den zum Thal führenden Wegen, um, da es in so angstvoller Zeit keine Sicherheit mehr gab, die Wacht zu halten, deren Leitung ihm Rudolf nach Mitternacht abzunehmen pflegte.

Lange und sehnsüchtig haftete Trachenburg's Blick auf den Fenstern des Fabrikhauses. Er zerknickte in seiner Leidenschaftlichkeit die über die Bank herabhängenden Zweige der wilden Reben; alle seine Gedanken schienen das Ziel seiner Augen zu haben.

»Und dennoch wird es noch gelingen!« murmelte er, sich aufrichtend und sich auf die Brüstung der Mauer lehrend, über welche er einen Blick auf das im Dunkel liegende Thal und einen Theil des Dorfes hatte. »Ich vergehe in dieser aufreibenden Einsamkeit, nur in der Gesellschaft meiner Rathlosigkeit und Verzweiflung, die mich immer wieder auf denselben Punkt zurückführen!«

Schweigend blickte er auf den vom Dorf in kleinen Windungen heraufführenden Pfad und verfolgte eine dunkle Gestalt die sich schnell heraufbewegte.

Sein scharfes Auge erkannte den Pfarrer Benedict Pirck, ehe dieser, ihn in dem Halbdunkel erblickend, den Hut zog und ihn mit großer Ehrfurcht von unten herauf begrüßte.

»Ein später Besuch!« murmelte Trachenburg, während der Pfarrer in dem abseits zur Hofthür führenden Wege verschwand, um erst nach einigen Minuten mit dem Hut in der Hand wieder vor ihm zu erscheinen.

»Was führt Sie so spät hierher, Herr Pfarrer?« fragte Trachenburg, ihm höflich entgegentretend, nicht ohne einige Spannung in den Zügen, die er durch ein herablassend freundschaftliches Lächeln verdeckte.

Benedict suchte unter einigen Höflichkeitsfloskeln erst vom Bergsteigen zu Athem zu kommen. Der Baron trat zu der Bank zurück und lud ihn mit einer Handbewegung ein, neben ihm Platz zu nehmen. Er wußte, daß die Stätte hier vor Lauschern sicher war, obgleich er sich deren überhaupt keine im Hause hielt.

»Es ist nichts von Bedeutung, Herr Baron!« begann Benedict, seine Engbrüstigkeit beschwichtigend. »Wir sind in einer Zeit der Aufregung, der Verwirrung, die mir in meiner Stellung mehr als Anderen eine harte Prüfung ist, und leider finde ich, außer bei Ihnen, kaum eine Seele, die diese begreift und theilt! Die gottlosesten Machinationen, lange und heimlich vorbereitet, zur Ausdehnung und Vergrößerung weltlicher Macht, also selbstverständlich zur Schmälerung und Gefährdung der Kirche schleudern uns mitten hinein in Mord und Brand. Sie verwildern die Gemüther, deren Pflege uns so viel Sorge gemacht, werfen die Zucht darnieder und zerreißen die Bande, welche sie an das Höchste und Heiligste gefesselt. Weltliche Gewalt, in politischer Kurzsichtigkeit, will

uns zwingen, ihre Grenzpfähle und Schlagbäume anzuerkennen, die für unsere Kirche nicht existiren; sie bricht in unsere Gemeinde ein und schleppt die Söhne der christlichsten Familien davon, um sie für den Herold der lutherischen Apostasie auf dem Schlachtfeld abwürgen zu lassen. In blindem Verkennen ihrer Pflicht als Schützer und Mehrer unserer Kirche machen sich die katholischen Fürsten Deutschlands, um geographischer Begriffe willen, zu Henkern der eigenen Kirche ihres Volkes, verlangend, daß wir, die Hirten, ihre Verblendung gutheißen und unterstützen sollen. Aber nicht Alle sind wir schwach genug, ihnen die Hand zu reichen, und in der zweifellosen Hoffnung auf den Sieg der katholischen Waffen gegen ihren Erzfeind, wage ich es mit einigen Brüdern einen Kampf aufzunehmen, der ja doch schon in wenigen Tagen der Unterstützung und des Sieges gewiß sein kann . . . *Ihre* mir kürzlich ausgesprochenen schönen und erhabenen Gesinnungen, Herr Baron, geben mir die Ueberzeugung, daß ich in meinem Kampf Ihrer Billigung gewiß sein darf . . . «

Benedict hielt hier inne, um Athem zu schöpfen. Zu seiner Bestürzung schwieg der Baron. Er sah diesen zerstreut vor sich hinblicken, ohne ihm die erwartete enthusiastische Theilnahme zu zeigen.

»Sie haben Recht, Herr Pfarrer,« war endlich Trachenburg's gelassene Antwort. »Sie begreifen aber, daß ich, der ich soeben erst hier eingetroffen, den Leuten also ganz fremd bin, mich in einiger Verlegenheit befinde,

grade in einem so kritischen Zeitpunkt handelnd auftreten zu sollen ... Wie Sie selbst äußerten, wird ja Ihr Kampf nur wenige Tage dauern; es droht Ihnen also kaum irgend welche Gefahr, denn wir müssen jeden Morgen erwarten, die französischen Adler drüben auf unseren Höhen erscheinen zu sehen.«

Benedict schien selbst diese ausweichende Antwort die gewünschte Ermuthigung zu geben.

»Mir ist also wenig Zeit vergönnt, Herr Baron, und diese werde ich nicht versäumen! ... Daß ich aufrichtig sei, Herr Baron, der Zweck meines Kommens trägt sogleich eine Bitte in sich –«

»Sprechen Sie, Herr Pfarrer.«

»Nämlich die Erlaubniß, in Ihrem Schloß ein Obdach suchen zu dürfen, falls die weltlichen Behörden mit brutaler Gewalt gegen mich ... «

»Gern, Herr Pfarrer! Mein Haus steht Ihnen jederzeit offen; freilich bezweifle ich, daß es Sie gegen *diese* Gewalt zu schützen vermag.«

»Ich danke Ihnen, Herr Baron! Es bedarf ja für mich nur eines flüchtigen Asyls, eventuell nur für *eine* Nacht! Man wird es kaum wagen, die Heiligkeit des Altars zu verletzen, aber in Zeitgängen, wie diese, ist ein *piéd-à-terre* für mich vonnöthen.«

Benedict zog hiernach ein Heft in dunklem Lederdeckel aus der Tasche.

»Ich benutze diese Gelegenheit, Herr Baron, um Ihnen ein Heft Scripturen zu behändigen, das ohne Zweifel während des so beklagenswerthen Schloßbrandes in

fremde Hände gerathen ist und mir indirect überantwortet wurde.«

Benedict reichte dem Baron das Heft. Mit Hast griff dieser danach, beugte sich hinab, um die Golddruck-schrift auf demselben zu erkennen, und las: »Wechsel und Schuldscheine.«

Seine Aufregung war so groß, daß er im ersten Augenblick zu danken vergaß. Benedict's Blick ruhte lauernd auf ihm.

»Ich hoffe, diese Papiere können Ihnen von Bedeutung sein,« sagte er tonlos. »Ihren Inhalt kennen zu lernen wagte ich nicht; nur ein einziger, unerläßlicher Blick auf das erste Blatt orientirte mich hinsichts des rechtmäßigen Eigenthümers.«

Der Baron zeigte schon während dieser wenigen Worte die größte Ungeduld. Jetzt reichte er dem Pfarrer plötzlich und in erregtem Gefühlsausdruck die Hand und preßte dieselbe in der seinigen.

»Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer!« sagte er mit Wärme. »So Gott will, ist es grade dies, was ich seit mehren Tagen so vergeblich suchte! . . . Wie kommen Sie zu diesem Heft?« setzte er schnell in plötzlicher Eingebung hinzu.

»Es ward einem jungen Mädchen der Gemeinde am Abend des Brandes von einem jungen Arbeiter, ihrem Geliebten oder Bräutigam, zur einstweiligen Aufbewahrung übergeben, und diese händigte es *mir* ein, als sie ihre geringen Habseligkeiten vor Kriegsgefahr in Sicherheit zu bringen suchte.«

»Wie heißt der Arbeiter?«

»Man kennt ihn nur unter dem Namen Philipp. Ein sonst ehrlicher Bursche, der dies wahrscheinlich nur zu sich gesteckt, um es vor dem Feuer zu schützen.«

»Dank, nochmals Dank, Herr Pfarrer! Eine Belohnung soll dem jungen Mann nicht fehlen! Und jetzt verzeihen Sie meiner Ungeduld, dem Verlangen, den Inhalt dieser Papiere kennen zu lernen . . . «

Benedict sah sich verabschiedet. Er verstand den Baron und erhob sich.

»Gestatten es die Ereignisse, Herr Pfarrer, so mache ich Ihnen bald meinen Besuch!«

Trachenburg begleitete den Pfarrer bis zur Pforte, und ohne ihm nachzublicken, eilte er über den Schloßplatz, auf welchem durch eine dichte Kieslage die Spuren der Verwüstung bedeckt waren, in's Haus zurück. Benedict trat weniger schnell als er gekommen, für den Moment abgekühlt durch den Empfang des Barons, aber desto fester entschlossen, seine Pflicht zu thun, den Rückweg in's Dorf an.



Kurz vor Mitternacht stieg eine hohe dunkle Gestalt vom Schloßberg hinab, vertiefte sich in die Windungen, die in der Richtung nach dem Fabrikhause in's Thal führten, und blieb auf einer Felsenplatte stehen, um, den Blick nach diesem Hause gewendet, mit gekreuzten Armen das in tiefster Ruhe daliegende Gebäude zu betrachten. Heiß mochte das Blut in der Stirn des nächtlichen

Wanderers circuliren; er lüftete den schattigen, runden Filzhut, strich sich das Haar zurück, warf sich auf den magern Grasboden, der die Felsplatte bedeckte, starrte unverwandt in derselben Richtung in die Nacht hinein, sprang in seiner Ungeduld wieder auf und eilte in's Thal hinab.

Eine Viertelstunde später tauchte dieselbe Gestalt im Fabrikwege wieder auf, erkletterte denselben, die Windungen vermeidend, und stand alsbald, das Plateau erreichend, vor dem hohen Eisengitter des Rasenplatzes, in dessen Mitte selbst die Fontaine, wie Alles hier oben, ihre Arbeit eingestellt hatte.

Tiefe Stille. Nur dann und wann drang aus den Thälern das Echo des Gebells eines wachsamem, mißtrauischen Hundes herauf und von Westen her ließ sich ein vorübergehendes, dumpfes Rollen vernehmen, dasselbe, welches die deutschen Grenzbewohner allnächtlich hören wollten: das Heranrollen großer und schwerer Bahnzüge, durch welche, wie man behauptete, die feindlichen Truppenkörper zur Grenze geschafft wurden.

So still, so friedlich lag Alles in der Nacht; so angsterfüllt und deshalb vielleicht schlaflos hielt sich Alles, was Leben hatte, in Haus und Hütte versteckt!

»Dort, an jener Stelle saß sie, als ich zum ersten Mal hier eintrat,« murmelte der Nächtliche, die entblößte Stirn an den Eisenstäben kühlend. »Sie war zurückhaltend, scheu, befangen, wortkarg; aber ich hätte ihr zu Füßen sinken, diese reizenden Elfenfüße umklammern und rufen können: ich liebe Dich, ich bete Dich an, Dich,

meine Göttin, mit dem ernsten, zurückweisenden Blick, der den Himmel zu verbergen sucht, der doch nur für uns Sterbliche geschaffen ist! . . . Und als ich sie wieder sah, als sie dem Eindringling nicht mehr zu zürnen schien, als sie so ernst, so sinnend, lauschend blickte mit dem wunderbaren Zauber ihres Auges, als ihre Stimme, deren Klang Tag und Nacht in meiner Seele fortzittert wie der Hauch des Windes in der Aeolsharfe, als diese Stimme zu mir sprach, freundlich, milde, ohne Ahnung von ihrer Sirenen-Gewalt, während doch ihre kalten Worte mir zugleich Verzweiflung in's Herz träufelten . . . ja da war ich, ein Spielball meines Begehrens und zugleich dieser Verzweiflung, dem Wahnsinn nahe, der mir den Schlummer raubte, mir unaufhörlich zuflüsterte: sie *muß* Dein sein, sie wird es sein! . . . Und jetzt hat dieser Wahnsinn die Wahrheit gesprochen! Hier an dieser Brust, schöne Ophelia, wie Dich der Selige im Entzücken von Deiner Schönheit, Deiner Anmuth nannte, hier an dieser Brust liegt Deine Hochzeitsgabe oder Dein . . . Verderben!«

Und wieder ließ er die heiße Stirn an die Eisenstäbe sinken, vor sich hin brütend, wie sich selbst vergessend, dann aber plötzlich in seinem Paroxysmus das Gitter rüttelnd, daß die Eisenstäbe rasselten.

»Werda! . . . Antwort, oder ich gebe Feuer!« donnerte seitwärts von ihm eine tiefe, grobe Stimme in kurzer Entfernung.

Aus seiner Ekstase zu sich kommend, das Antlitz hastig und erschreckt unter den Filzhut bergend, blickte er verwirrt und ängstlich um sich.

»Noch einmal: Werda!« donnerte der getreue Thor-
mann, der eben wieder die Runde machte, sein altes ro-
stiges Gewehr an die Backe legend.

»Gut Freund!« entschloß sich Trachenburg endlich
furchtsam zu antworten, mit Recht besorgend, daß die
über das Plateau schallende Stimme die Familie im Hau-
se aus dem Schlafe rufen könnte.

»Gut Freund? Was hat man da am Gitter zu suchen
und wie heißt man?«

Der wachsame Aufseher ließ das Gewehr sinken, als
Trachenburg einige Schritte ihm entgegentrat und ihm
mit der Hand winkte.

»Sie sollten doch Ihren Nachbar drüben vom Schlosse
kennen!« sagte dieser mit halblauter Stimme, die trotz-
dem auf der Höhe weithin trug.

»Ah, *Sie* sind's, Herr Baron! ... Ja, zum Teufel, was
treibt Sie denn zur Nachtzeit hier oben umher? Es sind
gefährliche Zeiten, in denen man auf dem Posten sein
muß vor dem Fledermaus-Gesindel, das hier nur auf das
Signal zu Mord und Brand wartet! Aber selbst wenn die
Franzosen kommen, mit einer Compagnie nehmen wir es
hier schon auf; verlassen Sie sich drauf!«

»Ein heftiger Kopfschmerz, lieber Freund, läßt mir
Nachts keine Ruhe! Ich suchte die frische Luft hier oben
und kühlte meine Schläfe an dem Gitter.«

»So so! Na aber das Gitter pflegt doch sonst nicht so
leicht zu wackeln, wenn man den Kopf dran legt ... Ich
will Sie indeß nicht länger stören, Herr Baron ... Gute
Nacht! Es ist spät und am besten, zu Bette zu gehen!«

Damit wandte ihm Thormann den Rücken und schritt gravitatisch das Gitter entlang um die Ecke desselben, um den Nachtwandler von dort noch heimlich zu beobachten.

»Sonderbare Manier, sich die Kopfschmerzen zu curiren!« brummte er vor sich hin. »Stehlen und einbrechen kann doch so ein Mann nicht wollen; ich werde also meinem Chef davon nichts sagen, aber trauen thu' ich dem fremden Herrn nicht, der uns so hierher geschneit ist und es möglicherweise gar mit dem Feinde halten kann! ... Werde mich morgen doch im Dorf näher über ihn erkundigen, wenn er auch meines Herrn Freund sein mag!«

Thormann führte sein Vorhaben aus. Am andern Tage hörte er, daß der Baron der Kirche eine bedeutende Summe geschenkt, daß derselbe mit keinem Andern als mit dem Pfarrer verkehre, der an diesem Tage Aufruhr und Landesverrath gepredigt, und deshalb hielt er es wenigstens für bewandt, seinem Chef einige warnende Worte zu sagen.

5. DAS MESSER AN DER KEHLE.

Hätte Thormann seinem Chef das Abenteuer bei der gestrigen Ronde erzählt, der Letztere würde den Vermuthungen seiner Gattin mehr Gehör geschenkt haben; denn unmöglich hätte er des Barons nächtliche Wanderung, sein sonderbares Verweilen an dem Gitter anders als eine Liebesthorheit beurtheilen können.

Inzwischen herrschte im persönlichen Verkehr der beiden Nachbarn etwas Gezwungenes, das Beide zu verbergen suchten um es absichtslos durch außerordentliche Höflichkeit erst recht merkbar zu machen.

Trachenburg's feiner gesellschaftlicher Schliff, sein überaus verbindliches Wesen hatte etwas Lauerndes und Schleichendes. Ließ er die Wimper über das glühende Auge wie eine Gardine herabsinken, so geschah dies, um unter diesem Vorhang des Fabrikherrn Miene sorgfältig zu beobachten. Sein Antlitz erhielt dadurch eine melancholische Abspannung, seine Züge, sobald sie nicht von dem Feuer seiner Augen beherrscht und belebt waren, traten dann in ihre Rechte und zeigten eine Verlebtheit, eine Mattigkeit und Trägheit, wie sie ein langer Kampf hinterläßt.

Selbst die peinlichste Toilette, die Anwendung der ausgesuchtesten kosmetischen Mittel verdeckte nicht ganz die Schlaffheit dieser Züge und auch diese Kunst verlor ihre Wirkung, wenn das Auge ruhte oder sich absichtlich verschleierte.

Ofelius beobachtete dies wenig. Der Baron überragte ihn an Körperlänge um fast einen Schuh, es war ihm also unbequem, seinen Gesichtskreis so hoch nach oben auszudehnen, und wie dies immer ist, ersparte es ihm die Mühe, Eindrücke in sich aufzunehmen, die er für überflüssig hielt.

Es war die Aufmerksamkeit selbst gegen seinen Gast, und wenn in dessen Gegenwart einmal eine Wolke über

seine Stirn zog, so war's immer, wie er selbst gern gestand, die Angst um die nächste Zukunft und das, was sie bringen werde. Desto aufmerksamer betrachtete Leontine den Gast. Unwillkürlich gedachte sie immer wieder der Aeüßerung des verstorbenen Barons hinsichts der Beurtheilung der Frauen, und jedesmal durchbebte sie dabei ein Frösteln.

Sie kannte die Absichten des Gastes, und anstatt dieselben mit der Unabhängigkeit, welche ihr die Eltern gestatteten, zu bemitleiden, zwang sie ein geheimes Motiv, vor demselben zu zittern. Baron Trachenburg war in ihren Augen ein Gesellschaftsmann der feinsten Nuance. Sie konnte sich von seiner Unterhaltung zeitweise hinreißen lassen, ihm mit voller Theilnahme lauschen, auch seine Weltanschauung, die er offenbar ihr zu Gefallen modificirte, mit Aufmerksamkeit hinnehmen, wenn ihr dieselbe auch oft bizarr erschien. Sie fand sogar in seiner Stimme einen Wohlklang, der unwillkürlich fesselte; aber wenn sie ihm mit ihren großen, sanften, hellbraunen Augen in's Antlitz schaute, was nicht immer zu vermeiden war, zerriß das Netz, mit dem er sie umstrickt hatte. Sie entfärbte sich, ohne es hindern zu können; sie erschien plötzlich nervös, unaufmerksam, fühlte sich genirt und mußte sich erst sammeln, um mit Tact einen Ausweg aus des Barons Unterhaltung zu suchen.

Trachenburg mit seiner Lebenserfahrung mußte dies empfinden. Er besaß aber Selbstbeherrschung genug, um

nicht aus der Rolle zu fallen. Sein Ton wechselte um keine Octave, seine Stimmung um keine Schattirung. Er hütete um so sorgfältiger den Faden seiner Unterhaltung und dennoch hätte wohl ein leises Zucken um seinen Mund, ein flüchtiges, verstecktes Blitzen aus seinen Augen andeuten können, daß er sich selbst kein Hehl aus dieser Entdeckung machte, daß dieselbe ihm doppelt fühlbar. Jedesmal nämlich verlangte er, in's Schloß zurückgekehrt, von seinem Spiegel Rechenschaft über die Ursache dieses Eindruckes und corrigirte an sich, so weit es eben in der Tragweite künstlicher Hilfsmittel lag.

Er täuschte sich als erfahrener Mann auch nicht über die Gewalt derselben. Mochte er seine Worte, sein Wesen mit dem ganzen Schmelz des schönsten Falters übertünchen, das furchtsame Mädchenauge erkannte unter demselben den Stempel des Roué! Und mochte er in der Virtuosität seiner Unterhaltung dieselbe noch so sorgfältig überwachen, der zarte Sinn der reinen Seele witterte zuweilen doch den Moschusduft moralischer Verderbtheit.

Was jedoch den peinlichsten Eindruck auf Leontine machte, dessen sie sich nicht zu erwehren vermochte, wie viel sie auch mit Vernunftgründen dagegen ankämpfte: dieser Baron von Trachenburg, über dessen Leben Niemand genaue Auskunft zu geben vermochte, er war jedenfalls derselbe Camaldulenser-Mönch, und wie er dorthin in die Kutte gekommen, wie er aus derselben so plötzlich hierher gekommen, das mochte immerhin räthselhaft, undenkbar erscheinen. Aber Leontine, in deren Seele und Auge stets eine Schildwache stand, sobald er

kam, blieb dieser Ueberzeugung um so fester, als sie trotz all' seiner Geistesgegenwart und Gewandtheit ihn dennoch auf Momenten ertappt haben wollte, die ihr unverkennbare, untrügliche Anklänge an diese Erinnerung waren.

Bei Trachenburg's täglichem Besuch und der Durchsichtigkeit seiner Absichten wuchs die Ueberzeugung von denselben in Leontine zu einer Angst, die ihr die Brust zusammenschnürte.

Die Eltern wußten nichts von dem Gelöbniß, das sie Erich gethan, und dieses arme Herz blutete, wenn sie an die Todesgefahren dachte, welchen *er* entgegenging. Es zuckte schmerzhaft, wenn die Mutter scheinbar unbefangen ein Wort über des Barons eigenthümliche Anhänglichkeit fallen ließ und in der Anwesenheit eines Freundes wenigstens einen Trost für die bedrohliche Lage des Hauses erblickte, während Leontine entrüstet es für ehrlos von Seiten des Barons erklärte, als Officier der Gefahr des Vaterlandes mit einer solchen Gleichgiltigkeit entgegenzusehen. Selbst wenn er in fremden Diensten gestanden, müsse er jetzt erkennen, was seine Pflicht sei.

An dem Abend als Thormann seinem Chef im Fabrikhause, seine Warnung wenigstens nicht unterdrückend, den wahrscheinlichen Besuch des Barons meldete, den er auf dem Wege gesehen, trat Ofelius mit schwerem Herzen in's Haus.

Zwar die Spuren der Schmerzens-Ausbrüche, denen er sich, wie ein krankes Wild das Dunkel suchend, überlassen, waren auf seinem Antlitz vermischt, aber in ihm zitterten sie noch wie stark bewegte Saiten. Sein Gemüth, das unter der vereinten Wucht der Sorgen, keinen Ausweg, keine Rettung sehend, nur hinter der letzten moralischen Kraft seine fast unheilbare Zerrüttung verbarg, war kaum noch im Stande, ohne sich zu verrathen, die Maske zu tragen, welche die Rücksicht für seine Familie und für Andere ihm nothwendig machte.

»Ich wollte, der Baron ersparte uns seine Aufmerksamkeiten,« seufzte er vor sich hin. »Die Zeit ist nicht geeignet für gesellschaftliche Convenienzen, und er selbst müßte fühlen, wie es einem Manne zu Muth ist, der jeden Tag darauf gefaßt sein kann, sein Eigenthum vernichtet zu sehen. Freilich, er selbst scheint für sich wenig zu befürchten; seine Unbefangenheit müßte fast zu dem Verdacht führen, den Thormann angeregt. Mag der Abgrund vor uns gähnen, er behält seine Ruhe, ja es scheint sogar, als sei ihm das Alles in gewissem Grade willkommen. Ich kann mir nicht denken, daß er . . . und dennoch . . . Doch Gott bewahre mich vor solchem Verdacht!«

Auf dem Vorplatz, inmitten der kleinen Blumenbeete, deren Geranien, trotz aller Vernachlässigung, die üppigsten Blumen trieben, sah er den Baron stehen und mit Theilnahme die Fontaine betrachten, deren Wasserfläche nur noch durch die Goldfische bewegt wurde, während die Wasserlilien und die Nymphäen in der Sonne dürsteten.

»Der Waldbach thut seine Schuldigkeit nicht mehr, und die Fontaine trauert wie wir Alle, Herr Baron!« rief ihm Ofelius zu, sein Antlitz zu einem freundlichen Lächeln zwingend. »Seit die Schleusen geöffnet sind, ist die Triebkraft verloren.«

Trachenburg ging ihm artig entgegen und schüttelte die ihm gereichte Hand stärker als es sonst seine aristokratische Gewohnheit war.

Ofelius glaubte heute ein ganz besonders häßliches Lächeln auf dem Gesicht des Gastes zu bemerken.

»Ich hoffe, Herr Ofelius, Ihre Befürchtungen und Ihre Vorbereitungen werden nutzlos sein, wenn Sie sich entschließen, wie ich, dem Feinde mit Artigkeit entgegenzugehen, die sicherlich der beste Schutz für unser Eigenthum ist.«

»Schon recht, Herr Baron! So denke auch ich zu thun, aber wir reichen schwerlich aus mit unserer Artigkeit gegen die Kanonen, wenn diese es für gut halten, sich auf diesem strategisch sehr vortheilhaften Punkt hier aufzustellen und die Geschosse der feindlichen Batterien auf diese Stätte zu lenken; oder wenn es gar nothwendig werden sollte, mein Gehöft hier in Vertheidigung zu setzen, und mir Alles wie eine Ruine zu hinterlassen . . . Gott gebe, daß meine Besorgniß grundlos ist!«

Ofelius lud schweigend seinen Gast in's Haus.

»Meine Damen werden Sie allerdings nicht in der Verfassung finden Sie zu empfangen,« setzte er hinzu. »Die Zeit drängt immer mehr, und sie waren heute beschäftigt, Alles zur Flucht bereit zu machen, falls diese nothwendig

werden sollte. Sie wollen zwar unter keiner Bedingung von meiner Seite weichen; ich habe ihnen aber doch einleuchtend gemacht, daß ihre Entfernung unerläßlich werden könne, daß man sich wenigstens auf diese Eventualität vorbereiten müsse.«

»So will ich sie nicht belästigen!«

Der Baron fügte sich bereitwilliger, als Ofelius erwartet hatte.

»Wollten Sie, Herr Ofelius, mir jedoch ein Viertelstündchen Ihrer Zeit opfern . . . «

»Mit Vergnügen, Herr Baron! . . . «

Ofelius' Gesicht nahm wieder die kalte Unbeweglichkeit an, die es in Geschäften zeigte; denn er setzte voraus, es handle sich um solche. Nur zu gut erinnerte er sich, wie sein Nachbar ihn schon einmal um eine *geschäftliche* Unterredung gebeten hatte. Schweigend und ernst folgte er dem Gast und führte ihn von der Terasse in das Zimmer, in welchem er seine Geschäftsfreunde zu empfangen pflegte.

Kälter und steinerner ward sein Gesicht, als er dem Baron gegenüber sich in den Sessel niederließ und denselben dabei nur mit einem flüchtigen, aber scharfen Blick streifte.

Nichts an ihm verrieth, was in ihm vorging. Der Geschäftsmann saß da mit den Fingern über die Nase gleitend, sich dann zerstreut in die Handfläche blickend und sich leise räuspernd, als der Gast noch immer nichts hören ließ.

»Herr Ofelius,« vernahm er endlich die Stimme desselben in etwas nervösem Ton, »der kritische Charakter des Augenblicks, den Sie vielleicht mehr als ich erkennen, zwingt uns, etwaigen Katastrophen, die wir nicht übersehen können, mit Klugheit voranzueilen und zu ordnen, was in dem bevorstehenden Tohuwabohu nicht mehr zu ordnen sein dürfte. Ich entschieße mich deshalb heute in einer Angelegenheit zu Ihnen zu reden, die ich im friedlichen Zeitlauf eben der Zeit überlassen haben würde. Erblicken Sie also hierin keine Uebereilung, zumal meine Wünsche über eine vorläufige Anbahnung, eine Feststellung meiner Beziehung zu Ihnen nicht hinausgehen.«

Der Baron machte eine Pause. Ofelius' Miene verrieth, daß er auch nach dieser Einleitung vorläufig von den Wünschen seines Gastes noch keine Ahnung habe.

»Ich bitte, Herr Baron! . . . «

Ofelius machte eine zur Fortsetzung einladende Handbewegung. Trachenburg schien keineswegs verlegen. Er saß eben nur da wie ein Mann, der wünscht, er sei mit der Unterhaltung zu Ende und kenne schon das Resultat derselben. Die innere Thätigkeit drängte ihm Alles auf einmal zum Munde, und doch mußte er behutsam vorgehen.

»Vielleicht ist Ihnen, Herr Ofelius mein Anliegen weniger überraschend als ich es fürchte,« fuhr er mit sicherem Tone fort.

Ofelius wagte, sein Auge fest und fragend, sogar ermunternd auf ihn zu richten. Des Barons Worte schienen

ihn muthig zu machen, ihn von einem unangenehmen Vorgefühl zu befreien.

»Es giebt Dinge, die sich nicht verheimlichen lassen, wenn wir uns immerhin Mühe geben, sie zu verbergen,« fuhr der Baron mit zartem Tone fort.

Ofelius blickte wieder furchtsam auf. Es stieg ihm diesmal heiß zur Stirn.

»Um so kurz wie möglich zu sein, Herr Ofelius: es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß die persönlichen Sympathien für Sie, die ich zugleich als einen mir sehr lieben Theil der Erbschaft meines Oheims übernommen, doch von einem Gefühl der höchsten Bewunderung für eine Person übertroffen werden, in deren Besitz ich nicht nur den höchsten meiner Wünsche, sondern während der kurzen Zeit meines Hierseins sogar eine Bedingung meines Glücks, meiner Ruhe erblickte ... Nennen Sie mein Geständniß nicht Uebereilung! Absichtslos natürlich hinterließ mir mein Oheim in seinen Tagebüchern eine Charakteristik dieser Person, seines Lieblings, die, wenn ich sie noch nicht gesehen hätte, mich gezwungen haben würde, sie kennen zu lernen, um sie zu lieben, sie zu bewundern, wie es mein Oheim gethan. Das Glück war mir günstig. Ich *lernte* sie kennen, ich mußte sie lieben, und mag es Egoismus sein – er entspringt aus wahrhafter Verehrung –, ich rede zu dem Vater dieser Person, des Fräulein Leontine, eines Mädchens, das ich an bete und *mein* nennen muß.«

Die letzten Worte des Barons waren leidenschaftlich, feurig, heftig sogar. Ofelius, der Geschäftsmann, und vorbereitet, nur als solcher seinem Gaste gegenüberzusitzen, ward stutzig. Er hörte eine Sprache, die ihm als Vater in seiner nüchternen häuslichen Sphäre ziemlich fremd war.

Des Barons Antlitz hatte den Stempel und die Farbe der Leidenschaft angenommen; aus seinen Augen leuchtete es wieder raketentartig. Der Gefühlsausdruck des Gastes war dem Biedermann eine Ueberrumpelung, für die er im ersten Moment keine Antwort fand. Verlegen senkte er den Blick vor den heiß, in höchster Spannung auf ihn gerichteten Blicken. Er knetete sich zerstreut die Hände, zog die Füße an sich, biß die Lippen zusammen und stieß einen verdrossenen Ton aus.

»Ich erwarte Ihre Entscheidung, Herr Ofelius!« tönte ihm die Stimme des Barons in den Ohren, so fordernd, so ungestüm, in einer Klangart, die nach seinem Gefühl einem Manne nicht geziemte, der als *Bittender* um einen so hohen Werth hier vor ihm saß.

Ofelius hob den Blick zu seinem Gast mit der Absicht, sich ihm in seiner ganzen väterlichen Würde zu zeigen. Er erbleichte aber; seine auf dem Knie liegende Hand bebte plötzlich und zitternd suchte sie sich auf demselben festzuklammern. Er senkte das Auge nieder. Fassung gewinnend, nahm sein Antlitz wieder die gesündere Farbe an. Wie gewöhnlich in heiklen Angelegenheiten, fuhr er sich indeß mit der andern Hand hin und her über den Schädel und das graue Haar und stieß einen Seufzer aus.

»Herr Baron,« antwortete er endlich, tief Athem schöpfend und verlegen nach Worten suchend, »ich gestehe, Sie machen mir den Kopf warm mit einem Verlangen, auf das ich wirklich nicht vorbereitet sein konnte! . . . Sie kennen meine Hochachtung für Sie! Sie wissen auch von den aufrichtigen Freundschaftsgefühlen, die zwischen Ihrem seligen Oheim und mir . . . Gewiß! Sein Sie überzeugt, ich höre es gern, wenn Sie sich auf diese berufen! Es thut mir wohl, an jene schöne Zeit erinnert zu werden, in der es uns noch vergönnt war, die Segnungen des Friedens zu genießen, aber . . . um schließlich zur Sache zu kommen . . . Sie sehen mich so überrascht und grade in einer Zeit . . .«

Ofelius wußte nicht zu Ende zu kommen. Die Sache war ihm zu peinlich!

»Grade *diese* Zeit, Herr Ofelius, drängte mich eben, meine Bitte auszusprechen, wie ich schon anzudeuten wagte! Bin ich so glücklich, nicht abgewiesen zu werden, so würde ich einen gerechten, vollgiltigen Anspruch haben, Fräulein Leontine vor jeder Gefahr unter meinen Schutz zu nehmen, und dieser Schutz dürfte nicht unwirksam sein! Ich habe bei dieser Gelegenheit nicht nur das Recht, sondern zur Unterstützung meiner Bitte die Pflicht, Ihnen über mein bisheriges Leben einige Andeutungen zu machen, die Sie von mir verlangen dürfen, und diese werden Ihnen auch Aufschlüsse über mein in gewissem Grade neutrales Verhalten in so kritischer Lage gewähren, das doch auch Ihrer Beurtheilung unterliegt.«

Ofelius fuhr sich wiederum über den Kopf, als wolle er andeuten, daß ihn diese Mittheilung, die er nicht zurückweisen konnte, nur in noch größere Verlegenheit setzte. Er rückte ungeduldig auf seinem Sessel hin und her.

»Ich stand anfangs in österreichischen Diensten, wie ich Ihnen gesagt zu haben glaube,« fuhr der Baron fort, ohne sich stören zu lassen. »Die Unthätigkeit des Garnison-Dienstes als Cavalerie-Officier in einem der elendesten, abgelegensten Orte trieb mich, diesen Dienst aufzugeben und in die französische Armee zu treten. Ich fand aber auch in dieser nicht, was ich suchte, und habe auch diesen Dienst also vor Kurzem verlassen. Inzwischen fügt es der Zufall, daß der Höchstkommandirende der eben in Organisation begriffenen französischen Rhein-Armee früher mein Vorgesetzter war, mit dem ich im besten Vernehmen stehe. Ihnen wie mir wird dies ein wirksamer Schutz sein und sicher bedarf es zur Zeit nur einer Meldung an den Marschall, um diese Stätte hier vor jeder militärischen Belästigung zu sichern, wenn die Kriegereignisse ihm das irgend gestatten ... Sie sehen, Herr Ofelius, ich bin aufrichtig gegen Sie und erwarte jetzt ein Gleiches von Ihnen.«

Ofelius sehnte sich durch die letzten Mittheilungen nicht angenehm berührt.

»So, so! Sie waren also in französischen Diensten, Herr Baron!« sagte er gedehnt und die Gelegenheit ergreifend, von dem kitzlichen Thema abzukommen.

»Wie ich sagte, Herr Ofelius! Der Gedanke lag mir um so näher, als auch mein Großvater schon einen hohen

Rang in der napoleonischen Armee bekleidete. Durch eine Blessur untauglich geworden, kaufte er sich in *diesem* Lande an, dessen Beziehungen zu Frankreich damals bekanntlich sehr intime waren, und von jener Zeit ist unsere Familie mit Frankreich liirt geblieben. Daß ich also meine Sympathien zwischen Deutschland und Frankreich jetzt theilen muß, ist die Schuld einer Familienüberlieferung, für die *ich* nicht kann. Sie sehen jedoch, wie gern ich mich diesem Lande, meiner eigentlichen Heimath, attachire, indem ich suche, mich durch die heiligsten Bande an dasselbe zu knüpfen. Der Gedanke an ein Vaterland ist ohne Frage ein großer und schöner; wenn man aber, wie ich, ein Lanzknechtleben geführt, so verblaßt er in uns und ich kann ihn nicht herrlicher in mir wieder beleben, als durch den Schritt, zu welchem mich die aufrichtigste, wahrste Verehrung eines Wesens führt, in dem ich die Verkörperung alles Schönen und Edlen erblicke.«

Der Baron hatte Ofelius geschickt wieder auf sein Thema zurückgeführt und dieser sah sich abermals in die Enge getrieben.

»Herr von Trachenburg,« begann er, sich mit beiden Händen wieder die Knie reibend, »ich irre wohl nicht, wenn ich aus Ihren Worten entnehme, daß meine Tochter nichts von Ihrem mir sehr ehrenvollen Antrage weiß?«

»Sie irren allerdings nicht, Herr Ofelius! Die Zeit meines Hierseins war noch zu kurz, um eine directe Erklärung dem Fräulein gegenüber rechtfertigen zu können. Gedrängt aber durch die unseligen Zeitverhältnisse, die

unvorbereitet zwei Völker gegen einander in den Krieg stürzen, mußte ich meine Zuflucht zu Ihnen nehmen. Ich führe, daß mich ein Vorwurf von Seiten des Fräuleins treffen darf, aber die Umstände werden mir zu einiger Entschuldigung dienen.«

»Gewiß, Herr Baron!« Ofelius' Stimme war sanft und beschwichtigend. »Aber Sie ermessen, wie bedenklich, ja wie unverantwortlich es wäre, unter dem Druck unglücklicher Verhältnisse über das ganze Lebensglück eines Kindes entscheiden zu wollen, abgesehen davon, daß es nicht nur mein Wunsch, sondern meine Pflicht ist, diese Entscheidung ganz meiner Tochter selbst zu übergeben ... Lassen Sie uns Zeit, Herr Baron! ... Vielleicht geht ja die ganze entsetzliche Katastrophe schneller und schonender an uns vorüber, als wir zu hoffen wagen. Es würde mir eine Unmöglichkeit sein, Ihren Wünschen so schnell entgegenzukommen, wenn mir dies überhaupt ...«

Trachenburg's Antlitz hatte sich plötzlich entfärbt. Eine Bewegung des Unmuths unterbrach den Fabrikherrn, der in diesem so glatten, sein Aeußeres so sorgfältig controlirenden Manne eine Heftigkeit ausbrechen sah, die ihn frappiren mußte.

»Unter dem Druck unglücklicher Verhältnisse!« rief Trachenburg, und sich plötzlich wieder mäßigend, in sanftem, fast schmeichelndem Tone setzte er hinzu, ein gleißnerisches Lächeln forcirend, das Ofelius mehr als seine schnelle Aufwallung erschreckte: »Wenn es nun an

uns liegt, diesen Druck zu beseitigen, so weit dies überhaupt in unserer Macht liegt, und wenn ich Ihnen, Herr Ofelius, hierzu meine Hand reiche, wie dies eben geschieht! Ein Krieg ist ein furchtbares Verhängniß, aber er ist doch nur die brutale Form all' der kleinen moralischen Kriege, welche die Gesellschaft unter sich führt, und wenn ich mein Lebensglück vor demselben gesichert sehen will, so veranlaßt mich hierzu die Klugheit, die doch unser Aller Führerin sein soll! Es handelt sich ja für Sie, Herr Ofelius, nur um die Frage an sich selbst: wollen Sie mich, und um die Ihrer Tochter zu stellende Frage, ob sie den Antrag acceptire.«

Ofelius ließ wieder eine Pause verstreichen. Heißer ward's ihm um den Kopf und wie ein Centner lag's ihm auf der Brust.

»Betrachten Sie es nicht als undelicat,« fuhr Trachenburg fort, »denn Sie sind nicht nur Vater, sondern auch Geschäftsmann, wenn ich zur Unterstützung meiner Bitte hinzusetze . . . « hier hob sich sein Ton, »ich überreiche meiner Gattin als Morgengabe drei Documente, in deren Sicherheit Sie keinen Zweifel setzen werden, das eine in einem fälligen Wechselbetrage von fünfzigtausend, die beiden anderen in der Höhe von je fünfunddreißigtausend Gulden, stehe auch bereit, ihr in den Ehepacten die volle Berechtigung an meinem übrigen, nicht unbedeutenden Vermögen einzuräumen. Und jetzt, Herr Ofelius,«

der Baron erhob sich mit einer artigen Verbeugung, »gestatten Sie mir, in Betracht der zur Entscheidung drängenden Verhältnisse, die Ihrige bis morgen Abend erhalten zu können.«

Mit übertriebener Artigkeit reichte Trachenburg dem verblüfften Ofelius die Hand. Dieser nahm sie, ohne ein Wort zu äußern, und ehe er dieses noch zu finden vermochte, hatte der Baron mit einer abermaligen tiefen Verbeugung das Zimmer verlassen.

Ofelius stand da wie eine Statue, Minuten lang, regungslos. Dann plötzlich hob er beide Hände und barg sein Antlitz in denselben.

»Auch *das* war mir nicht erspart! . . . Auch mein Kind, mein armes, unschuldiges Kind!« schrie er, von Schmerz überwältigt.

Und unfähig, sich aufrecht zu erhalten, brach er laut aufschluchzend zusammen.

So fand ihn Rudolf, der eben von einem Ausflug zurückkehrte, den er in südlicher Richtung durch das lange, sich meilenweit an der Grenze hinziehende Thal gemacht, um sich zu überzeugen, ob noch immer keine Hülfe zu erwarten sei.

Freudig kehrte er zurück, den Seinen zu melden, daß sich die Truppen in Massen über Landau heranzwölzten, wenn auch auf preußischer Seite nach Forbach zu Alles noch still und regungslos war. Ueberglücklich umarmte er die ihn empfangende Mutter und Schwester, und während Trachenburg sich eben durch die in den Fabrikhof

führende Thür unbemerkt entfernte, eilte er zum Vater, um diesen in fast bewußtlosem Zustande zu finden.

Nur zwei Augen hatten den Baron durch das Fabrikthor sich entfernen gesehen, als Rudolf aus dem flüchtigen Gefährt sprang, in welchem er sonst gern die Umgegend zu durchstreifen suchte – es waren die Leontinens.

Sie allein wußte also, wem sie des Vaters trostlosen Zustand verdankte, und jammernd, die Hände ringend, schritt sie in ihrem Zimmer hin und her, als der Unglückliche wieder zu sich gekommen war und allein zu sein verlangt hatte.

6. EIN MADONNEN-CULTUS

Die Bewohner des Ortes waren in höchster Aufregung. Sie waren voll Angst und Zagen in Menge zum Pfarrer gelaufen, um im Drange der Noth bei ihm Rath und Trost zu suchen. Und Benedict, der von der Kanzel in Flammen redete, er sprach zu ihnen mit himmlischer Ruhe; er versicherte die Verzagenden, Gott werde sie schützen, wenn sie am Glauben festhielten, und ermahnte sie, zu beten, damit er ihre Treue erkenne; denn nur im Gebet sei Schutz gegen die unmittelbaren Gefahren, mit denen sie bedroht seien.

Und wieder eilte Benedict in wahrem menschenfreundlichen Eifer von Haus zu Haus, zu Denen, die er als seine Besten und Eifrigsten erkannt, und wenn er schied, klammerten sich die Kinder ängstlich und weinend an ihn, aufgereggt und in Furcht gejagt durch das, was der

Pfarrer ihnen Unverständliches oder Beängstigendes gesprochen.

Inzwischen übte die Haltung des Geistlichen innerhalb der kleinen Gemeinde wirklich einen beruhigenden, das Vertrauen stärkenden Einfluß, dem auch die andauernde Stille, das Ausbleiben gewaltsamer Ereignisse zu Hilfe kam.

Die Frauen, welche in den ersten Tagen jammernd die Hände gerungen, mit Thränen in den Augen Alles zusammengepackt hatten, um es zu retten, ja sogar das Gemüse aus den Gärten gerissen, die Kuh aus dem Stall fortgetrieben, um sie nicht dem Kriege zum Opfer fallen zu lassen, sie bereuten jetzt ihre Ueberstürzung und begannen Muth zu fassen. Und dennoch, wenn eins der buntfarbigen Rinder sich aus seinem Versteck losgerissen hatte und weidend auf dem Plateau erschien, glaubte man, eine französische Vedette zu sehen, und: ›Der Feind ist da!‹ schallte es durch das ganze Dorf.

Desto größer ward inzwischen die materielle Noth. Es mangelte an Allem, sogar am täglichen Brod, und man schlug sich um das wenige Gebäck, das von der Bäckerei des Dorfes noch hergestellt wurde. Meilenweit lief man hinaus in die unzugänglichsten Schluchten, in welchen man das Vieh vor dem Feinde geborgen, um den hungernden Kindern noch ein wenig Milch zu schaffen, und mit kummervollen Blicken zertheilte man die trockenen Brodrinden, die so sorgfältig aufbewahrt wurden.

Benedict war unermüdlich, um mit seinen geringen Kräften zu helfen, wo sich die Noth am größten zeigte.

Die Küche seines Pfarrhauses, deren Herd seit dem Tode des Vorgängers kein Feuer gesehen, war den ganzen Tag hindurch belebt. In großen Kesseln wurden Suppen gekocht für die Zurückgebliebenen Derer, welche zum Kriegsdienst eingezogen worden, und die Gemeindegasse mußte zu Hilfe kommen, als Benedict's eigene Mittel schnell erschöpft waren.

Babette war der Engel des Dorfes geworden. Auf Benedict's Wunsch hatte sie, unterstützt von einigen jungen Frauen und Mädchen der Gemeinde, die Speisung der Hilfsbedürftigen übernommen, und rastlos war sie von Sonnenaufgang bis zur Nacht im Pfarrhause thätig.

Benedict selbst überwachte das fromme Werk und die Vertheilung an die Nothleidenden. Mit inniger Freude sah er die Unermüdlichkeit des schönen Mädchens, für das keine Aufgabe zu schwer war. Und Babette, das üppige dunkle Haar im Nacken zusammengebunden, mit einer weißen, auf den Schultern festgehefteten Schürze, die ihre schlanke, schön geformte Büste hervorhob, die runden Arme hoch entblößt, geschäftig mit dem großen Gazellenauge Alles ordnend und überblickend – Babette selbst war in diesem Treiben, das so plötzlich die Einsamkeit der Pfarrei belebte, der Gegenstand von Benedict's Bewunderung.

Sie sah es wohl zuweilen wie der Pfarrer ihr so theilnahmsvoll zuschaute; sie *fühlte* es noch mehr, wie dankbar er ihr für so viel Hingabe sei, und lächelte ihn dann harmlos, zufrieden mit sich selber, an. War es ihr doch selbst ein Bedürfniß, sich zu beschäftigen; fühlte sie sich

doch so sicher hier im Pfarrhause, dessen Unantastbarkeit ihr wie ein Hafen in den zu erwartenden Stürmen erschien.

Auf Benedict's ausdrücklichen Wunsch hatte Babette ihren Pflegling dem Vater zurückgeben und mit der Mutter die halb zerfallene Hütte verlassen müssen, um das kleine Gartengebäude des Pfarrhauses zu beziehen, das inmitten des Gärtchens, überragt von den Felsen, getrennt vom Vordergebäude dastand und der Haushälterin des verstorbenen Pfarrers als Wohnung gedient hatte. Mochte jetzt kommen, was da wollte, sie glaubte sich sicher unter dem Schutze des geistlichen Herrn.

Jeden Abend, wenn das schwere Tagewerk zu Ende, wenn die Mutter vielleicht schon die Ruhe gesucht, kam Benedict, um ihr die Hand zu drücken für ihren Fleiß. Er setzte sich dann ihr gegenüber, wenn Babette in ihrem schlichten schwarzen Hauskleide ansruhte. Er sprach zu ihr liebe, salbungsvolle Worte und sie blickte ihn dann unbefangen, voll und groß an, horchte ihm zufrieden lächelnd oder sinnend.

Das waren schöne, farbenprächtige, bilderreiche Schilderungen aus dem dem Laien verschlossenen inneren Leben der Kirche, aus der Leidensgeschichte der Heiligen aus der großen Passion und der Erbschaft des ewigen Martyrium! Das troff aus tausend Wunden von dem Herzblood der großen Dulder, und wie Benedict so excentrisch erzählte, war's dem Mädchen als höre es die Orgel brausen, als umdufte es der Weihrauch, als sängen die Englein im Chor.

Babettens kindliche Phantasie entzündete sich an den, während seiner Schilderung so von heiliger Ueberzeugung flammenden Augen; ihr Blick hing an seinem Munde; ein frommer Schauer durchbebte sie, und lautlos mit halbgeöffneten Lippen, mit wundersam freudigem und doch unter der Gewalt des Vortrags zitterndem Herzen lauschte sie seinen Worten.

Benedict schien das Bedürfniß zu haben, mitzuthemen, was in ihm so überreich lebte; er schien selbst erwärmt, selbst in seiner Begeisterung gestärkt durch eine so empfängliche, in ihrer Einfalt hingebende Zuhörerin. Denn in der Wirklichkeit füllte sein Beruf seine ganze Seele aus, und er selbst that Alles, was die Kräfte derselben zu leisten vermochten, um die weltlichen Anfechtungen niederzukämpfen, denen sie durch unglückliche äußere Zufälligkeiten noch ausgesetzt war. Er selbst hoffte auf Sieg über sich selbst, und was ihm diesen noch streitig machte, war seine Jugend, sein Blut.

So saß er eines Abends wieder Babette gegenüber, als die Mutter des Mädchens schon in dem Hinterstübchen die Ruhe gesucht hatte. Er war von einem weiten Ausfluge zurückgekehrt, heiter gestimmt durch gute Nachrichten, wie er sagte, die er mitgebracht.

Babette war heute schöner, frischer, als er sie je gesehen. Ihre wie immer sehr einfache Kleidung verrieth ausnahmsweise in kleinen Details einige Koketterie. Sie

fühlte das Bedürfniß, in diesen weihevollen Abendstunden, welche der Pfarrer ihr widmete, so schön wie möglich zu erscheinen, ohne andere Absicht als eben die, ihm dankbar zu sein.

Benedict blickte sie lange mit versteckter Bewunderung an. Darauf sprach er einen leisen Tadel über diese Eitelkeit aus. Babette fühlte sich dadurch unschuldig gestraft. Sie senkte den Blick und wagte nicht mehr aufzuschauen. Benedict suchte wieder gut zu machen, was er ihr wehe gethan.

»Ich will Dein Bild, das nicht Dein eigenes ist, nicht durch diesen Flitter entweiht sehen,« sagte er milde. »Daß ich's Dir offen bekenne, mein Kind: nicht Deine Seelenreinheit allein ist, die mich in Dir etwas Besseres finden ließ als Deinesgleichen, als all' die Eitelkeit Deines Geschlechts. In Dessen Antlitz erkannte ich schon am ersten Tage, da ich Dich sah, eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem Madonnenbilde, zu dem ich in unserer Klosterkirche täglich, stündlich gebetet.«

Babette erschra.k Sie war überrascht, und doch wieder – sie fühlte sich erhoben durch diese Mittheilung.

Benedict schaute lange vor sich hin, wie um den Sturm seiner Erinnerung zu beschwichtigen, sich die nöthige Ruhe zu erkämpfen. Dann, anfangs mit weichem, warmem Ton, danach mit steigender Erregtheit, mit dem Bilderreichthum, dessen er in seiner Rede mächtig, schilderte er die Inbrunst, mit welcher er täglich vor diesem Bilde knieend gebetet habe; wie die Madonna vergehend, ihn mit sich selbst versöhnend, Alles was noch Weltliches in

ihm gewesen, ertödtend, auf ihn herabgeblickt – mit dem sanften, himmelsfrommen Auge, das die Vorsehung auch *ihr*, seinem Schützling, gegeben, sicher nicht, ohne auch in sie dasselbe Dulderherz zu legen, das ihr gottgeweihtes Ebenbild geschmückt.

Und Babette, wenn auch sonst ohne tadelnswerthe Eitelkeit hörte ihm zufrieden andächtig zu. Die Worte, die Blicke Benedict's durchschauderten sie und thaten ihr dennoch so wohl; sie beschlichen ihr argloses Herz mit der ganzen unwiderstehlichen Gewalt, die des Geistlichen schönes Organ und seine blüthenduftende Sprache auf die Frauen zu üben gewohnt war. Ein gewisser demuthsvoller Stolz hob ihre Brust; ihre jugendliche Phantasie sah dieses Ebenbild, sich selbst, das Vorbild alles Reinen und Guten, als ein Gegenstand inbrünstiger Verehrung von Seiten der frommen Klosterbrüder, deren reine, entsündigte Blicke sich zu ihm erhoben, grade wie jetzt der geistliche Herr . . .

Babette wagte es in ihrer Verwirrung nicht, den Blick zu ihm zu erheben, wie er da mit so wundervollen Worten auf den Lippen vor ihr saß. Ihr Herz wagte kaum zu pochen, und dennoch hätte es so voll, so übervoll sich ausschlagen mögen, wenn es gedurft hätte, wenn sie den Zauber hätte brechen dürfen, den des Pfarrers Worte über sie ausgossen; wenn sie es nicht für strafbar gehalten hätte durch eine einzige Bewegung die Regungslosigkeit zu stören, zu der sie als Marien-Bild gezwungen war, die Heiligkeit des Momentes zu brechen, welche Benedict's Rede über sie breitete.

Wohl wollte es ihr anfangs erscheinen, als sei es strafbar, frevelnd von ihr, an eine, wenn auch nur äußerliche, Aehnlichkeit mit der allerheiligsten Mutter Gottes zu glauben; aber der Pfarrer selbst erkannte dieselbe ja, und so hatte *sie* keine Schuld. Er saß vor ihr, versunken, fortgerissen durch die fromme Erinnerung an die weihevollen Stunden des Gebetes, das *ihn* aus der sündigen Welt Gott näher geführt ihn so weit über sie erhaben gemacht. Es konnte also keine strafbare Anmaßung, kein Frevel von ihr sein, wenn sie ihn nicht unterbrach, wenn sie mit demuthsvoll gesenktem Blick seinen sie bald durchglühenden, bald durchfröstelnden Worten lauschte. Es war ein Himmelsdienst, den sie schweigend ohne Anmaßung in frommer Haltung leistete, ohne eigenes Zuthun ohne strafbare Vermessenheit!

Immer glühender wurden Benedict's Worte. Er begann die schöne entsagungsreiche Disciplin des Klosters zu schildern, wie sich anfangs in ihm und seinen Brüdern die Sünde immer wieder gebäuml, wie die Anfechtung, sei es wachend oder träumend, immer wieder an ihn herangetreten, wie er stundenlang vor dem Bilde des Gekreuzigten um Gnade gefleht und er dennoch immer den strengen, unnachsichtigen Richter über sich gefühlt habe; wie er dann endlich todesmatt nach Geißelung und Kasteiung sich vor dem Gnadenbild der allerheiligsten Maria niedergeworfen und zu ihren Füßen Versöhnung mit sich und Gott gefunden.

Ein Schrei der Ueberraschung wollte bei den letzten Worten den Lippen des Mädchens entfliehen, aber Babette erstickte ihn. Ganz hinein versetzt in des Pfarrers hinreißende, so lebenswahre, inbrünstige Worte, die Qualen mitfühlend, welche er durchlebt, seine Zerknirschung vor dem Bilde des Gekreuzigten, seine Versöhnungswonne vor dem der erhabenen Dulderin mitlebend, hatte sie nicht bemerkt, wie Benedict in seiner Ekstase vor ihr hinstürzte. Sie, die nicht aufzublicken gewagt, sah und fühlte nur, wie er bereits vor ihr lag, sein Antlitz in ihrem Schoße barg und laut schluchzend in Verzückung ihre Knie umklammerte.

Ein heißer Kampf durchzuckte des Mädchens ganzen Körper, ihr Antlitz war leichenblaß, ihre Lippen bebten, ihre Augen füllten sich mit Thränen, die ihr den Daknenden verschleierten. Sie fühlte nur, wie er ihre Glieder umschloß, immer heftiger; wie er unverständliche, von Schluchzen unterbrochene dumpfe Worte in ihrem Schoße murmelte.

Sie wagte nicht, seine Verzückung zu unterbrechen, und dennoch wuchs ihre Angst unter seiner festen Umklammerung. Ihre Arme sanken herab, die Thränen rannen über ihre Wangen und befreiten so die Augen endlich von ihrem Schleier. Regungslos, bald hinab, bald vor sich starrend, saß sie da; nur ihre Brust hob sich, nach Luft ringend, ihre entfärbten Lippen öffneten sich. Und höher stieg die Angst aus dem fast stockenden Herzen.

Minuten verstrichen so. Der Bann erlaubte es Babette nicht, sich zu regen. Selbst um diesen Preis erkühnte sie sich nicht, den Knieenden zu berühren.

Endlich beruhigte sich Benedict. Babette fühlte, wie der Druck sich allmählich löste. Sie sah, wie Benedict langsam, beruhigt, mit wunderbar verklärtem, aber todesbleichem Antlitz zu ihr aufschaute, wie er die Arme auf ihre Knie stützte, die schön und schmal geformten Hände faltete und sein nasses Auge mit himmlisch frommem, mildem Ausdruck zu dem ihrigen aufrichtete.

»O verzeih', Du Gottgesegnete!« rief er in weichem, schmeichelndem, des Mädchens Herz aus seiner Angst erlösendem, leise zitterndem Ton. »Verzeih', wenn die Erinnerung an Dein gnadenvolles, erhabenes Ebenbild, dem ich die Befreiung von allen Sünden danke, mich hinriß, Dir, die Du selbst nicht von Sünde frei, zu Füßen zu sinken, um noch einmal mich zurückzuleben in jene schmerzen- und freudenreiche Zeit meiner Läuterung! ... Und Du, Gebenedeite,« Benedict hob Hände und Antlitz und blickte zum Himmel, »zürne mir nicht, wenn ich es wagte, in diesem reinen, aber der Sünde unterworfenen Kinde Dein Ebenbild zu erblicken! Hilf mir zur Sühne, dasselbe Deinem Dienst und dem des heiligen Herzen Jesu zu widmen, dem ich es hiermit weihe!«

Er erhob sich ruhig, würdevoll und drückte seinen sanften Kuß auf des Mädchens Stirn, der das künstlich exaltirte Wesen durchschauerte und es wieder in seine Verwirrung zurückschleuderte.

»Gott und die Jungfrau Maria segnen Dich, mein Kind!« sprach er in seinem gewohnten Ton . . . »Es ist spät und Ruhe uns Beiden von Nöthen!« setzte er in väterlichem Wohlwollen hinzu und verließ das Mädchen, um in seine einsame Wohnung zurückzukehren.

Hier warf er sich vor dem Betpulte auf die Knie. Er betete leise und lange im Halbdunkel des öden Gemachs und erhob sich dann, um das Lämpchen anzuzünden, bei dessen müdem Schein er Abends seinen Studien obzuliegen pflegte.

Benedict's Antlitz, als das Licht seine matten Strahlen zu ihm hinaufwarf, war geisterhaft bleich. Sein Auge flackerte wild und unstät, seine Hand zitterte wie das Flämmchen, das wirbelnd seine schwarze Zunge in die Luft reckte. Scharf und dunkel, eingegraben von einer Leidenschaftlichkeit, die zu Zeiten immer wieder seinen Willen, seine Selbstüberwindung zu Boden warf, zogen sich um seine Augen, durch das Schattenspiel noch tiefer gefärbt zwei fahle Ringe; seine Lippen waren blutlos und seine Schläfe contrastirten heute doppelt durch ihren Elfenbein-Ton mit dem kurz geschnittenen schwarzen Haar, das über dem Ohr einen Halbkreis an diesen Schläfen bildete.

Schweigend, mit herabhängendem in einander gelegten Händen stand er eine Zeit lang da, in das unruhige Flämmchen blickend, das der durch das halbgeöffnete Fenster hereindringende Luftzug hin und her bewegte.

»Es war *kein* Sieg über die Anfechtung!« murmelten seine Lippen fast ohne Bewegung. »Es war nur eine

Rettung im letzten Augenblick, die meiner Seelenkraft mit unmenschlicher Anstrengung gelungen! Es war Frevel, sündhafter, strafbarer Frevel, in einem Weibe, einem sinnlich fühlenden Weibe die Verkörperung des Göttlichen so weit zu feiern, daß ich vor ihm niederkniete, vor einem Geschöpf, das ich doch schon in den Armen eines jungen Mannes gesehen, der es entweihte durch seine Berührung! Aber bin ich nicht auf einem Punkt angekommen, wo ich diese satanische Leidenschaft, die Erinnerung an ein mir unvergeßliches Phantom, wenn sie mich übermannt, mit dem Mantel des christlichen Cultus umhüllen muß, um nicht zu verrathen, was so plötzlich oft in mir tobt und mich im vergeblichen Kampf mit ihm zu vernichten droht? ... Dieses Mädchen, wie es heut Abend vor mir saß, war *sie* in allen Zügen, in ihrer ganzen Gestalt, *sie*, vollendet in der Täuschung, die mich zum Rasen bringen kann! ... Ich glaubte, in Gewöhnung an ihren Anblick durch die Beobachtung aller der Mängel einer niederen Erziehung, einer gewöhnlichen Denkweise, mein Ideal stückweise zertrümmern zu können und so mich zu befreien; aber es liegt in diesem Geschöpf, trotz seiner bescheidenen Herkunft, so viel Schönes, Edles, daß ich mich nutzlos bemühe, es zu profaniren, es minder achten zu lernen! ... Makellos in ihren Formen, in ihrer ganzen Gestalt, schön trotz der Einfachheit ihres Aeußern, schöner vielleicht und plastischer eben deshalb (ein Schauder schüttelte Benedict), ist sie von einer hingebenden Herzensgüte, einer unbefleckten Reinheit des

Gemüths, die in den besseren Kreisen längst verloren gegangen, und zu meinem Entsetzen führt mich der eingeschlagene Weg grade in entgegengesetzter Richtung – in's Verderben, und mit mir vielleicht auch sie, wenn ich nicht besser Wache zu halten vermag!«

Benedict verhüllte sich das magere Gesicht. Ein Angstlaut machte seiner Brust Luft, ohne sie zu erleichtern.

»Ich war ein Thor, ein Verblendeter, ein Spielball absichtlicher Täuschung, als ich auf den Gedanken kam, dieses Geschöpf in mein Haus zu ziehen; denn gelang mir die Rettung heute nur in einem Moment, der mich hätte vernichten können, – wird sie mir das nächste Mal gelingen? . . . Ich will fort von hier, zurück in meine Clausur! Ich will dort bekennen, ich sei noch nicht geheilt, der Teufel erreiche in mir immer von Neuem die Gewalt, die ich bekämpft zu haben glaubte. Ich will eingestehen, daß er mir einen Köder vor Augen geführt, vor dem ich zu Schanden zu werden fürchte! . . . Ja, ja, ich will! Man wird mich noch einmal schützen, noch einmal aufrichten, und ich will ja gern Alles über mich ergehen lassen! Es kostet ja nur einen Entschluß, eine That; ich will ihn fassen, will sie thun! . . . Aber kann ich denn fort von hier, und grade jetzt? Wird man mich nicht doppelter Schwäche zeihen, wenn ich *jetzt* diesen Platz verlasse, wo ich so unentbehrlich bin? Wird man mich nicht doppelter Feigheit anklagen, der Feigheit vor dem inneren und äußeren Feind? . . . Ich kann nicht fort von hier, nicht während der nächsten Tage wenigstens, und diese Tage sind mir

die gefährlichsten, weil ich mit mir selber das schlimmste Spiel gewagt! ... Aber dieses Geschöpf soll fort von hier! Ich will sie dem Burschen nachsenden, an dem ihr Herz hängt! Ich selbst will sie über die Grenze führen, in Nacht und Nebel, und sollte mich unterwegs der Satan wieder anfechten, so will ich sie lieber mit dieser eigenen Hand erwürgen, um Ruhe vor ihr zu haben! ... Ich könnte sie mit mir nehmen, noch diese Nacht, da mich meine Pflicht wieder hinüberryuft! Aber wo finde ich einen Vorwand? Es ist spät ... und die Mutter ... Wie sie von ihr losreißen? Sie würde nicht ohne sie gehen, und malte ich ihr den Tod vor Augen! ... Also morgen! ... Aber morgen? ... Wer bürgt mir für meine Thatkraft morgen? ... Wenn die nächste Sonne wieder so versöhnend über uns leuchtet, strömt sie mit neuen Muth, neues Selbstvertrauen in's Herz; ich fühle mich wieder stark genug, jeder Versuchung zu trotzen; ich lächle über den Gedanken an die Möglichkeit meiner Schwäche, ich verachte, verspote den Gedanken und fühle ein aufrichtiges, lauterer Wohlgefallen für dieses Geschöpf, wenn es mir begegnet ... Das Tageslicht ist meine Stärke; erst wenn die Sonne gesunken, wenn ich den leisesten Schatten sehe, kriecht mir ein seltsames Bangen in's Herz, das, wie ein leichtes graues Wölkchen am Horizont, den Sturm verkündet, und ehe ich noch an Rettung denke, tobt er über mich daher und wirft mich zu Boden!«

Benedict ließ sich verzweifelt in den rohen Holzstuhl sinken. Er barg das Antlitz auf dem Tisch und lag lange regungslos da.

Draußen war's hellgraue Nacht. Die Felsenwände des Thals zeichneten scharf sich an dem grämlichen Nachthimmel ab, an welchem nur hier und da vereinzelt ein matter, glanzloser Stern auftauchte. Der Wind hob sich stärker mit dem Anbruch der Dunkelheit; er schüttelte die mageren weißen Birkenstämmchen auf den Felsrändern, warf die Ranken der Brombeeren und des Wegebreit, die aus den Spalten der die Kirche umgebenden Steinwände herabwucherten, durcheinander und rasselte in den wilden Reben an der Außenwand des Pfarrhauses, in den Ecken und Spalten der Felsen, dumpfe Töne sausend und die Wetterfahne der Kirche herumwirbelnd, daß ihre schrillende Musik sich mit jenen Sturmklängen mischte.

Im Dorfe selbst war Alles todt, denn Niemand wagte, das Haus zu verlassen, und das Bedürfniß gegenseitiger Mittheilung brach immer erst ganz plötzlich aus, wenn irgend etwas Alarmirendes das Dorf durchlief.

Benedict sah und hörte nichts von der grausigen Naturmusik. Er schien zu schlafen, und doch verrieth zuweilen ein Lebenszeichen, daß er noch nicht in sich zur Ruhe gekommen.

Plötzlich gellte ein Pfiff von Westen her, ausgestoßen grade in einem Moment, wo der Wind schwieg.

Wie elektrisirt hob er das Antlitz, das durch seine Lage eine leichte rothe Färbung wiedergewonnen. Er lauschte. Noch einmal und noch einmal derselbe Pfiff, aber leiser und leiser.

»Das Zeichen!« murmelte er, indem er die Stirn stützte, um zu sich zu kommen. »Man erwartet mich! Ich muß gehen, denn es ist unerläßlich, mit meinen Amtsbrüdern drüben zu berathen, was gemeinsam in so schwierigen Zeiten zu thun!«

Träge erhob er sich vom Stuhl. Er richtete sich hoch auf, jagte mit der Hand die düsteren Gedanken aus der Stirn und löschte das Lämpchen.

Wenige Minuten später trat Benedict, von Niemand gesehen, zum Pfarrhause hinaus, schlich im Schatten der Kirche über den Platz und vertiefte sich in die Mündung des westlich führenden Hohlwegs.

Kaum hundert Schritte hatte er hier zurückgelegt, als ihn plötzlich ein heller Lichtstreif blendete, der hinter dem aufgehäuften Geröll und den auf dasselbe herabgestürzten Felsblöcken hervor in schräger Richtung über den Weg fiel.

Ein leiser Ton wie das Locken eines Vogels drang hinter den Steinen hervor und gleich darauf sah Benedict einen Knaben, der, die Laterne schließend, ohne ein Wort zu ihm trat und an seiner Seite weiterschritt.

7. DIE FALSCHER MADONNA.

Kaum hatte der junge Priester das Zimmer Babettens verlassen, als diese, die in ihrer Verwirrung seinen Abschiedsgruß nicht einmal zu erwidern vermochte, ihm nicht einmal nachzublicken gewagt, langsam aus ihrer Regungslosigkeit erlöst ward.

Sie preßte beide Hände auf die Brust, um tief Athem zu schöpfen; sie blickte das Auge weit öffnend, zur Decke; sie richtete sich furchtsam auf, legte die Hände vor die Stirn, starrte vor sich, wie aus Träumen erwachend, und ihre Lippen begannen leise sich zu bewegen.

»Du Gottgesegnete!« flüsterte sie vor sich hin. »So sprach er in seinem Gebet für sich, für mich!«

Ein sanftes Verklärungslächeln trat auf ihr Antlitz, das allmählich wieder seine natürliche Färbung annahm.

»Wie thöricht ich war, so zu erschrecken, als es plötzlich über ihn kam mit der Gewalt des Glaubens, die ihn auf seine Knie streckte und ihn so inbrünstig beten ließ! – Aber ich war ja verständig genug, ihm nicht zu wehren, als er in mir die Aehnlichkeit mit dem Muttergottesbild erkannte, dem er, wie er sagte, seine Läuterung von allen weltlichen Lüsten verdankt! Ich hätte mich wohl schämen müssen, wenn ich thöricht, kindisch genug gewesen wäre, ihn zu hindern, denn Gottes Altar ist ja überall, wo der Mensch ihn anbetet! . . . Wie unrecht Philipp ihm doch that, als er in seiner aufbrausenden Weise mir einen Vorwurf daraus machte, daß der fromme Herr sich unserer annehmen wollte, wie er gegen Alle so gütig ist, die seiner Hilfe, seines Schutzes bedürfen! . . . Und was hätte ich von ihm zu fürchten, da alle seine Gedanken nur dem Himmel gehören, für den er uns würdig machen will! . . . Und wie gerecht seine Inbrunst war! . . . Ist doch auch er so unglücklich, da das Unglück in seine Gemeinde hereinbricht und Alles zu zerstören droht, was er so emsig aufzubauen versuchte!« . . .

Die Stimme der Mutter rief Babette aus ihrem Nachdenken. Zusammenfahrend horchte sie, als habe sie etwas Böses gethan. Dann, sich das Geschehene wieder vorführend, lächelte sie. Noch einmal vernahm sie den aus dem hinteren Zimmer dringenden Ruf.

Babette trat in das Schlafgemach, das Benedict mit all dem geringen Luxus hatte ausstatten lassen, der von seinem Vorgänger im Pfarrhause übrig geblieben war.

»Bettchen, ich habe Alles mit angehört!« sprach die müde Stimme der Mutter. »Er nannte Dich eine Gottgesegnete! Du glaubst nicht, wie stolz ich war, daß er in Dir eine Aehnlichkeit mit dem heiligsten Marienbilde gefunden, zu dem er in seinem Kloster einst gebetet. Und wie stolz würde ich sein, würdest Du ihm nicht nur äußerlich, sondern auch in Deinem Herzen ähnlich. Mehr als je fühlte ich es, wie sehr Dein Verhältniß zu dem wüsten Menschen, dem Philipp, Deiner Seele schaden muß; und doch muß ich es gutheißen; denn ich will Dich nicht allein lassen, wenn ich sterbe . . . Ich will jetzt schlafen, Bettchen! Ich fühle mich so ruhig, so sicher hier nach der Angst, die ich drüben ausgestanden, so lange wir allein waren; wir müssen dem geistlichen Herrn so dankbar sein! Vergiß das niemals, mein Kind!«

Babette antwortete nicht. Schweigend begann sie sich auszukleiden, um ebenfalls die Ruhe zu suchen. Auch in ihre Brust zog anstatt der zurückgebliebenen bangen Verwirrung dasselbe Dankbarkeitsgefühl, von dem die so fromme Mutter eben gesprochen. Sie fühlte das Bedürfniß, sich auszuruhen; denn jene Scene hatte eine gewisse

Abspannung in ihr gelassen, und dennoch fand sie erst nach Mitternacht den Schlummer.

Sobald sie das müde Auge schloß, schrak sie immer wieder auf. Es war ihr, als umklammere der junge Priester ihre Knie, als höre sie sein Schluchzen, und dann wieder lullte sie sein Gebet in eine Art von Halbschlaf, in welchem sie sich rastlos auf dem Lager herumwarf.

Endlich löste sich Alles in Thräne auf, die aus einem ihr selbst unverständlichen Weh ihren Augen entquollen, und da erst fand ihre Brust Erleichterung, ihr Gemüth die Ruhe, die es sonst nicht erst zu suchen gewohnt war.

Was ihr unverständlich, war im Grunde nur die Ueberraschung, sich mit einer selbst in ihren Gebeten unerreicht erhabenen Dulderin in Beziehung gesetzt zu sehen, wie dies durch des Priesters Ekstase geschehen. Und Babette, ein sonst so bescheidenes, aller Unnatur, aller Uebersinnlichkeit fern gebliebenes Gemüth, mußte erst wieder zu sich kommen, erst ihre aufgeregten Nerven, die solche Proben nicht gewohnt, wieder zur Ruhe und ihre Gedanken in das alltägliche Geleise zurückbringen.

Hierin durfte sie allerdings von der Mutter wenig Unterstützung erwarten, die als stumme Zuhörerin inzwischen sich im Bette aufrecht setzend, die Hände gefaltet und mit Inbrunst die Worte Benedict's wiederholt hatte. Sie, die in einem der Weinbaudörfer des Rheingaus von den später durch Mißgunst der Jahre und anderes Unglück verarmten Eltern eine streng orthodoxe Erziehung genossen, sie sah in dem Priester ein dem Himmel näher

stehendes Wesen, das sie und ihr Kind Gott wohlgefälliger machte, indem es sich zu ihrer Armuth und Unbedeutendheit herabließ.

Freilich war der Tochter Gemüthsart wenig für Schwärmererei geneigt; aber die Erziehung und das Vorbild der Mutter hatten sie doch nicht ganz unempfänglich für dieselbe gelassen, und was sie von innen nicht empfand, das ließ sie von außen geduldig auf sich einwirken, zumal unter Verhältnissen, in denen ihr keine Wahl blieb. Philipp war ja fort, die Mutter jammerte fortwährend in blasser Furcht vor den Kriegsnöthen, sie fühlte sich erst beruhigt, als sie sich in sicherem Schutze glaubte, und Babette selbst fand eine Genugthuung, einen Stolz darin, auf des geistlichen Herrn Befehl die Wohlthäterin der kleinen Gemeinde zu werden.

Als sie am andern Morgen, sich ruhiger fühlend und des Abends nur mit einem gewissen frommen Zagen denkend, an ihre Arbeit ging, war sie zwar bleicher in Folge der halb schlaflosen Nacht; aber in ihr war Alles klar und sogar zufriedener als sonst.

Am Vormittage trat Benedict wieder zu ihr. Er schien abgespannt von nächtlicher Unruhe; aber er musterte sie gleich bei seinem Eintritt mit scharfem, halb mißtrauischem Blick. Babette erschrak zwar ein wenig; sie fühlte sich im ersten Moment verlegen; doch fand sie dasselbe demüthige Lächeln wieder, mit welchem sie ihn sonst empfangen.

In Benedict's Aeußerem erinnerte nichts an das Vorgefallene. Er war ernst, fast feierlich, als er ihr seinen

Morgengruß sagte. Vielleicht entdeckte er an ihrer Toilette wiederum dieselbe, wenn nicht sogar noch eitlere Sorgfalt, denn sie erschien ihm noch schöner, bewunderungswürdiger als gestern, und das gab ihm einen Stich in's Herz, denn er sah etwas, das er nicht zu sehen sich vorgenommen hatte.

»Ich war die Nacht hindurch drüben,« flüsterte er ihr zu, so leise, daß die anderen anwesenden Frauen des Dorfes ihn nicht verstehen konnten. »Die Interessen der Kirche erforderten es unter so wüsten Umständen. Ich habe am frühen Morgen, als ich den Rückweg einschlug, Philipp flüchtig gesprochen. Er läßt Dir tausend Grüße sagen und ist glücklich darüber, daß in wenigen Tagen der Einmarsch stattfinden soll. Heute Abend mehr.«

Benedict legte den Finger auf den Mund und wandte ihr den Rücken. Babetts Antlitz färbte sich bis zur Stirn

...

Nur wenige Tage erst waren seit der Flucht des Burschen verstrichen, und das arme Kind fühlte doch schon Sehnsucht nach ihm. Philipp's Flucht war gelungen, während einige andere Bursche an jenem Abend ergriffen und zurückgebracht worden, denen es jetzt schlecht ergehen sollte. Aber sie konnte ihn nicht mehr jeden Abend sehen, und das erst machte ihr klar, wie sehr sie sich an ihn gefesselt. Jetzt hatte der Pfarrer ihr wenigstens Grüße von ihm gebracht, und da war's ihr nicht nur eine Beruhigung, von ihm zu hören, eine doppelte Freude sogar,

weil der Pfarrer selbst ihre Liebe protegirte und dieser also gewissermaßen der schützende Dritte in ihrem Bunde war.

Was ihr dabei das Blut in die Stirn getrieben, war nur die seltsame Weise, in welcher der Pfarrer eben zu ihr gesprochen, als sei ihre Liebe etwas Verbotenes, das er verzeihe gegen seine Pflicht und sein Gewissen, und um hierüber nachzudenken, setzte sie sich mit ängstlich klopfendem Herzen in eine dunkle Ecke.

Es war Alles so verwirrt in dieser Zeit erwartungsvollen Bangens. Philipp war schuldig, strafbar, aber das war ja das einzige Mittel gewesen, ihn ihr zu erhalten. Philipp und der Pfarrer harmonirten jetzt zusammen – dieser wäre also *mit* strafbar gewesen, wenn er nicht die heilige Pflicht gehabt hätte, die Kirche *über* diesen unseligen Krieg zu stellen, die Kirche vor ihm zu retten. Dem Pfarrer, sagte ihr das beunruhigte Herz, konnte nichts geschehen, aber was ward mit Philipp, wenn es schief ging?

Und endlich noch Eins: auf des Pfarrers Wunsch war der kleine Bube, ihr Pflegling, von seinem Vater einer Wärterin in der Stadt übergeben worden. Auch *ihn* vermißte sie, auch um ihn machte sie sich Kummer ...

Babette faltete fromm die Hände und betete zum Himmel, er möge doch endlich diesen entsetzlichen Tagen der Qual und Ungewißheit ein Ende machen.

8. WILDE TAGE.

Was man als unausbleiblich gefürchtet, war geschehen. An einem sonnenhellen Augustmorgen stand Thormann auf seinem Ausguck in dem Mirador des Fabrikhauses, einem kleinen Thürmchen, welches die ganze Umgegend beherrschte.

Den Kopf schüttelnd, vernahm er anfangs ein dumpfes Brummen, dann in langgezogenen, unregelmäßigen Tacten ein in den Bergen wiederhallendes Knattern, das bei der Unthätigkeit der ganzen Grenz-Industrie seine besondere Bedeutung haben mußte. Er sah in den Bäumen der mit dichtem Grün bewachsenen Berggipfel nach Norden zu, gegen Forbach große weiße Wolkenfäden sich durch die Kronengipfel ziehen, in der Sonne in den Zweigen spielen, dann in der hellen Morgenluft aufsteigen und sich über dem Kohlenbecken zu einem dichten grauweißen Schleier vereinen.

»Der Tanz geht los!« brummte der treue Wärter. »Wüßt' ich nur, mit *wem*; denn drüben stehen an der Grenze nur einige Häuflein Fußvolk und ein paar Fähnlein Reiter, die sich schon seit vierzehn Tagen mit ihnen herumneckten, und von Neuenkirchen hab' ich doch gestern Abend erst die Botschaft erhalten, daß man außer einigen Pionnieren, die dort im Bahnhof die Rampen für die Pferde gezimmert, keinen Soldatenrock gesehen! – Daß sie sich drüben bei Forbach während der letzten Tage stark gesammelt, um den Einmarsch zu beginnen, wissen wir Alle. Sie haben endlich auch Proviant bekommen;

denn sie stehlen seit Kurzem am Drahtzuge drüben nicht mehr unter dem Feuer ihrer Posten die Kartoffeln aus den deutschen Feldern, wobei sie den eignen Bürgermeister von Forbach um seine Frucht bestohlen! Mit *wem*, zum Teufel aber, mögen sie denn angebunden haben!«

Thormann sah jetzt auch kleine weiße Wölkchen kerzengrade zum Himmel aufsteigen; er hörte das Brummen der Kanonen, ein anhaltendes, ununterbrochenes Raseln, wie wenn man eine Ankerkette in's Wasser lasse. Und immer wiederholte sich das Brummen, vom Echo der Thäler weitergetragen, immer von Neuem stiegen die kleinen weißen Wölkchen auf.

»Ich will doch Nachricht geben; denn wahrscheinlich können sie schon heute bei uns sein!« Thormann verließ seinen Posten. »Es thut mir zwar leid, meinen armen, noch kranken Chef zu beunruhigen, aber geschehen *muß* es doch, damit sie uns nicht unvorbereitet auf den Hals kommen.«

Thormann hielt es für zweckmäßig, erst Rudolf zu benachrichtigen, der erbleichend, mit vor Schreck beflügelten Füßen den Mirador erklimm und darnach zitternd zu seiner Schwester trat, um sie mit Schonung vorzubereiten.

Leontine las bereits auf seinem Gesicht, was er bringe. Mit blassem Antlitz erhob sie sich von ihrer Arbeit.

»Weiß der Vater schon?« fragte sie, als Rudolf ihr erzählte, was von oben zu beobachten sei.

»Ich fürchte mich, es ihm zu sagen, obgleich er so weit wieder hergestellt sein dürfte. Verschwiegen darf es ihm

indeß nicht bleiben! Die Grenze ist schutzlos nach Norden zu, und der Feind muß schon auf deutschem Boden stehen. Das Nahe-Thal liegt ihm offen, es hindert ihn nichts, mit seinen Massen uns auch hier zu überschwemmen.«

»Ich werde die Mutter aufsuchen!«

Leontinens Lippen zitterten, sie schien rathlos. Wie sehr die Zeit kostbar war, ihr Fuß haftete am Boden.

»Ich werde den Wagen bereit halten, Leontine, damit Ihr, Du und die Mutter, wie verabredet, landeinwärts zum Amtmann Treuherz fahren könnt. Ihr dürft wenigstens nicht beim in ersten Andrang hier sein!«

»Ich bleibe!« flüsterte Leontine. »Ich darf den Vater nicht verlassen!«

»Das sollen die Umstände bestimmen! Jedenfalls muß der Wagen bereit gehalten werden! Ich selbst will lieber den Vater benachrichtigen; denn ich sehe, Du bist nicht gefaßt genug.«

Rudolf stieß in der Thür auf den Baron von Trachenburg, der während der verflossenen Woche sich täglich persönlich nach dem Befinden des Fabrikherrn erkundigt und mit keiner Miene verrathen hatte, daß er um die Ursache seines Erkrankens wisse, oder gar die Veranlassung desselben gewesen sein könne.

Trachenburg's Antlitz zeigte heute keinerlei Aufregung; er erkannte aber an dem Aussehen der beiden Anwesenden, daß diese sich in ungewöhnlicher Verfassung befanden.

»Sie wissen bereits?« fragte er nach einer schnellen und höflichen Verbeugung.

»Der Feind rückt an, man schlägt sich bei Forbach!« rief Rudolf.

»Man *hat* sich geschlagen,« verbesserte Trachenburg mit unerschütterlicher Ruhe. »Eben langte ein Bote an. Die preußische Garnison hat sich zurückgezogen und die Stadt Saarbrücken geräumt. Ich eilte hierher, um zu fragen, ob ich Ihnen in irgend einer Weise behilflich sein könne!«

»Ich danke Ihnen, Herr Baron! ... Ich muß Sie für einen Moment meiner Schwester überlassen, da mein Vater noch nicht benachrichtigt ist!«

Trotz ihrer Angst warf Leontine einen vorwurfsvollen Blick auf den Bruder. Dieser sah ihn nicht und eilte hinaus.

»Empfangen Sie den Ausdruck meines innigsten Mitgeföhls für das Loos, das die Frauen unter so beklagenswerthen Umständen, und also auch Sie trifft, mein gnädiges Fräulein!« sagte der Baron, sich ihr nähernd. »Muth und Fassung wird ja aber auch Dies überwinden helfen!«

Leontine fühlte sich im höchsten Grade belästigt durch sein Erscheinen und die Floskeln, die in einem so kritischen Moment mindestens überflüssig waren. Der Boden brannte ihr unter den Füßen, und dennoch ward sie durch das Gebot der Artigkeit selbst in solchem Augenblicke gebannt.

»Ich werde ertragen, was unvermeidlich ist, Herr Baron!« sagte sie, eine Fassung zeigend, die sie keineswegs

besaß, aber auch in ihren Mienen nicht verhehlend, daß ihr die Stimmung fehle, solche erheucheln zu wollen.

Trachenburg biß sich auf die Lippen. Während seiner Besuche seit jenem Auftritt mit Ofelius hatte eine kühle Höflichkeit gegen ihn geherrscht, die sich mit der Besorgniß um das Leben des Hausherrn entschuldigen ließ. Leontine hatte sich etwas zurückhaltender, aber nicht unfreundlich gegen ihn gezeigt, und Trachenburg konnte immerhin annehmen, daß sie noch nichts von dem wisse, was er ihrem Vater vorgetragen.

Mit Consequenz spielte er indeß seine einmal übernommene Rolle fort und ließ in derselben keine Schattirung gegen früher vermischen – vielleicht gerade deshalb, weil er durch geheime Erkundigungen in der Stadt bei seinem Banquier besser über die Verhältnisse des Fabrikherrn unterrichtet, als dieser ahnte, und deshalb siegesgewiß war.

»Ich bitte dringend um Verzeihung, gnädiges Fräulein,« fuhr er fort, »wenn ich Ihnen begreiflicher Weise in diesem Augenblick lästig falle. Ich konnte ja nicht umhin, Sie noch einmal zu sehen, weil ich voraussetzen mußte, daß Sie, der Galanterie des Feindes mißtrauend, diese Stätte für einige Zeit verlassen würden.«

Leontine fixirte den Baron, ihren Unmuth nicht verhehlend.

»Sie irren! ich weiche nicht von der Seite meines kranken Vaters,« antwortete sie fest und entschieden.

Wie um sie Lügen zu strafen, flog eben Evchen in's Zimmer hinein.

»Leontine, laß uns eilen! Alles, was fliehen kann, flieht. Sie haben die arme Stadt heute mit Bomben in Brand gesteckt; auch Ihr seid bedroht; sie können jeden Augenblick bei uns und auch hier bei Euch sein. Laß den Wagen anspannen, sonst sind wir verloren! Auch der meinige, der vor der Thür hält, steht uns zu Diensten; mein Vater und meine Brüder mußten natürlich zum Schutze des Hauses zurückbleiben!«

Evchen war in höchster Aufregung, ihre ganze Toilette zeugte von der Eile der Flucht.

»Wie ruhig Du dastehst!« setzte sie hinzu, ohne den Baron, der bescheiden zurückgetreten war, eines Blickes zu würdigen.

»Ich bleibe und die Mutter wahrscheinlich ebenfalls,« antwortete Leontine mit Fassung.

»Noch ist keine Gefahr hier; Thormann, der oben Wache hält, wird uns schon benachrichtigen.«

»Welche Unbesonnenheit! Der General Frossard mit drei Armeen wird bald die ganze Gegend überschwemmen!«

Evchen, das von drei Divisionen gehört hatte und Alles schon in Feindes Händen sah, warf sich ermattet und verzweifelt auf einen Sessel und ließ kraftlos den kleinen Reisesack aus ihrer Hand zu Boden fallen.

»Wir werden es bereuen! Du weißt, daß wir armen Mädchen in Kriegszeiten immer der größten Gefahr ausgesetzt sind,« rief sie in ihrer naiven Angst.

»So wollen wir der Mutter Rath einholen; komm, Evchen! . . . Sie verzeihen, Herr Baron! . . . Die Umstände entschuldigen mich!«

Lontine grüßte ihn flüchtig. Evchen, erfreut in der Hoffnung, daß die Tante nicht so tollkühn denke wie ihre Cousine, hängte sich an deren Arm und verließ mit ihr das Zimmer.

Der Baron blickte ihnen ein wenig pikirt nach.

»Die Umstände freilich entschuldigen sie!« murmelte er, sich zum Fenster wendend und zum Fabrikthor hinunterblickend, vor welchem ein mit Koffern bepackter Wagen stand, um dessen Kutscher sich die Dienerschaft des Hauses mit furchtsamen, angsterfüllten Gesichtern sammelt hatte, um von ihm zu hören, bis wann der Feind zu erwarten und ob er ihm schon unterwegs begegnet sei.

Zu seinem Erstaunen sah er gleichzeitig hinter dem Gitter am Plateau-Rande einen Haufen junger und alter Weiber mit ihren Kindern auf den Armen oder an der Hand, mit Bündeln beladen vom Thalwege herauf-tauchen, die sich, von Schrecken gejagt, um das Portal des Fabrikgebäudes drängten.

»Ein *sauve qui peut!*« sagte der Baron vor sich hin. »Die Thörinnen suchen hier Schutz, wo er am wenigsten zu finden ist! . . . Ich bin indessen beruhigt, daß das Fräulein entschlossen, einstweilen hier zu bleiben; ich lasse sie nicht aus den Augen.«

Langsam schritt er zum Zimmer hinaus, den Corridor entlang, dessen letzte Thür auf die Terrasse führte. Er

schien indeß nicht geneigt, das Haus zu verlassen, wohl aber unentschlossen, nach welcher Richtung er sich in demselben wenden sollte. Auch ihm wär's am liebsten gewesen, der Frau des Hauses zu begegnen, die für ihn stets ein geneigtes Ohr zu haben pflegte und ihm sichtbar am meisten wohlwollte.

Plötzlich vernahm er die Stimme des Fabrikherrn, laut, mit Anstrengung. Er trat auf die Terrasse und sah hier Ofelius am Ende derselben, über die Balustrade gelehnt, wie er, der noch kaum Genesene, zu seiner unten versammelten Dienerschaft, den noch zurückgebliebenen Arbeitern und zu den flüchtigen Frauen sprach. Trachenburg lauschte.

Ofelius ermahnte zur Besonnenheit, sprach ihnen Muth ein, schilderte ihnen, daß man ja noch gar nichts über die Absichten des Feindes wisse, daß dieser vielleicht noch gar nicht vorrücke, daß ja inzwischen täglich die schon aus dem Herzen Deutschlands auf dem Marsche befindlichen Regimenter eintreffen könnten. Man solle also nicht den Muth verlieren, solle auf Gottes Hilfe und Deutschlands eigne Kraft bauen, die sie nicht im Stiche lassen würden.

Die Rede des Fabrikherrn bewirkte wenigstens so viel, daß das Schluchzen der Weiber und das Schreien der Kinder aufhörte. Was ihm an Ueberzeugung der Flüchtlinge nicht gelang, das bewirkte Thormann's Stimme. Dieser eben vom Thurme kommend, trat jetzt unter sie, ließ sie ziemlich barsch an, verwies ihnen ihre Zaghaftigkeit und gab ihnen die Versicherung, es sei weit und breit noch

kein Feind zu sehen. Man solle nach Hause gehen, auf das Zeichen warten, das er mit einem Tuch vom Thurme geben werde, wenn er etwas gewahre, und wenn er dies Zeichen gebe, solle man erst recht nicht sein Eigenthum verlassen, um es vor muthwilliger Verwüstung seitens der feidlichen Soldaten zu schützen, damit diese nicht Alles verödet fänden.

Von seiner Frau und Leontine gestützt, von Rudolf und Evchen gefolgt, wandte sich Ofelius zurück, seinem getreuen Thormann den Rest überlassend. Er war bleich, abgemagert, dunkle Falten hatten sich in sein sonst so fleischiges, glattes Gesicht gegraben. Seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, sein Rücken war gebeugt von Schwäche, und sein Fuß schleifte sich müde über die Cementtafeln der Estrade.

Als er des Barons ansichtig wurde, fuhr er leise zusammen, aber doch heftig genug, daß Leontine es fühlte. Indessen er that sich Zwang an, hob den Kopf, brachte ein halbes Lächeln auf sein Antlitz und blickte ihm gefaßt entgegen.

Trachenburg hatte sich ihm den Hut in der Hand, bis auf einige Schritte genähert.

»Ich bin Ihnen Dank schuldig für die Theilnahme, die Sie mir armen kranken Mann erweisen, Herr Baron,« sagte Ofelius. »Sie sehen, es geht noch schwach mit mir, und wenn ich die ängstlichen Leute da unten eben ermahnte zu bleiben, so sieht das fast aus, als rathe ich ihnen, mich nicht allein zu lassen, der ich wohl meine Gründe habe, ruhig hier zu bleiben.«

Dem armen Fabrikherrn war's nicht so humoristisch zu Muthe, wie seine Worte klingen sollten; auch sein Lächeln war traurig genug, indeß er glaubte, gute Miene zum bösen Spiel machen zu müssen. Zudem hatten ihn die eben angelangten Nachrichten in einen Galgenhumor versetzt und da der Baron so viel Theilnahme während seiner Krankheit an den Tag gelegt, glaubte er ihm aus Klugheit nicht anders entgegenkommen zu sollen.

»Es wäre verletzend für mich, Herr Ofelius, wenn Sie an meiner aufrichtigen Theilnahme hätten zweifeln können,« sagte Trachenburg in seiner gewohnten Höflichkeit.

Des Barons Antwort, begleitet von seinem ewigen Lächeln, machte einen peinlichen Eindruck auf Leontine. Während der Vater, sich mit einer Hand auf das Geländer der Terrasse stützend, dastand, hielt sie sich absichtlich hinter demselben, indeß Evchen, deren Herz noch immer das heftige Pochen nicht aufgab, sich ängstlich an sie schmiegte und damit auch auf Leontinens Stimmung beunruhigenden Einfluß übte.

Trachenburg hielt es inzwischen für klug, sich nach seiner Gewohnheit auch an die Hausfrau zu wenden.

»Und was würden Sie angesichts der Thatsachen zu thun beschließen?« kehrte er sich hierauf wieder zu Ofelius.

»Zu *bleiben*, Herr Baron,« war die feste Antwort, und diese schien auf den Fragenden sehr befriedigend zu wirken, denn unwillkürlich schweifte sein Blick zu dem Mädchen hinüber. »Einen kleinen Flüchtling haben wir schon

bei uns,« fuhr Ofelius fort. »Unser Evchen ist wie eine verschlagene Taube heute bei uns in's Haus gefallen; ich denke aber, sie wird sich bei uns vorläufig beruhigen. Ihren Wagen und die Pferde behalten wir einstweilen hier; denn sie sind hier am sichersten, und sollte es wirklich schlimmer kommen als ich hoffe, so können sie uns von Nutzen sein . . . Ich bitte! . . .«

Ofelius bewegte sich vorwärts; die Uebrigen schlossen sich ihm an.

»Darf ich eine Bitte wagen, Herr Ofelius?« fragte Trachenburg, ehe er mit in das Zimmer trat.

»Ich stehe zu Ihren Diensten!«

»So ist es die, einen Theil des heutigen Tages bei Ihnen verweilen zu dürfen.«

»Sie sind uns stets als *Gast* willkommen, Herr Baron!«

Ofelius betonte das Wort *Gast* mit Absicht. Trachenburg schien dies zu überhören.

»Sollten wir also heute noch feindlichen Besuch bekommen, Herr Baron,« setzte Ofelius ein wenig ironisch hinzu, »so werde ich Ihnen schon als früheren Kameraden unserer unerwünschten Gäste die Honneurs überlassen müssen.«

War damit ein Stich beabsichtigt oder nicht, – Trachenburg, dessen Princip es war, unter allen Umständen seine Lebenswürdigkeit zu beobachten, nahm ihn schweigend hin.

Man trat in den Salon. Man beruhigte sich, da man Thormann auf seinem Posten wußte und auch Rudolf, der oft zu diesem hinaufkletterte, nichts Neues brachte.

Inzwischen gelang es dem Baron durch seine Unterhaltungsgabe, Allen eine fast sorglose Stimmung wiederzugeben, für die ihm jeder Einzelne dankbar war.

Selbst als Ofelius am Nachmittage sich mit dem Baron allein im Salon befand, was Leontine zu vermeiden bemüht schien, aber nicht ganz hatte verhüten können, fiel zwischen den beiden Herren kein Wort über das, was zwischen ihnen gesprochen war.

9. EINE NACHTSCENE.

Der Tag verstrich; nichts Ungewöhnliches geschah. Auch die Nacht verstrich. Der Morgen, der Mittag kam, und mit ihm erschien Abends abermals Trachenburg.

Seltsam klang die in der Frühe schon eingetroffene Nachricht, der französische General habe sein Hauptquartier nicht über die Grenze hinaus verlegt, und nur in einzelnen kleinen Commandos sei von feindlichen Soldaten der deutsche Boden betreten worden.

Trachenburg schien an diesem Tage weniger bei Laune zu sein, gab sich aber Mühe, dieselbe zu erzwingen.

Gegen Norden hin vollständige Unthätigkeit des Feindes, von dem man erwarten mußte, daß er seine Vortheile eiligst benutzen werde, während von Süden her Nachrichten von dem rapiden Vormarsch der deutschen Truppen gekommen waren, die dem Baron am frühen Morgen schon der Pfarrer gebracht hatte.

Er behielt für sich was er wußte, konnte es aber nicht hindern, daß Rudolf, den es im Hause nicht litt, dieselben Nachrichten am Mittage den Seinigen brachte.

Man athmete auf im Fabrikhause. Trachenburg ließ sich durch Rudolf's hoffnungsfreudige Laune sogar hinreißen, in einen kurzen Disput mit dem jungen Mann einzugehen, dem des Vaters Dazwischenkunft ein Ende machte. Auch dieser erschien heute geistig wieder aufgerichtet; er vergaß seinen Kummer, sein Herz pochte in vertrauensvoller Erwartung.

Der Baron that das Seinige, um wieder seine gesellige Laune herauszukehren. Leontine, die stets der Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit, war zugänglicher ihm gegenüber geworden; auch sie schien heiterer gestimmt, und Evchen hatte ihren Kleinmuth ganz vergessen.

Beide Mädchen bewegten sich vorzugsweise im Garten, um von dort aus auf die Berghöhen hinauszublicken und Acht zu haben, wenn Thormann von seinem Ausguck vielleicht ein Zeichen gebe.

Wieder verging ein Tag. Der nächste Morgen kam regnickt, unfreundlich, indeß nicht ohne heitere Sonnenblicke, die den Himmel wieder klärten. Die düsteren Wolken zertheilten sich über den Bergen, um sich immer wieder zusammenzuballen; der Wind blies stark über die Höhen, und mit dem Wechsel des Lichts veränderte sich die Stimmung.

Thormann ward endlich unruhig auf seinem Posten und telegraphirte Pulverdampf im Süden. Da kam die Nachricht, die deutschen, über Landau herangezogenen

Truppen seien über die Grenze gegangen, und gleichzeitig vernahm man das dumpfe Toben entfernten Geschützdonners.

»Schlacht ... Große Schlacht!« telegraphirte Thormann vom Thurm. »Pulverdampf überall! Schwarze Raben in der Luft mit weißgesäumten Flügeln!«

Thormann sah von seinem hohen Punkt die in der Luft platzenden Granaten, dem Rabengefieder ähnlich in weißen, sie umgebenden flügelartigen Wölkchen.

Bange, angstvoll, fieberhaft pochte Allen in der Familie das Herz. Rudolf, der sich beschämt fühlte, um des Vaters willen das Haus nicht verlassen und als Freiwilliger in die Reihen der Seinigen eintreten zu dürfen, Rudolf, dem das Herz in der Brust springen wollte, wenn er sich dachte, daß Erich seinen Theil an dem heiligen Kampfe für das Vaterland haben durfte, während er unthätig zurückbleiben und doch auch zu Hause nicht helfen konnte – er stand droben bei Thormann, die Specialkarte in der Hand, um danach den Lauf des Kampfes beurtheilen zu können.

»Sieg! Unzweifelhafter Sieg!« verkündete er am Mittag den unten im Garten Harrenden, beide Hände an den Mund legend und zu ihnen hinabrufend: »Unsere Fahnen wehen auf dem Gaisberg; Weißenburg muß genommen sein.«

Woneselig lagen sich Alle in den Armen; der Alp war von ihnen gewichen. Nur Leontine blieb traurig gestimmt. Der Gedanke an Erich, die Möglichkeit, daß er, der nach einem an Rudolf gerichteten flüchtigen Briefe

schon seit einer Woche auf dem Marsch begriffen, jenem mörderischen Feuer ausgesetzt gewesen, welches Rudolf von dort oben beobachtet, dieser Gedanke stimmte sie zu tiefem Ernste.

»Wo bleibt nur unser Baron heute!« rief Ofelius etwas schadenfroh, als Thormann meldete, der Kampf müsse ausgetobt haben, denn es sei Alles still geworden.

Der gewohnte Gast ließ in der That auf sich warten. Die Siegesbotschaften, von Mund zu Mund durch das lange Thal hierher hergetragen, eine die andere ergänzend, füllten den Tag aus.

Rudolf in seinem Jubel hatte inzwischen einige seiner Leute um sich versammelt. Seine Idee war, ein Freudenfeuer in dem Rondel des Gartens anzuzünden, das weithin leuchten sollte, den Siegern ein Dank, den unnöthig Verzagten eine Ermuthigung, und hiermit beschäftigt, verbrachte er den Nachmittag für sich.

Erst gegen Abend traf der Baron ein, ziemlich echauffirt, ziemlich verstimmt. Nach seiner Mittheilung war der Sieg ein keineswegs bedeutender; man fürchtete im Gegentheil, daß die Deutschen schon am nächsten Tage durch überlegene Kräfte wieder über die Grenze zurückgeworfen würden.

Seine Nachrichten beeinträchtigten das Hochgefühl der Familie weniger, als er berechnet hatte. Der Anblick Leontinens klärte auch seine Stirn wieder, indeß erschien er heute bleicher als gewöhnlich, nachdem sein Blut von der anstrengenden Promenade, denn er kam aus dem Dorfe, sich wieder abgekühlt.

Rudolf rief mit eingetretener Dunkelheit die Seinigen in den Garten. Hochauf loderte hier bei ihrem Erscheinen ein Freudenfeuer, das durch bengalische Lichter in Regenbogenfarben umkränzt war, vor denen es zeitweise verblaßte.

Trachenburg hatte galant Leontine den Arm geboten, während Evchen und die Mutter an Ofelius' Seite gingen. Die Convenienz zwang Leontine, diesen Arm nicht abzulehnen; aber mit einer Beklommenheit, die sie sich selbst zum Vorwurf machte, schritt sie an seiner Seite her.

Noch wußte sie nichts von dem, was zwischen diesem Mann und dem Vater gesprochen worden, Der Letztere hatte auch nach seiner Genesung darüber geschwiegen. Aber das ahnende Herz des Mädchens errieth, was ihr des Vaters Zartgefühl verschwiegen, und des Barons ganzes Benehmen machte kein Hehl daraus. Was ihr jedoch die größte Scheu und Abneigung gegen diesen Mann einflößte, war die unverkennbare Miene der Berechtigung, der Zuversicht, mit der er sich in der Familie benahm, wenn er auch gegen *sie* stets die Haltung eines fast schüchternen Anbeters beobachtete.

Leontine, während sie an seiner Seite durch die schattigen Partien des Gartens schritt, durch welche Rudolfs

Illumination grellfarbige, von den Baumstämmen durchbrochene, auf den Blättern glitzernde Lichter warf, beschloß, die Partie zu wählen, welche ihr die einzig richtige erschien. Immer den Vater vor sich im Auge behaltend, zeigte sie sich unbefangen, heiter sogar, und unterhielt das Gespräch mit ihrem Begleiter lebhaft, theilnahmsvoll.

Trachenburg schien entzückt. Er ward immer gesprächiger, und dennoch war seine Unterhaltung wie das Meerleuchten über dunkler, unheimlicher Tiefe. Er beobachtete unbemerkt die etwa zwanzig Schritte entfernt vor ihm Gehenden; er schien auf einen Moment zu warten und besorgt um die Richtung zu sein, welche Ofelius durch die halbdunkeln Steige nahm, in welche das Licht nicht mehr zu dringen vermochte. Dann deutete er plötzlich auf eine im Kreuzungspunkt der Wege stehende Agave, die ihre saftigen schwertförmigen Blätter aus einer hohen Urne nach allen Seiten warf, und nahm Leontines Aufmerksamkeit durch einige interessante Mittheilungen über diese Pflanze in Anspruch.

Als Leontine in den halbdunkeln Weg vor sich blickte, war der Vater mit seiner Gesellschaft in den zur Cascade führenden Steig verschwunden. Sie erschrak, ihr Arm zitterte in dem seinigen; sie suchte ihm denselben zu entziehen – Trachenburg hatte sich durch eine geschickte Wendung plötzlich ihrer Hand bemächtigt und stand vor ihr.

»Ich segne den Moment, der mir endlich verstattet, mit Ihnen, Fräulein Leontine, allein zu sein!« rief er halblaut,

stark bewegt, und dennoch scharf accentuirt, mit einem Ton der Vertraulichkeit, der ihm sonst fremd war.

Leontine, wohl erschreckt, aber schnell gefaßt, die Tragweite dieses Moments überschauend, richtete sich schweigend hoch auf und blickte ihm verweisend, strafend in's Auge. Trachenburg mochte auf diese Antwort gefaßt sein; er umklammerte Leontinens Hand fester und ertrug ihren Blick.

»Ich bitte Sie, mich meinem Vater folgen zu lassen, Herr Baron! Sie begreifen das Unschickliche dieses –«

Leontinens Stimme war streng, verweisend; ihre Entrüstung klang aus derselben hervor.

»Ich führe Sie zu ihm, Fräulein Leontine,« antwortete er mit sicherer Stimme. »Werfen Sie nicht auf *mich* die Schuld dieses Zufalls, aber verzeihen Sie, wenn ich ihn benutze, Ihnen zu sagen, was gesprochen werden *muß*, was für mich Leben oder Tod ist – daß ich Sie liebe, Sie anbetete, wie noch kein Weib angebetet wurde.«

Eine kurze Pause, kaum so lange wie Leontine gebrauchte, um nach ihrem Erschrecken Athem zu schöpfen.

»War es noch Keiner beschieden, warum trifft es *mich*, Herr Baron? Und warum gestehen Sie mir dies *hier* an einer Stelle, an der mit Ihnen allein zu verweilen mir verboten ist?«

Leontinens Ton war eisig. Sie machte eine vergebliche Anstrengung, ihm ihre Hand zu entreißen. Trachenburg preßte dieselbe heftig an sich und suchte sie ihrem Widerstreben zum Trotz an die Lippen zu führen.

»Ich flehe Sie an, hören Sie mich! Nur eine Secunde, diese eine Secunde, die ich mit so viel Schmerzen ersehnt!« vernahm sie eine heiße, fast zischende Stimme, die sie wie ein glühender Athem anwehte und ihr wie eine Dolchspitze in's Herz drang. »Mein Leben hätte ich täglich opfern mögen für die Gunst dieses einen Augenblicks, der mir gehören muß, dem zu entsagen mich nichts zu zwingen vermag! ... Hören Sie mich an, ich beschwöre Sie um meiner Qualen willen!«

Leontinens empörtes Gemüth war selbst durch den klagenden Laut nicht zu beschwichtigen, in welchen er überging. Mit Heftigkeit entriß sie ihm ihre Hand, und in der Entrüstung über ihr so arg gemißbrauchtes Vertrauen ihn keines Wortes würdigend, folgte sie langsam, furchtlos der Richtung, welche ihr Vater genommen haben mußte.

Trachenburg, erhitzt, in höchster Aufregung, that einen Schritt ihr nach, hemmte sich dann plötzlich, sah ihr helles Gewand im Schatten der Bäume verschwinden, und stützte, einen Fluch vor sich himmelmelnd, den Arm auf die Urne.

»Was ich that ... ich that es!« sprach er vor sich hin ... »Aber was that sie? ... Ich durfte hoffen, ja heute durfte ich es! Sie war zum ersten Male gegen mich von einer Vertraulichkeit, ja ich könnte sagen Herzlichkeit, die mich zu dieser Kühnheit hinriß ... nein, die mich herausforderte, ihr zu sagen, was gesagt werden mußte ... Und was that ich? War's eine Beleidigung, ihr zu gestehen, was ihr doch kein Geheimniß mehr sein konnte?

Mußte ich *ihr* nicht gestehen, was ich ihrem Vater schon gestanden, war's nicht meine Pflicht, mich auch an *sie* zu wenden? Aber ich habe verspielt,« setzte er muthlos hinzu. »Sie wandte mir mit offener Verachtung den Rücken, mit einer Souverainetät, mit der man keinen Bettler von sich stößt . . . Wohlan, beginnen wir eine *neue* Partie, und *diese* will ich gewinnen.«

In der Ueberzeugung, daß Leontine, ohne ihren Begleiter zu ihrem Vater kommend, sicher Tact und Selbstbeherrschung genug besitze, nichts von dem Vorgefallenen zu verrathen, schlug er den Weg zurück zu dem Rondel ein, wo er Rudolf zu finden gewiß war; mit dem Vorsatz, wenn er der Familie begegne, die unbefangenste Miene zu zeigen, ja selbst Leontine gegenüber die ruhigste Haltung zu beobachten. Unterwegs innerlich gleichgiltig geworden gegen den unglücklichen Effect seines *coup de main* und gegen die Wirkung desselben auf die Familie, wenn sie davon erfuhr; entschlossen, sein Spiel nicht aufzugeben, und seines Triumphes gewiß, mochte er immerhin nicht mit allen Ehren zu gewinnen sein, trotz seiner eben erlittenen Niederlage mit demselben Ueberlegenheitsbewußtsein, das ihn in diesem Hause nie verließ, schlenderte er langsam durch den Garten.

Vor sich hinblickend, nickte er die in den Weg hineinragenden Blätter und Zweige halb übermüthig, halb unmüthig, er summte sogar eine leise Melodie vor sich hin, zog dann wohl die Oberlippe zwischen die Zähne und stieß einen schnalzenden Laut aus, hob den Hut vom

Scheitel, unter dem es ihm heiß ward, drückte ihn wieder auf die Stirn, als er sich dem Lichtschein des noch immer hoch auflodernden Holzstoßes näherte, folgte mit den Augen scheinbar gedankenlos dem dichten schwarzen, in die Luft steigenden Rauchwirbel, der ihn lebhaft an den Brand seines Schlosses erinnerte, und trat entschlossen auf den Platz.

Hier sah er auf der andern Seite des Feuers die Familie stehen, die Gesichter dem letztern zugewandt und dem Wirbel der Flammen zuschauend.

Beim Anblick Leontinens zuckte es doch in seinem Antlitz.

»Bei Gott, sie ist schön, wunderbar schön, zum Anbeten schön! Ein Narr, der solchen Preis aufgab, weil er ihn im ersten Anlauf nicht gewonnen!« Und sich inden Schatten stellend, um Leontine ungestörter bewundern zu können, kreuzte er die Arme auf der Brust und versank in ihren Anblick.

»Wie sie mir grollen muß! Wie bleich sie erscheint, aber wie verklärt dieses himmlische Antlitz! Wie sich die Flamme in dem Glanz ihrer Augen spiegelt, wie unbewußt meiner Beobachtung sie dasteht, alle die Reize ihrer Gestalt entfaltend, ihre Contouren schärfer, verführerischer, unvergleichlicher, gehoben durch das Spiel des Lichts, das die Schatten der Umrisse plastischer, üppiger hervorhebt und den aus diesem Paradiese Verstoßenen zum Wahnsinn bringen könnte! Zürnender Engel, Du verabscheust mich in diesem Augenblick vielleicht, wo in

Dir noch Alles Empörung über meine Kühnheit ist, obgleich Du so ruhig dazustehen scheinst! ... Deine Gedanken sind mit mir beschäftigt, aber grollend, feindlich ... Zürne, verdamme, Du Wunderbild! Diese schönen Arme, öffnet sie mir nicht Dein Herz, so wird sie die Vernunft mir öffnen, und ist es das Eine oder das Andere, mir gleich, ich sehe keinen Ausweg für Dich ... Und ich bin ja nicht *unbescheiden*! Nur wenige Monde des Glücks, des Genusses, das ist Alles, was ich begehre! Magst Du hernach in Deiner Verzweiflung Dich dem jungen Laffen an die Brust werfen, den Dein Herz vermißt, ich gönne ihn Dir, nachdem Baron von Trachenburg des bankrotten Fabrikanten Töchterchen seiner Liebe gewürdigt. Hans Heiling kehrt zurück, und magst Du dann so glücklich sein, wie Du Dich in seinen Armen schon träumtest, wenn nicht der unbarmherzige Soldatentod auch *ihn* Dir entreißt ... «

Minutenlang stand Trachenburg noch da, sich selbst im Anschauen Leontinens vergessend, immer gieriger sie mit seinen Augen verschlingend, bis die Gruppe hinter dem Feuer sich in Bewegung setzte und er aus stummem Entzücken erwachte.

Um den allmählich verglimmenden Scheiterhaufen herum tretend, schritt er mit einer Unbefangenheit auf die Gruppe zu, die Leontine erstarren machte.. Sprachlos stand sie da und sah, wie Trachenburg sich erst an das ahnungslose Evchen wandte, ihr einige scherzhafte Worte

sagend, dann, als sei sein Erscheinen keiner Entschuldigung oder Rechtfertigung werth, Ofelius nur flüchtig andeutete, er habe sich am Ufer des Waldbachs versäumt, und endlich die Mutter in ein Gespräch verwickelte, um ihr den Arm zu reichen und sie in's Haus zurückzuführen wohin zurückzukehren Ofelius eben den Rath gegeben.

Der kluge Mann verfolgte auch hierin einen Plan, den er schnell gefaßt. Geschickt wußte er es einzurichten, der übrigen Gesellschaft einen Vorsprung abzugewinnen, was Leontine mit einem eigenthümlich mißtrauischen Gefühl beobachtete.

Er wußte, daß die Mutter ihm günstig gestimmt war, er hatte sogar, wenn er zufällig mit ihr allein war, gegen diese bereits einige verständliche Worte über seine Absichten fallen lassen, ohne sich bestimmt auszusprechen. Ahnte diese nun auch, daß Erich ernstliche Wünsche hinsichtlich ihrer Tochter hatte, und vermuthete sie, daß diese den jungen Mann nicht ungern sehe, so war's ihr doch schmeichelhaft, einen so glänzenden Cavalier wie diesen an ihre Familie zu fesseln. Und wer konnte denn wissen, ob nicht dem armen Eberty ein Unglück passirte, was Gott verhüten sollte!

Trachenburg sah kein besseres Mittel, seine Niederlage zu verdecken, als ein offenes Geständniß des Geschehenen und seines tiefen Schmerzes gegen die Mutter. Ihr bekannte er mit der größten Aufrichtigkeit, was vorgefallen, um ihren Schutz bat er in den bescheidensten, rührendsten Worten, mit der Versicherung, er sei nicht

im Stande, fortzuleben, wenn Leontine nicht ihm gehöre, er sei untröstlich, daß diese sein offenes vielleicht zu stürmisches Geständniß so zürnend aufgenommen, und doch sei er nur durch seine wahre, aufrichtige Verehrung, durch seine unbezwingbare Leidenschaft hingerissen worden, den einen einzigen Moment zu benutzen, den ihm ein glücklicher Zufall endlich vergönnt, und an dessen Wiederkehr er in so unruhiger Zeit gezweifelt.

Die Mutter, gerührt durch die klagende Weise, in welcher Trachenburg ihr seinen Herzenskunmer vortrug, glaubte in Leontinens schroffem Benehmen gegen den täglichen Gast ein Unrecht zu finden. Sie versprach, noch heute Abend mit ihr zu reden, und suchte die Tochter durch deren allerdings oft ein wenig launenhaftes Temperament zu entschuldigen.

Ofelius ist heiterer gestimmt, seit wir einige Hoffnung fassen dürfen, die Entsetzen des Krieges von unserm Hause abgewendet zu sehen,« setzte sie hinzu. »Auch mit *ihm* will ich sprechen, und hoffentlich wird sich ja Alles zum Besten – wenden.« Trachenburg vermied absichtlich die Aeüßerung, daß Ofelius von seinem Herzensbegehren schon früher unterrichtet sei. Er hielt es für am besten, die Sache jetzt einem Familienrath zu überlassen, und verabschiedete sich, nachdem er auch Leontine ohne die geringste Befangenheit eine ruhige Nacht nach einem so freudigen Tage gewünscht, die *ihn* freilich in die Trostlosigkeit seiner einsamen vier Wände zurück verdamme.

10. DAS IDOL IST ZERBROCHEN.

Vierzehn Tage waren verstrichen – vierzehn Tage, während welcher die Weltgeschichte mit kaum eben so vielen Riesenschritten den Vorsprung eingeholt, den sie einem gewissenlosen Abenteurer während zwanzig Jahren vor seinem Schicksal gelassen.

Die deutschen Truppen marschirten in Frankreich vorwärts und überschritten die Mosel.

Vergessen waren an der Grenze die Tage der Angst; zertreten lagen die Grenzmarken und Schlagbäume, zu Boden geschmettert war die überhebungsvolle Vertrauensseligkeit der Elsässer, und nur der einzige Trost, der freilich nichts zu ändern vermochte, war ihnen geblieben, daß all' Das nur durch Verrath habe zugehen können, und daß Straßburg, ›die Schöne‹, dem Feinde siegreich die Spitze bieten werde, bis es gelinge, Alles wieder gut zu machen und den Letzten der fremden Horden wieder zum Lande hinaus zu jagen.

Aber es floß inzwischen tagtäglich viel Wasser die Mosel und den Rhein hinab, und es wälzten sich der ›Horden‹ immer mehr in's Land hinein, zahllos wie die Ameisen und unwiderstehlich trotz allen Drohungen und Verheißungen.

In dem Grenzdorf war das Leben wieder zurückgekehrt, und war auch Manches verändert, gab es auch hilflose Zurückgebliebene, gab es auch sogar schon Wittwen und Waisen der Gefallenen, man lebte, man athmete wieder, und so manche Familie hatte ihre Ersparnisse

zusammengerafft und war marketendernd vor Straßburg oder den Truppen nach gen Metz gezogen.

Die Handwerker arbeiteten wieder in ihren Werkstätten, die Fabrikarbeiter hatten ihre Beschäftigung wieder aufgenommen, die Bergleute fuhren wieder in die Schachte, und in den wenigen Wirthshäusern des Dorfes schlug man sich nicht mehr blutige Köpfe. Man sang patriotische Lieder und trank sich alle Tage einen Siegesrausch an.

Nur die Fabrik des Herrn Ofelius stand unter allen den industriellen Etablissements der ganzen Umgegend noch still, während ihre Concurrentin wieder mit vollen Kräften arbeitete. Man begann sich Allerlei zu erzählen über die Ursache dieser Unthätigkeit. Die Ofelius'schen Arbeiter hatten Beschäftigung bei Anderen gesucht, und Manche von ihnen wollten behaupten, es sei zu Ende mit der Fabrik, der wohl für immer der Athem ausgegangen.

Der ganze Wohlstand des Dorfes schien mit einem Schlage wiederhergestellt. Alles, was versteckt, vergraben worden, wurde wieder an's Tageslicht und an seine alte Stätte gebracht, das während mehrerer Wochen in den Felsenklüften gehaltene und dort halb verhungerte Zugvieh, die Milchkühe und Schafe wurden wieder in die Ställe gezogen. Die Schornsteine rauchten wieder, der alte Polizeidiener, der von seiner Vorliebe für die Nachbarn geheilt, schellte in der Straße die erfochtenen Siege aus, und Alles kam an die Fenster oder lief vor die Thüren, um der Botschaft zu lauschen.

Zuweilen kamen auch wohl selbst in dieses von der großen Straße abgelegene Dorf einige Transporte von Leichtverwundeten, die in der Umgegend zu Hause und dorthin entlassen worden waren, und der Patriotismus selbst Derjenigen, die vielleicht auch den Sieg der Welschen gutgeheißen haben würden, ging so weit, daß sie sich um den Vorzug stritten, die Verwundeten bis zu ihrer Weiterfahrt bei sich aufzunehmen.

Wie jedes Ding zwei Seiten hat, so hatte auch die Grenze deren zwei, und es handelte sich natürlich um die Frage, auf welcher der größte Vortheil war.

Unter Denen, die sich von Anfang zu weit vorgewagt, stand Benedict Pirck, der junge Pfarrer, obenan. Seine Popularität war, wenn nicht vernichtet, doch stark in Frage gestellt. Es gab Familien im Dorfe, die ihn haßten, ihn verfluchten, obgleich sie früher für ihn hätten durch's Feuer gehen können.

Er war es gewesen, der ihre Söhne zur Desertion verleitet; die Leichtsinnigen wagten nicht zurückzukehren, weil sie die schwerste Ahndung fürchteten. Heimathlos trieben sie sich umher, ohne Obdach, ohne Erwerb, immer gewärtig, selbst in Welschland, das immer weiter in die Hände der Deutschen fiel, zur Verantwortung gezogen zu werden, und dem Pfarrer selbst hatte doch Niemand was an. Er blieb ungestraft, und während man seine Gesinnung kannte, während man wußte, daß er nach der Kriegserklärung mit seinen Amtsbrüdern jenseit der Grenze nächtlich conspirirt, mußte man es anhören,

wie er, der Zweizüngige, jetzt mechanisch die ihm vorgeschriebenen Dankgebete für die erfochtenen Siege ablas und den Himmel amtlich anflehte, auch ferner Deutschlands Waffen zu segnen!

Freilich wollte man gehört haben, es sei bereits ein Protokoll über seine Verleitung zur Fahnenflucht aufgenommen, es sollte eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet werden; aber man wußte schon, wie viel das zu sagen hatte, und er selbst wußte es sicher besser. Er schien unbesorgt und versteckte seinen Groll über die Dinge, die er nicht zu ändern vermochte.

Inzwischen aber wurden andere Sachen allmählich laut, welche die öffentliche Meinung zwangen, entschiedenen Partei zu ergreifen.

Um denselben Zeitpunkt, in welchem die politische Lage sich so plötzlich veränderte, die centnerschwere Besorgniß von der Bevölkerung des Dorfes und damit die Ursache des so plötzlich über Viele gekommenen Nothstandes wich, war auch die Speisung der Bedürftigen weniger dringlich geworden. Der Gemeindevorstand übernahm im Auftrage des Gouvernement die Sorge für die Bedrückten, wenn auch freilich nicht so ausgiebig, und wo diese nicht reichte, kam ein in patriotischem Dankgefühl freiwilliger Beitrag zu Hilfe.

Auf Benedict hatten die Ereignisse trotzdem eine niederschmetternde Wirkung geübt. In seiner Ueberzeugungstreue für die Kirche hatte er von dem Aufgehen einer neuen Sonne über derselben geträumt; er hatte

im Geiste die vom Norden andringende Ketzerei mit ihren gottlosen Institutionen zertreten gesehen und sah bereits die alten süddeutschen Kaiserdome in der früheren Pracht wieder aufleben. Denn mit der Ausbreitung der weltlichen Macht des ältesten Sohnes der Kirche mußte selbstverständlich auch die Macht der letzteren in gleicher Weise zunehmen und die Freidenkerei des Protestantismus ihr gebunden zu Füßen liegen.

Sein Ehrgeiz ersah zugleich eine günstige Gelegenheit, sich durch besonderen Eifer auszuzeichnen. Der letztere mußte belohnt werden, und so erstieg er schon in Gedanken die Leiter zu Ehren und Würden, von der er plötzlich betäubt wieder herabstürzen sollte.

Der erste so unbedeutende Vortheil, der erste Schritt des feindlichen Ober-Generals auf deutschen Boden, hatte Benedict zu der Unbesonnenheit getrieben, sich rücksichtslos vorzuwagen. Er jubelte und machte kein Hehl aus seiner Freude. Drei Tage später stand er bei den ersten im Dorf eintreffenden Nachrichten rathlos, verzweifelt, zitternd und bebend da. Noch hoffte er, daß sich Alles nicht bestätigen oder, wenn es begründet durch die nächstfolgenden Ereignisse wieder ausgeglichen werde. Auch diese Hoffnung aber ward durch die kommenden Tage mit Keulen niedergeschlagen. Seine Sache war rettungslos verloren.

Tief verstimmt schloß er sich in sein Pfarrhaus ein. Er wandte seiner Gemeinde den Rücken, deren Freude ihm ein Greuel war, und selbst wenn er im Dunkel des Abends

dem Baron von Trachenburg einen Besuch machen wollte, kletterte er über die Felsen, um die Dorfstraße zu vermeiden, um nicht aus den Wirthshäusern die rohen Freuden Aeufferungen dringen zu hören und nichts den heiteren Gesichtern seiner Pfarr-Angehörigen zu begegnen.

Inzwischen begegnete ihm aber in seinem eigenen Hause ein bleiches, trauerndes Gesicht. Babette, die so kindlich fromm und hoffnungsselig in dem kleinen Hinterhause wirkte, die schon am nächsten Abend mit mehr Fassung und sogar mit naiver Genugthuung ihm still gehalten, wenn er sie zum Gegenstande seines Mariencultus machte, vor ihren Knien lag, diese Knie umfaßte, mit glücklich frommem Lächeln zu ihr aufblickte, dann wieder sein Antlitz in ihrem Schoße barg, Gebete flüsternd, dann plötzlich aufspringend, sie auf die Stirn küssend, ohne daß sie ein Arg daraus nahm, wenn ihr dieser Kuß vielleicht zu heftig erscheinen mochte – Babette war wieder traurig geworden. Sie blickte ihn zuweilen mit heimlichem Vorwurf an, dem sie keine Worte zu geben wagte. Sie ward bleicher und stiller, und als Benedict eines Abends zu ihr trat, um bei ihr seinen Schmerz über das Unglück der Kirche auszuweinen, wich sie ängstlich, sich vor seiner Annäherung fürchtend, der ihm zurück und barg, in Schluchzen ausbrechend, ihr Antlitz in den Händen.

»Was ist Dir, Kind?« fragte Benedict erschreckt. »Ist Dir meine Gegenwart lästig, so sprich! Ich suchte bei Dir

Trost und Mitgefühl für das Entsetzen, das über uns hereingebrochen, Du aber fliehst mich; Du verhüllst Dein Gesicht, obwohl Du weißt, wie gut ich es mit Dir meine.«

Benedict betrachtete sie mit Mißtrauen; ein garstiger Zug eutstellte sein Antlitz.

»Laß Dein Vertrauen nicht sinken, der Himmel wird ja Alles noch zum Besten wenden,« setzte er hinzu, um ihr Trost und Vertrauen einzusprechen.

»Philipp! . . . Wo ist Philipp!« schluchzte das Mädchen, noch immer ihr Antlitz verhüllend.

»Beruhige Dich, Kind, wir werden ja Nachricht von ihm erhalten.«

»Die Nachbarin sagte mir heute, wenn man ihn fände, werde er in Ketten auf die Festung gebracht.«

Babette sank auf den Stuhl und brach von Neuem in heiße Thränen aus.

Benedict empfand den Vorwurf, der für ihn in des Mädchens Klage lag. Er biß sich auf die Lippen und betrachtete sie mit eigenthümlichem Blick. Er war ja gekommen, um bei ihr Trost zu suchen, und fand nur Vorwurf. Sein Idol, zu dem er betete, saß in Thränen gebadet da. Das Idol freilich war zerstört, aber das Mädchen war in seinen Thränen fast schöner noch, als er es bisher gesehen.

»Tröste, fasse Dich mein Kind! Es sind so viel Hoffnungen zertrümmert, unter denen die Deinigen nicht die höchsten!«

Benedict trat an sie heran. Auf seine Gewalt über dieses Mädchen vertrauend, legte er beschwichtigend den

Arm um ihren Nacken, er beugte sich über sie und suchte ihr Kinn mit der einen Hand aufzurichten, verlor aber dabei die Gewalt über sich selbst.

Babette fühlte plötzlich einen Druck dieses Armes. Wie er ihr Antlitz zu heben suchte, begegnete ihr Auge einem Blick, der sie erstarren machte.

Stürmisch, heftig erhob sie sich; Benedict prallte zurück, denn Babette streckte abwehrend den Arm gegen ihn aus und wies ihn von sich.

»Ich muß fort, . . . fort!« rief sie, an allen Gliedern zitternd. »Man sagte mir heute Morgen im Dorfe schon, ich gebe den Leuten zu reden, wenn ich jetzt, wo keine Gefahr mehr, noch länger im Pfarrhause bleibe!«

Wie über sich selbst und eine Gefahr erschreckend, die sie erst jetzt plötzlich erkenne, starrte sie vor sich hin auf den Boden.

»Du gibst den Leuten zu reden?« wiederholte Benedict scharf betonend mit seltsamem Lächeln. »Bist Du nicht unter dem Schutze Deines Seelenhirten und ist nicht Deine Mutter an Deiner Seite? . . . Du frevelst, Kind! Du bist undankbar! Hab' ich das verdient um Dich?«

»Philipp würde mich morden, wenn er mich hier fände! Eine Ahnung sagt mir, daß er nicht fern sein kann, denn er läßt mich nicht; er hat geschworen, mich nicht zu lassen, und ich hänge ja an ihm, an dem armen Philipp, der so unglücklich geworden ist.«

Wieder brachen ihre Thränen sich Bahn. Benedict stand vor ihr, die Arme auf der Brust gekreuzt, in ihren Anblick versunken, ohne Mitleid für ihren Schmerz; denn

die Thränen machten das Mädchen schöner. Er sah ein, daß der Zauber des Ueberirdischen, mit dem er dieses Kind und seine eigene Leidenschaftlichkeit getäuscht, gebrochen sei; er stand vor der Entscheidung; er mußte die Maske jetzt abwerfen, und dazu besaß er in diesem Momente noch zu viel Willenskraft über seine Sinnlichkeit, oder er mußte dieses gefährliche Spiel aufgeben, – und dazu besaß er dieser Kraft wiederum zu wenig.

»So geh!« brach es endlich nach einigem Kampf aus ihm heraus. »Geh, ich fühle mich strafbar in dem Bewußtsein, daß eine Verblendung mich hinreißen konnte, in einem Geschöpf, das von sündiger Liebe zu einem gottlosen Burschen beherrscht ist, wenn auch nur eine äußere Verwandtschaft mit der Himmelskönigin zu erblicken! Daß ich mich vom Satan verleiten lassen konnte, in überschwänglichem Dankgefühl für jenes Himmelsantlitz, das so oft gnädig und verzeihend auf mich herabgeblickt, mich durch das Blendwerk Deines Gesichtes verführen zu lassen! Geh und laß mich allein, damit ich die allerheiligste Mutter Gottes, unbeirrt durch Dich, um Verzeihung anflehen kann! . . . Geh, verlaß mich; laß mich Dein Antlitz niemals wiedersehen, damit Deine und meine Sünde sich nicht häufe. Ich werde im Gebet Vergebung finden, Du aber wirst die Strafe der Vermessenheit tragen, mit der Du durch Deine Larve einen Diener Gottes auf Abwege zu führen gewagt! Man wird diesen Burschen, an dem Du mit so sündiger Liebe hängst, den Du, wie ich weiß, nächtlicher Weile in Deinem Zimmer empfindest,

verhaften und abführen, und *das* wird Deine Züchtigung sein!«

Babette blickte den Priester an, starr, unbeweglich; ihre Thränen waren vor Angst versiegt. Sie gab sich Mühe, in ihrer Verwirrung zu verstehen, was er gesprochen.

Was sich an Groll gegen ihn in ihr gebäумt, was sich an Vorwurf gegen den Pfarrer in ihrem unglücklichen Herzen gesammelt, kroch furchtsam wieder zusammen, als sie seine Stimme hörte, die Strafe und Verdammniß auf sie herabschleuderte. Sie begann vor der Größe und Erhabenheit, in welcher ihr der Priester stets und auch jetzt erschien, vor ihrer eigenen Verwegenheit zu erschrecken. Es lief ihr eiskalt über den Rücken, über das Haupt, und als sie es wagte, zu ihm aufzuschauen, fuhr ihr sein Blick wie ein Dolchstoß durch das Herz.

Sie war allein in dem Hinterhäuschen – wenn nur die Mutter in der Nähe gewesen wäre, die sich bei den Nachbarinnen wieder festgeschwätzt hatte! Sie sah auch noch einen Schatten von ihrer Meinung, Recht zu haben, aber dieser Schimmer erblich vor dem vernichtenden Blick, den der Pfarrer auf sie geworfen. Sie fühlte ein inneres Beben, als er jetzt die Hand gegen sie ausstreckte; es war ihr, als sei sie verloren, da er ihr jetzt eben den Rücken wendete und zur Thür schreiten wollte.

Der letzte Trotz war gebrochen; sie erschien sich namenlos elend und verlassen. Wenn er ging, nahm er ihre Seligkeit mit sich.

»Gnade! Barmherzigkeit!« schrie sie auf, ihm nachstürzend und seine Füße umschlingend.

»Ich bin selber strafbar und nicht mehr würdig, Gnade, Barmherzigkeit zu verheißen, so lange ich selbst ihrer nicht wieder theilhaftig geworden durch Buße und Gebet!«

Benedict's Stimme war kalt, schroff sogar, und dennoch durchzitterte es ihn, als er das schöne Geschöpf zu seinen Füßen liegen sah, sich von diesen Armen umklammert fühlte.

»Bete, wie ich es thun muß, damit auch *Dir* vergeben werde,« setzte er hinzu.

»O, ich will es, ich will Tag und Nacht beten! Ich wußte ja, daß es sündhaft, daß es vermessen sei,« flehte Babette, überreizt durch Benedict's Zürnen, durch seine Drohung gegen sie und Philipp.

»Selbst Dein *Gebet* wird Sünde sein, so lange Du Deine Liebe zu jenem Burschen nicht bewältigst.«

»Ich will ja auch *das* versuchen! Ich will mir Mühe geben!« jammerte Babette.

»Du versprichst es?«

»Ja, ja, ich verspreche es,« rief Babette wimmernd, zu seinen Füßen sich windend.

Benedict blickte lange, zaudernd, im inneren Kampfe ringend, auf sie hinab, und der Satan, mit dem er rang, gewann abermals die Oberhand; er hatte sie schon gewonnen, als er zu gehen zauderte. Plötzlich beugte er sich zu ihr hinab. Er umfaßte sie; er zog sie herauf; er legte den Arm um ihren Leib, richtete ihr bleiches Antlitz auf, und während er fühlte, daß das Mädchen, erschöpft durch Ueberreizung, erschreckt durch sein jähes Wesen,

das Bewußtsein verlierend, in seinen Armen schwankte, während er sah, daß Babette's Augen sich schlossen, preßte er, überwältigt von seiner Leidenschaft und überzeugt, eine Ohnmächtige in seinen Armen zu haben, einen Kuß auf ihre Stirn.

In diesem Augenblick fiel hinter ihm ein Schuß. Benedict wankte, sein Arm erlahmte. Das Mädchen sank bewußtlos ihm zu Füßen.

Vollständig betäubt, keinen Schmerz an sich fühlend und dennoch von Todesschreck gelähmt, wagte der Priester nicht zurückzublicken. Er starrte auf die Daliegende hin, erwartend, daß er selbst zusammenbrechen müsse. Es war ihm, als habe er einen Fluch ausstoßen gehört, während ein kühler Zug seine Wange umwehte.

Das Entsetzen über sich selbst, über seine That, der Schreck, den ihm der dicht hinter ihm gefallene Schuß eingejagt, beides hatte Benedict's Glieder gelähmt. Er taumelte gegen einen Sessel, stützte sich, über denselben gebeugt, auf beide Arme und sah ergeben dem Moment entgegen, in welchem er zusammensinken werde.

Alles blieb still. Benedict fühlte allmählich seine Kräfte sich wiederherstellen.

Er wagte jetzt, furchtsam aufzublicken, und sah sich von einer leichten Ranchwolke umgeben. Mit Grauen im Herzen blickte er zur Thür. – Niemand war dort. Er erinnerte sich, gehört zu haben, wie diese heftig wieder zugeschlagen worden.

Ein Laut der Verzweiflung entrang sich Benedict's Herz. Da neben ihm lag das Mädchen regungslos, ein

Bild des Jammers – aber Niemand durfte ihn hier finden. Der Schuß konnte die Nachbarschaft herbeirufen, er mußte fort. Er fühlte jetzt auch ein Brennen und Stechen an seinem Arm, dessen Bekleidung über dem Ellbogen zerfetzt war; er sah Blut. Von namenlosem Entsetzen ergriffen stürzte er zur Thür und verschwand im Dunkel des Gartens.

11. MUTTER UND TOCHTER.

Spät Abends erst kehrte die Mutter Babettens heim von ihrem gewohnten Besuch bei der Nachbarin, denn seit sie im Pfarrhof wohnte, gab sie sich dem ganzen Behagen einer sorglosen Existenz hin, und fern von ihr war der Gedanke, daß ihrem Kinde, wenn sie es allein in dem kleinen Gartenhäuschen zurückließ, irgend eine Gefahr drohen könne.

Benedict war in ihren Augen die Verkörperung aller Tugend und Frömmigkeit; ihre Tochter selbst erschien ihr fast wie eine Heilige, seit der Pfarrer in ihr das Abbild der Madonna erblickt hatte, und wären nicht die weltlichen Rücksichten für ihre eigene Existenz gewesen, ihr Kind hätte in's Kloster treten müssen. Indeß war das eine Sache, die sie ganz der Zeit und der Entscheidung des Pfarrers überlassen wollte.

Als die alte Frau mit erleichtertem Herzen nach mehrstündigem Schwatzen mit den Nachbarinnen in das kleine Häuschen trat, fand sie zu ihrem Entsetzen die Tochter, anscheinend leblos, am Boden liegen.

»Jesus Maria!« Mit einem Schrei warf sie sich über sie, rüttelte sie, rief sie bei den zärtlichsten Namen, rang die Hände, sprang auf, nahm die kleine auf dem Tisch brennende Lampe und beleuchtete angstvoll das Antlitz der Daliegenden.

Babette glich einer Leiche. Ihr Auge war geschlossen, ihr Haar, das dunkle, üppig gelockte Haar war aus seinen Banden gefallen, ihre Lippen waren geöffnet, ihre linke Hand war auf das Herz gelegt, während ihr rechter Arm am Boden lag.

»Sie ist nicht todt! Sie ist warm! Sie lebt!« rief die arme Frau, nachdem sie die Ohnmächtige hin und her betastet. »Babette, Kind, erwache! Was ist Dir geschehen!«

Wieder begann sie, die Unglückliche zu rütteln; sie sprang wieder auf; sie netzte die Stirn, die Schläfe der Tochter; sie riß ihr die Kleidung auf, legte ihr die Hand auf das Herz und fühlte, wie dasselbe leise, aber unregelmäßig schlug.

Während sie die Lampe vom Boden nahm, um ihr noch einmal in's Gesicht zu leuchten, entdeckte sie zwei frische Blutflecken.

»Ein Mord!« kreischte sie auf. Mit von Entsetzen zitternden Händen stürzte sie sich wieder über die Tochter, riß ihr die Kleidung von der Brust, von den Armen, um sie zu untersuchen. »Man hat mein armes, unschuldiges Kind ermordet! Heilige Mutter Gottes, thue ein Wunder und rette mein Kind!«

Und die Mutter Gottes that es. Babette schlug, in's Leben zurückgerufen durch die unsanften Hände der alten

Frau, das Auge auf und blickte dieser starr und gläsern in's Antlitz.

»Sie lebt, sie lebt! Heilige Mutter Gottes, ich danke Dir!«

Und die Alte warf sich über ihr Kind, küßte es, weinte Freudenthränen und streckte dankend die gefalteten Hände gen Himmel.

»Was ... ist ... mit mir geschehen?« ertönte matt, unterbrochen die Stimme des Mädchens. »Wo ... bin ich?«

»Gerettet bist Du, Kind, aus Mörderhänden!« rief die Mutter, indem sie kniend den Arm um den durch ihre Hast entblößten Nacken des Mädchens legte, ihr sich aufrichten half und dabei mit zitternd hin und herfahrenden Händen Nacken und Brust des Kindes untersuchte, um eine Wunde zu finden, die doch vorhanden sein mußte, da sie neben Babette die Blutflecken gesehen.

»Man hat Dich ermorden wollen, Du armes Kind!« rief die Mutter noch immer mit steigender Angst, da es ihr nicht gelang, eine Verwundung zu finden. »Steh auf, laß mich suchen, Du bist verwundet! Sieh dort die Blutflecken!«

Babette, noch kraftlos am Boden sitzend, die schöne jugendliche Büste entblößt, das Haar über den weißen Nacken herabhängend, Babette rieb sich mit beiden Händen die Augen. Sie blickte auf die Stelle neben sich, auf welche die Mutter deutete. Ein Schauer durchbebte sie, als sie wirklich die beiden frischen Blutspuren wahrte.

»Mich ermorden wollen?« rief sie, von Schauder durchfröstelt. »Der Pfarrer mich ermorden wollen!« wiederholte sie, erst halb zu sich gekommen, und dann traurig das Haupt schüttelnd.

»Der Herr Pfarrer war bei Dir?« ... Die Mutter gerieth aus ihrer Angst in die größte Verwirrung.

»Ja! ... Nein! ... Laß mich doch nachdenken, Mutter! ... Es dünkt mich vielleicht nur so ... Ich muß ja erst nachsinnen, was ... mit mir geschehen ...«

»Denke nach, mein Kind! ... Besinne Dich! Aber steh auf ... Laß Dich in's Bett legen, damit Du zu Dir kommst!«

Dabei war sie dem Mädchen behilflich, sich aufzurichten. Babette selbst nahm die ganze Kraft ihrer gelähmten Glieder zusammen; sie erhob sich, und wie sie endlich dastand, schlug sie das wild über Brust und Nacken hängende Haar zurück, blickte scheu umher, suchte mit einer gewissen Angst, als fürchtete sie die Anwesenheit eines Dritten, sich in ihre Kleidung zu hüllen und begann so heftig zu zittern, daß ihre Zähne zusammenschlugen.

Mit beiden Händen das Gewand über ihre Brust ziehend, wandte sie das bleiche Antlitz nach allen Seiten, suchte ängstlich in den schattigen Ecken des Zimmers und beruhigte sich erst, als sie sich mit der Mutter allein wußte.

»Laß mich zu Bette gehen, Mutter flüsterte sie leise und furchtsam. »Verschließe die Thür sorgfältig! Ich werde vor Angst nicht schlafen können. Aber morgen mit Tagesanbruch, Mutter, ziehen wir wieder in unsere Hütte zurück, denn ich müßte mich hier zu Tode ängstigen!«

Die Mutter schaute kopfschüttelnd die Tochter an.

»Wenn Du nur sprechen wolltest! . . . Komm, ich bringe Dich in's Bett; ich wache an Deinem Lager, damit Du Dich nicht zu fürchten brauchst! . . . Aber sag' mir nur, was ist geschehen? Es roch nach Pulver hier, als ich eintrat.«

Babette erinnerte sich jetzt wieder der Blutflecken. Mit beiden Händen das Antlitz verhüllend, einen Angstlaut ausstoßend, floh sie in das Schlafgemach und kauerte sich dort auf den Rand des Bettes.

»Blut, sagtest Du, Mutter? Wisch es fort vom Boden, hörst Du, damit es Niemand sieht . . . Und dann verschließe ja die Thür! . . . Sind es denn wirklich Blutflecken, Mutter? . . . Hu, wie mir graut! . . . Blut! Und an der Stelle wo ich lag; war es nicht so? . . .« Wieder schlugen ihr die Zähne zusammen.

»Wenn Du nur sprechen wolltest, Kind . . . Du lagst am Boden wie leblos, als ich eintrat. Niemand war außer Dir im Zimmer . . . Fühlst Du denn keinen Schmerz an Dir? Wer kann außer *Dir* das Blut verloren haben?«

Abermals dasselbe Beben und Frösteln des Mädchens. Babette tastete an sich herum; ihre Hände flogen, ihr Auge blickte wirr, zerfahren. Sie schüttelte schweigend den Kopf.

»So muß außer Dir noch Jemand hier gewesen sein, der das Blut verloren . . . Sammle Dich! Sag' mir, weshalb Du in Ohnmacht fielst! Was geschah, als Du ohnmächtig wurdest?«

Babette, die sich endlich so weit erholt, daß ihre Gedanken nothdürftig klar geworden, um sich zu vergegenwärtigen, was die Mutter fragte, sie sah sich zum ersten Mal gezwungen, derselben eine Lüge zu sagen.

Vor sich hin auf den Boden starrend, preßte sie die Hand an die Stirn, in der sie einen dumpfen Schmerz fühlte. Sie strengte sich an, um sich die ganze Situation in's Gedächtniß zurückzurufen, um dieses zu befragen, ob denn das *Alles* sei, was ihr von jenem Moment erinnerlich. Aber wieder schüttelte sie den Kopf. Sie war nicht im Stande, sich zu enträthseln, wie das frische Blut auf den Boden gekommen sein könne.

Inzwischen war aber das Eine, dessen sie sich ganz genau entsann, vollauf genügend, um ihr das Blut erstarren zu machen. Sie sah den Pfarrer zürnend vor sich stehen; sie sah sich um Vergebung flehend zu seinen Füßen liegen und diese in größter Zerknirschung umklammern. Sie erinnerte sich ganz deutlich, wie er sie aufgehoben, wie er sie, die in ihrer Seelenpein doch kaum wußte, was sie that und was mit ihr vorging, in seine Arme faßte, wie diese Arme sie so heftig umklammerten, als wolle er ihr den Athem auspressen, wie es nur der wüste Philipp gekonnt, und wie sie endlich in zwei dunkle, wild flammende Augen blickte, die sie so erschreckten, daß sie das Bewußtsein verlor.

War *das* der zürnende, der strafende Priester?

Babette rieselte es bei dieser Frage durch Mark und Bein. Das Gebet, die Inbrunst war es gewesen, was ihn so heftig erregte, wenn er sonst vor ihren Knien lag; so wenig wie die steinerne Statue der Mutter Gottes hatte sie es gewagt, sein Gebet zu stören, wenn er sein Antlitz in ihrem Schoße barg; sie selbst hatte sich nur wie ein Bild betrachtet und ihn gewähren lassen, aber heute –

Was hatte sie gethan, daß er ihre Liebe zu Philipp so strafbar, so sündig fand, daß er sie deshalb verfluchte, denn sie hatte diesem wilden, aber gutmüthigen Burschen nichts gewährt, was sündig gewesen wäre. Philipp war vor Gott und Menschen ihr Bräutigam, und daß er strafbar geworden vor dem Gesetz, wer hatte ihn dazu getrieben, wer hatte ihn strafwürdig gemacht?

Und weiter; – war es nicht kindlicher Gehorsam gegen den geistlichen Herrn gewesen, war ihr nicht alle gottlose Ueberhebung oder Hoffahrt fern geblieben, als er in ihren Gesichtszügen jene Aehnlichkeit mit der allerheiligsten Dulderin fand, und konnte sie dafür, wenn ihn diese hinriß, ihre Knie zu seinem Altar zu machen? Sie war ja nur ein schlichtes, bescheidenes und demüthiges Kind, er aber mußte wissen, was Sünde und Götzendienst sei, denn er war ein Diener Gottes und sie nur seine Kreatur!

Babette hätte in Thränen ausbrechen mögen, aber die Furcht vor dem Unerklärlichen, was noch im Zimmer geschehen sein mußte, als sie das Bewußtsein verloren, drängte ihre Thränen zurück. Wie war es gekommen, daß man sie am Boden liegend gefunden? Wem, da sie

doch unversehrt war, gehörte das Blut, das vergossen worden, und von wem?

Plötzlich und hastig fuhren Babettens Hände vor die Augen. Sie verhüllte von Neuem ihr Gesicht, und von Neuem schüttelte sie der Fieberfrost. Ein Gedanke gab ihr Licht, aber ein fürchterliches Licht, wenn er die Wahrheit traf: Philipp mochte unter dem Schutz des Dunkels sich in's Dorf geschlichen haben! Philipp mochte gesehen haben, wie sie im Arm . . .

Philipp – ja, so nur konnte es zugegangen sein! Er hatte sich in seinem Jähzorn an dem Pfarrer vergriffen! . . . Ein Mord war geschehen, Blut war von dem wilden Burschen vergossen worden, und um ihretwillen!

»Wie Du so sonderbar bist, Babette!« hörte sie jetzt die Stimme der Mutter, die wieder vor sie getreten. »Du mußt doch schon zu Dir gekommen sein; aber da sitztest Du nun und brütest in Dich hinein und ängstigst Dich zu Tode, anstatt die Wahrheit zu sagen, die doch das Criminalgericht an den Tag bringen und morgen vielleicht schon das ganze Dorf wissen wird! Ich fürchte mich selbst hier, so lange ich nicht weiß, woran ich bin; mich ersticken die Wände hier, und das Blut da drüben im Zimmer wächst mir vor den Augen, als müßte es das Zimmer überschwemmen! . . . Ich bleibe nicht unter diesem Dache die Nacht hindurch, wenn ich nicht die Wahrheit weiß, die vielleicht gar nicht so arg ist, wie ich sie mir vorstelle. Sprich also: weiß der Herr Pfarrer von dem, was hier vorgegangen?«

Die Mutter hatte den richtigen Punkt getroffen. Die Angst, daß die Polizei, die Gerichte sich einmischen könnten, daß die Mutter selbst hierzu die Veranlassung werden möge, zwang Babette zum Reden.

Wie aus einem bösen Traum erwachend, blickte sie zur Mutter auf, furchtsam und unschlüssig, wie weit sie die Wahrheit verrathen dürfe.

»Weiß der Herr Pfarrer davon?« wiederholte die Mutter, begütigend ihre Hand ergreifend . . . »So sprich doch endlich!«

»Ja!« war die zögernde Antwort. Babette wagte nicht, zu der Mutter aufzublicken.

»Der Herr Pfarrer ist also hier gewesen?«

»Ja!« lautete die leise Antwort. Es war dem Mädchen unmöglich, dabei das Zittern ihrer Hand zu verheimlichen.

»Und was sagte der geistliche Herr zu Dir?«

Babette zauderte; die Thränen feuchteten wiederum ihre Augen.

»Er warf mir vor, meine Liebe zu Philipp sei sündig und strafbar, und ich bin mir doch keiner Schuld bewußt! Vielleicht rieth er ihm *darum* nur über die Grenze zu gehen!« rief Babette schluchzend.

»Aber wie kamst Du zu der Ohnmacht, Kind? . . . Fasse Dich und sprich offen!«

»Er verwünschte und verdamnte mich; er drohte mir schwere Strafe des Himmels!«

»Und was thatest Du?«

»Ich bat ihn fußfällig um Vergebung. Er hob mich auf, aber ... zürnend und unversöhnlich, und da ... da schwand mir die Besinnung und als ich erwachte, sah ich Dich vor mir, Mutter!«

»Unmöglich! ... Du sprichst nicht die *ganze* Wahrheit!«

»Ich sagte sie, Mutter. Was weiter mit mir und um mich geschehen, weiß ich nicht; ich kann es mit heiligen Eiden beschwören.«

»Sonderbar! ... Und Du sahst den Pfarrer nicht mehr?«

»Mit keinem Auge, Mutter!«

»So muß *er* verwundet sein ... Vielleicht ist er todt, der arme geistliche Herr!«

Babette zitterte heftig; sie schaute mit Grauen auf.

»Sieh, Mutter, ob er Licht in seinem Zimmer hat,« flüsterte sie angstvoll. »Aber kehre schnell wieder! Ich fürchte mich, allein zu sein – ich sterbe vor Angst.«

»Wer aber kann ihn hier im Pfarrhause überfallen haben!« fuhr die Mutter fort.

»Ich weiß es ja nicht, Mutter, ich war ja von mir, ich sah und hörte nichts.«

»Ich will gehen,« emschloß sich die Mutter nach einigem Zögern, selbst von Furcht ergriffen, allein in dunkler Nacht durch den Garten gehen zu müssen.

»Geh, geh, Mutter! Aber schnell!«

Babette blickte ihr ängstlich nach. Ihr Antlitz war verstört, Furcht und ein heimliches Grauen hielten es in

Spannung, während sie, in sich zusammenkriechend, auf dem Bettrand saß und auf das leiseste Geräusch lauschte.

Minuten verstrichen dem geängstigten Kinde. Endlich hörte sie wieder die Tritte der Mutter auf dem Sande des Gartens.

»Es ist Alles dunkel drüben, die Thür ist verschlossen –« meldete diese.

»Wenn er todt wäre, und ohne Hilfe! . . . Ich verzage, Mutter!«

»Laß uns die Nacht durchwachen, das Gebet wird uns schützen!« ermahnte die Letztere.

Entschlossener als die Tochter, schob sie den Riegel vor die zum Gärtchen führende Thür, verriegelte aus Furcht vor den Blutflecken auch die Thür des Kämmerchens hinter sich, und Beide schickten sich an, die Nacht ohne Schlummer zu verbringen, die Mutter in der Hoffnung, noch *mehr* zu erfahren, sobald die Tochter, die angekleidet auf dem Bette lag, sich beruhigt haben werde.

Kaum war indeß die Mitternacht gekommen, als die alte Frau in Folge ihrer Gemüthsbewegung in tiefem Schlummer lag. Babette, in deren Augen kein Schlaf kam, lauschte den schweren Athemzügen der Mutter. Geräuschlos richtete sie sich im Bett auf, die Furcht schien von ihr gewichen, ihre Unruhe aber deshalb nichts geringer zu sein.

Sie verließ vorsichtig das Bett, ordnete die Kleidung, schlich an dem Lager der Mutter vorüber, zog vorsichtig den Riegel zurück und verließ das kleine Gemach.

12. NACHTS IM PFARRHAUSE.

Gehetzt von innerem Vorwurf und Gewissensbissen, von einem heftig brennenden Schmerz am Arm geplagt, erreichte Benedict, durch den Garten flüchtend, sein ödes Zimmer, warf hier, ohne sich die Zeit zum Anzünden der Lampe zu gewähren, die Kleidung von sich, um die Wunde zu untersuchen, und trat an das Fenster, durch welches nur ein schmales graues Halblicht von draußen her eindrang, da die Kirche ihren Nachtschatten auf das Haus warf.

Die feuchte Wärme an seinem Arm bereitete ihn darauf vor, daß er Blut verloren, und zu seinem Entsetzen sah er, daß die Kugel an seinem Oberarm entlang das Fleisch und vielleicht einzelne Sehnen zerrissen.

Mehr noch von der Angst über die Folgen, als von dem Schmerz gefoltert, suchte er sich selbst einen flüchtigen Verband anzulegen. Der kalte Schweiß rann ihm dabei von der Stirn. Er war verloren, wenn das wahre Sachverhältniß bekannt wurde; er hatte einen Zeugen gehabt, und mochte dieser seiner That wegen Ursache haben, zu schweigen, um nicht selbst dem Gesetz anheim zu fallen, es durfte doch Niemand die Natur seiner Wunde sehen. Auf die Gefahr einer Verschlimmerung derselben mußte er sein eigener Helfer sein.

Mit fast eben so großem Entsetzen sah er, als es ihm gelungen, die Lampe anzuzünden, eine Blutspur über die

Schwelle in sein Zimmer führen. Dieselbe mußte sich also vom Gartenhaus durch den Garten, über den Hof und durch das Haus ziehen.

Er selbst hatte die Aufgabe, diese noch vor dem Morgen zu verwischen, und gratulirte er sich auch, daß seine Anspruchslosigkeit ihn vor der lästigen Neugier einer dienenden Person im Pfarrhause bewahrt, diese Spur konnte ihn verrathen, wenn er sich in diesem Zustande nicht noch der Anstrengung unterwarf, sie zu vertilgen.

Aechzend warf er sich in den rohen Holzstuhl. Er fürchtete das Wundfieber, das ihn unfähig machen werde, ohne fremde Hilfe die Folgen zu überwinden. Aber was beginnen? Er mußte eine Fabel erdenken, einen Unfall erdichten; aber war es nicht den Anderen überlassen, an diese Fabel zu glauben?

Heftiger ward dabei der Schmerz, brennender die Wunde. Sein Puls begann zu glühen. Er erhob sich. Er schlich in die längst verödete Pfarrküche, um aus der in derselben befindlichen Pumpe frisches Wasser zu holen. Er kühlte die Wunde immer und immer wieder, und so gelang es ihm nach einigen Stunden, in einen Zustand der Ruhe zu gelangen, der aber zugleich mit einer Art Betäubung verbunden war.

Aus Vorsicht hatte er bald das Licht wieder gelöscht. Sein Auge gewöhnte sich an das Halbdunkel, es genügte ihm. Er streckte sich auf das harte Lager, um Ruhe zu finden. Aber ließ auch der Schmerz der Wunde zuweilen nach, so kamen die Gewissensschmerzen, die eigenen Vorwürfe, die sein ohnehin aufgeregtes Blut immer

wieder in Wallung brachten und das Stechen im Arm verschlimmerten.

»Ich bin ein Wahnwitziger mit gesunden Sinnen!« rief er vor sich hin. »Ich hange an diesem einen Weiberge-
sicht, das mich schon einmal an den Rand des Abgrun-
des getrieben, und das fern mir hier in dieser Dirne leib-
haftig wieder aufleben, mit seiner ganzen Verführungsgewalt vor mir erscheinen mußte! Ist es nur denkbar, daß das Bild einer Jugendsünde, die so schwer, so wahr und aufrichtig von mir gesühnt wurde, selbst den *Mann* noch mit so dämonischer Kraft beherrscht, daß es selbst *ihn* noch in den Strudel sinnlicher Tollheiten hineinreißt, die ich verabscheue, gegen die ich mich zur Wehre setze mit all' der moralischen Kraft, die ich schon einmal gezeigt, und mit der ich dennoch immer wieder erliege! Ich hasse dieses Mädchen, ich verabscheue, verfluche und fliehe es, und während ich es fliehe, stehe ich plötzlich immer wieder vor ihm. Und wenn ich vor ihm stehe, packt mich stets der störrische Trieb, mich an der Welt zu rächen, die mich damals von meinem Götzenbild fortriß und in's Gefängniß führte, ein rachsüchtiges Verlangen, dennoch dieses Weib zu besitzen, wenn es auch nur sein Abbild ist! Der Teufel selbst flüstert mir in's Ohr: *sie* ist es! Der Teufel streckt meine Arme nach ihr aus, er ruft mir zu: sie kann Dein sein, wenn Du willst, und die frömmsten, treuesten Vorsätze zerstieben wie Spreu, mein Wille zerknickt wie ein schwaches Rohr, meine Sinne sind wie ein Wirbelwind, keiner seiner selbst oder des andern mächtig ... Jetzt liege ich zum zweiten Male da, hilflos, rettungslos,

desselben Verbrechens schuldig, das ich schon einmal so schwer gebüßt, zehnfach strafbar als ein Rückfälliger, der keiner Gnade mehr würdig. Und wenn ich mir selbst sagte: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, welche Buße wird mich noch einmal reinigen, wenn man mich wieder aufnimmt im Vaterhause? – Ich darf nicht wiederkehren, darf meine Sünde nicht wieder bekennen ...«

Benedict, von zwiefachem Schmerz überwältigt, verzagend in dem Gedanken, selbst ein so großer Schwächling zu sein, während er doch täglich zur Kraft und Standhaftigkeit im Guten ermahnte, verzweifelnd an der Möglichkeit, sich selbst zu besiegen, brach in lautes Wehklagen aus.

Er sah in den Visionen des unter seiner geistigen Aufregung beschleunigt sich einstellenden Wundfiebers das arme Mädchen, das er, der Sündige, Verlangende, durch Vorwürfe zu Boden geschleudert, sich zu seinen Füßen winden und schuldlos um Gnade, Barmherzigkeit flehen; er sah sich selbst, wie er sie in seinem Arm hielt, und dazwischen dröhnte der Schuß.

Er fuhr erschreckend auf seinem Lager zusammen; der Schmerz entriß ihm einen Schrei, und wie er sich aufrichtete, gefoltet von dem Brennen der Wunde, fuhr er, eine neue Vision abwehrend, mit der Hand vor das Auge. Denn in sein Zimmer trat, ihm erkenntlich in dem eben vom Mondenlicht abgelösten Halbdunkel, eine weibliche Gestalt – Babette!

Er hörte sogar die Stimme des Mädchens, das auf der Schwelle stehend, schüchtern und zitternd um Verzeihung bat, daß sie sich, die Hinterthür offen findend, in das Pfarrhaus gewagt. Die Angst, daß er verwundet, daß er hilflos daliegen könne, ohne daß sich eine menschliche Seele seiner erbarme, habe sie vom Lager gejagt und die Blutspur auf der Schwelle des Gartenhauses, im Sande des Gartens habe sie das Schlimmste befürchten lassen.

Benedict lauschte, vor sich niederblickend, noch verwirrt, zitternd. Er war überzeugt, daß auch diese Stimme nur eine Sinnestäuschung sei, die ihm das Fieber verursache. Allmählich aber, während der Schmerz immer brennender ward und ihm das Verlangen nach Hilfe dringender machte, kam er zu sich. Er blickte auf.

Da stand wirklich Babette, schüchtern bis auf wenige Schritte an sein Lager herangetreten, als sie den Zustand des Unglücklichen, die von Blut gefärbte Schüssel neben seiner Pritsche bemerkt.

»Du . . . Du bist es wirklich?« rief Benedict. »Sag' mir, daß Du kein Geist bist, den mir mein glühendes Gehirn vor Augen führt.«

»Ich sagte es ja, ich bin Babette,« wiederholte das Mädchen. »Die Mutter schläft; ich konnte sie nicht statt meiner senden, und ich wußte ja nicht . . . «

»Ja freilich! Du konntest nicht wissen, Du weißt auch nicht, wer den Bubenstreich verübte,« antwortete Benedict, den mit blutgetränktem Linnen bedeckten Arm gegen sie erhebend, von einer plötzlichen Heftigkeit und von Zorn gegen sich und sie angewandelt.

»Bei meiner Seligkeit, ich errieth ja nur aus der Blutspur, die meine Mutter im Zimmer entdeckte, während ich ohne Besinnung dalag –«

»Ganz recht! Du nahmst Dir vielleicht zu sehr zu Herzen, was ich sprach, mein Kind! – Du warst bewußtlos! – Gewiß, Du hast keine Schuld!«

Benedict's Ton ward weicher, ruhiger.

Babette, in ihrer Besorgniß um ein Menschenleben, hatte die Furcht verloren, die sie vor dem Pfarrer empfunden. Sie hatte das Tageslicht nicht erwarten können, um zu hören, was mit ihm geschehen. Benedict hatte auf seiner Flucht vergessen, die hintere kleine Pforte des Hauses zu schließen. Nur der frischen Blutspur auf der hell vom Monde beleuchteten Treppe folgend, war sie behutsam in das Zimmer getreten. – Niemand konnte ihr nach ihrer Meinung einen Vorwurf daraus machen, wenn sie zur Nachtzeit kam, um ein so kostbares Menschenleben zu retten.

»Zünde das Licht wieder an, mein Kind, und da Du kommst, um mir zu helfen, ordne den Verband, den ich wohl sehr schlecht gemacht!«

Benedict sah, wie mit sicherer Hand, eifrig und furchtlos das Mädchen seinem Befehl gehorchte. Er schaute ihr zu, leidenschaftslos, gleichgiltig, nur in einem gewissen Dankbarkeitsgefühl; und selbst als sie unschuldig fragend, ob sie nicht ungeschickt sei und ihm wehe thue, das schöne Auge von der traurigen Arbeit zu ihm erhob, ertrug er diesen Blick mit leidender Ruhe und schaute ihrem Wirken aufmerksam zu.

»Ich danke Dir, mein Kind,« sagte er, als sie ihm Alles zu seiner Zufriedenheit geordnet und der Schmerz geringer ward. »Ich danke Dir! Danken wir Beide dem Barmherzigen, der uns vor Mörderhand bewahrte!«

»Ich will hier bleiben; ich darf Sie nicht verlassen,« sagte Babette in bittendem Ton.

»Du ... hier? ... Unmöglich, Kind! Es ist keine Gefahr für mich; ich fühle es, wenn auch der Schmerz wohl andauern wird. Geh, suche die Ruhe, die auch *Dir* wohlthun wird!« –

Körper- und Seelenschmerz hatten Benedict, eine an sich gute, nur allzu leidenschaftliche Natur, zu sich selbst zurückgeführt. Der Gedanke, dem Mädchen so wehe gethan zu haben um seiner eigenen Schuld willen, machte ihn weich und die Aufopferung, mit welcher Babette in der Nacht noch erschien, um ihm Hilfe zu leisten, stimmte ihn milde für ein Geschöpf, das doch die unschuldige Ursache all' seiner Pein war. Noch mehr: in dem Erscheinen des Mädchens glaubte er den Beweis zu sehen, daß dieses in seiner Herzenseinfalt trotz dem Vorgefallenen in ihm den Menschen nicht erkannt, der dem Priester eine so furchtbare Schuld aufgeladen, und das trug dazu bei, diese Beiden mit einander zu versöhnen, Beide zu Trägern eines Geheimnisses zu machen, das gegen sein Erwarten vielleicht noch zu retten war.

»Ich war hart gegen Dich armes Kind,« fuhr er fort, während sie auf einem Betschemel neben seinem Lager kniete, um noch einmal die letzte Hand an den Verband zu legen. »Ich war sehr hart!«

Benedict strich liebevoll mit der gesunden Hand über ihr Haar, und zuckte es ihm dabei auch wie ein elektrisches Feuer bis in's Herz hinein, er beobachtete eine väterliche Freundlichkeit.

»Ich mußte strenge sein,« fuhr er fort; »ich ahnte aber nicht, daß ich Dir so wehe thun würde, und ich selbst verlor meine Ruhe, als ich Dich so zerknirscht zu meinen Füßen sah, als ich fürchtete, Du würdest das Bewußtsein verlieren, und Dich deshalb aufhob. Da geschah diese fluchwürdige, verbrecherische That, deren Urheber ich nur *ahne*. Auch Du wirst ihn kennen; denn nur Einer konnte diesen Mordanfall begehen! ... Ich will Dich nicht von Neuem quälen; mache es mit Deinem Herzen ab! ... Und jetzt geh, mein Kind. Nimm diesen Kuß des Dankes ... Doch nein, geh lieber, ich bedarf der Ruhe! Deine Mutter wird Dich vermissen ... Gute Nacht und habe Dank!«

Benedict war im Begriff gewesen, durch eine neue unvorsichtige Berührung des Mädchens die Dämonen in sich noch einmal aufzureizen. Er winkte ihr zu gehen, streckte sich auf sein Lager zurück und Babette, als sie sah, daß er allein sein wolle, entfernte sich langsam und zögernd.

Auch sie fühlte sich so todesmüde, aber sie war mit sich zufrieden.

Als sie ihr Kämmerchen wieder erreichte, fand sie die Mutter noch in tiefem Schlaf. Leise warf sie sich auf ihr Lager, um schlummerlos den Tag zu erwarten. Sie hatte soviel zu überdenken und jetzt da sie ihren Gedanken

so ganz überlassen, da sie über das Schicksal des Pfarrers beruhigt war, jetzt erschien ihr das Vorgefallene im klarsten Licht.

Philipp war hier gewesen. Er hatte gesehen, wie der Pfarrer sie in seinen Armen vom Boden aufgerichtet; seine Eifersucht war wieder aufgelodert und heißblütig, wie er war hatte er die Waffe, die er schon am Abend seiner Flucht in der Tasche getragen, auf den geistlichen Herrn gerichtet.

Gottes Hand hatte die eifersüchtige, mörderische Kugel geleitet, um ein noch größeres Verbrechen zu verhüten aber nur wenn der Pfarrer dem Frevler verzieh, war er vor den Folgen seiner That zu retten. Was aber ward unter allen Umständen aus ihrer Liebe zu diesem gewaltsamen Burschen, der zu entsagen sie sich selbst nach dieser blutigen That hätte nimmer entschließen können? Und was war sie ihm nach diesem Vorfall?

Glaubte er wirklich an eine strafbare Beziehung zwischen ihr und dem Pfarrer? Unmöglich! . . . Freilich mußte sie sich selbst gestehen, daß das Benehmen des Letzteren gegen sie auch ihr in letzter Zeit sonderbar erschienen, daß es Augenblicke gegeben, in denen sie selbst an ihm irre geworden. Sie erinnerte sich ja des wilden und ihr sogar entsetzlichen Ausdrucks seiner Augen, der ihr, als er sie in seinen Arm gefaßt, eine Todesangst eingeflößt, ihr das Bewußtsein geraubt. Es stand ihr ganz deutlich vor, wie sie in jenem schrecklichen Augenblick wirklich var Gefühl gehabt, are befinde sie sich in der Gewalt eines Mannes . . .

Babette schloß bei dieser Erinnerung furchtsam die Augen. Gewiß, sie hatte ihn nur mißverstanden. Was in jenem Moment aus seinen Augen geleuchtet, war nur der Zorn über ihr kindisches Wesen! Aber wenn sie selbst im Stande war, des Pfarrers Benehmen so falsch zu deuten, durfte sie Philipp einen Vorwurf machen? Philipp, der sie, wie nicht zu leugnen war, in des Priesters Armen gesehen, der ohnehin schon gegen diesen Mißtrauen gehegt und dem er jetzt doppelt grollen mußte, weil er an seinem Unglück schuld?

Es lag also Alles daran, Philipp von der Ungerechtigkeit seines Verdachtes zu überzeugen, wie schwer dies bei einem so heftigen Naturel auch halten mochte, und wenn ihm der Pfarrer dann verzieh – – gewiß, auf diese Weise konnte Alles noch gut gemacht werden!

Aber sie mußte fort aus diesem Hause, dazu hatte sie ja schon ihr eigener Instinct gemahnt. Und dann mußte sie Philipp aufsuchen . . . Aber wo ihn finden und wie ihn überzeugen! War er nicht im Stande . . .

Kaum drang das erste Morgengrau durch die Spalten der Fensterläden, als Babette schon am Lager der Mutter stand und diese leise rufend zu wecken suchte.

»Wir müssen fort, in unsere Hütte zurück, Mutter! Der Morgen dämmert soeben. Wir wollen hinüber, ehe das Dorf wach ist.«

Die Mutter war schwer zu sich zu bringen. Babette öffnete die Läden und ließ das Morgenzwielicht herein, das in der Mutter allmählich die eingeschlafenen Sinne weckte.

»Das war eine schreckliche Nacht, Babette,« stöhnte die Alte. »Oder habe ich all' Das nur *geträumt*? ... Du lagst bewußtlos am Boden, neben Dir war ein Blutfleck ...«

»Es ist die Wahrheit, Mutter! Der Pfarrer ist in den Arm geschossen worden, aber es hat wohl keine Gefahr! Sorge nur dafür, daß Niemand etwas erfahre.«

»Hast Du mir denn das gestern Abend gesagt? Ich erinnere mich nicht!«

»Freilich, Mutter!« ... Babette erröthete über ihre Lüge. »Spute Dich nur! Wenn wir drüben wieder in unserer Hütte sind, sollst Du Alles hören.«

»Wie Du aussiehst, Kind! Du hast gewiß die ganze Nacht hindurch nicht geschlafen?«

»O doch, Mutter! ... Steh' nur auf! Die Hähne krähen; wir sollten schon drüben sein, damit die Leute glauben, wir seien bereits gestern Abend wieder zurückgekehrt.«

»Wenn nur der wüste Philipp nicht dabei wieder im Spiel ist!« murmelte die Mutter vor sich hin, während sie sich erhob. »Gieb Acht, Du bringst noch Unglück über uns dadurch daß Du Dich mit dem wilden Burschen ziehst.«



Kaum stand die Sonne über dem Felsenthal und warf ihre Strahlen kerzengrade in dasselbe, als durch das Dorf das Gerücht lief, der Pfarrer habe gestern Abend einen Unfall gehabt und sich den Arm schwer verletzt.

Gleichzeitig erzählte man sich, der wilde Philipp sei gestern Abend zu Aller Ueberraschung in das mit Gästen überfüllte Wirthshaus zum Storchnest getreten, habe angesichts derselben, zwar sehr bleich, aber mit der größten Ruhe, einen Schoppen Wein geleert, und sei gegangen wie er gekommen, ohne einem der Anwesenden ein Wort zu gönnen.

13. LEONTINENS GESTÄNDNISZ.

Der Gedanke des Barons von Trachenburg, sich an die Mutter zu wenden, war ein durchaus vernünftiger. Noch an demselben Abend, als Leontine und Evchen die Ruhe gesucht, schlug sie dies Thema an.

»Was ich Dir stets gesagt und was Du immer wieder als Thorheit stempeltest, ist doch jetzt wahr,« begann sie, sich im Schlafgemach in den Sessel niederlassend, als denke sie noch lange nicht daran, zu Bette zu gehen, während Ofelius Zeichen der Ermüdung gab. »Der Baron hat heute förmlich bei mir um Leontinens Hand angehalten.«

»So? Das hat er schon vor einigen Wochen bei *mir* gethan,« antwortete trocken Ofelius. »Und was sagtest Du ihm?« setzte er gähnend hinzu.

»Daß ich meinerseits nichts dagegen habe, wenn Leontine einwillige und Du natürlich Deine Zustimmung gebest.«

»Du setztest also voraus, daß Beides der Fall?«

»Nun, ich war mir wenigstens nicht des Gegentheils bewußt.«

»Du bist wie alle Frauen mit dem Ehestiften immer gleich bei der Hand und hättest vorsichtiger sein sollen. Es sind bereits *Zwei*, die sich um Leontinens Hand bewerben.«

»Zwei? . . . Du weißt also, Eberty . . . «

»Ich meine, Du hättest als Mutter Dich mehr um Das kümmern sollen, was in Deiner Tochter vorgeht. Eberty erklärte sich mir vor seiner Abreise, er versprach von mir gehend sofort mit Leontine zu reden, und ich müßte mich sehr irren, wenn ich annähme, daß dies nicht geschehen. Eberty und Leontine scheinen längst einig, wenn sie sich dies vielleicht auch erst bei der Abreise des jungen Mannes gestanden.«

Die Mutter schien verstimmt durch diese Mittheilung und schwieg.

»Dir wär' es freilich lieber, den Herrn Baron als Schwiegersohn zu haben . . . Natürlich! Dabei spielt das Glück des Kindes keine Rolle!«

Ofelius sprach in etwas bitterem Tone.

»Wie Du mich wieder falsch beurtheilst!« antwortete die Gattin. »Diese Eitelkeit liegt mir wahrlich fern, ich glaubte nur . . . «

»Was glaubtest Du?«

Die Gattin zauderte. Sie blickte Ofelius lange an. Es lag in diesem Blick eine stumme Frage, die den Gatten ein wenig aus seiner Sicherheit brachte.

»Es soll mir lieb sein, wenn wir dem Baron . . . keine *Rücksichten* schuldig sind!« brachte sie endlich halblaut und zaudernd heraus.

»Rücksichten? . . . Was für Rücksichten meinst Du?«

Wieder eine Pause.

»Ofelius,« begann die Gattin endlich wieder, »Du machst mir den Vorwurf, ich kümmere mich zu wenig um Das, was in meiner Tochter vorgehe. Vielleicht hast Du einigermassen Recht. Ich würde mir aber nur den Vorwurf machen können, ich habe mich zu sehr um Das bekümmert, was in unserm Nachbar, dem Baron, vorgeht. Sollte *Dir* dies so ganz entgangen sein?«

Ofelius brummte etwas vor sich hin und überblickte zerstreut einige Papiere, die er aus der Tasche nahm, durchblätterte und auf den Tisch legte.

»Ich wüßte nichts, was mich für den Baron einnehmen könnte,« fuhr sie fort in der Absicht, den Gatten nicht so davonkommen zu lassen. »Ich habe Euch sogar nachgegeben und mich auch daran gewöhnt, in ihm einen Mann zu sehen, der durch seine übermäßig polirte Artigkeit keinen angenehmen Eindruck macht, obgleich er ein höchst interessanter Gesellschafter ist. Ich habe deshalb auch immer den heimlichen Wunsch gehegt, er möge wieder abreisen. Stattdessen fühlt er sich merkbar immer heimischer bei uns, und in seiner Aufmerksamkeit gegen Leontine ist er von einer Ausdauer, die um so erstaunlicher, als diese ihn stets mit großer Launenhaftigkeit behandelt. Heut Abend z. B. muß etwas zwischen Beiden vorgegangen sein. Leontine verließ seinen Arm; sie kam allein zu uns, und wie sehr sie sich auch beherrschte, ich sah's ihr an, daß sie furchtbar aufgeregt

war, während unser Nachbar so glatt und höflich geblieben war, wie er sich immer zeigt.«

»Um so besser, wenn *sie* ihm gleich den Korb gegeben! Sprich morgen früh mit dem Mädchen! Leontine muß Dir bekennen, was zwischen ihnen vorgefallen. *Meine* Ansicht kennst Du, handle also nach des Mädchens Wunsch! . . . Und jetzt sprechen wir nicht mehr davon; ich bin müde und will schlafen gehen!«

Frau Ofelius fürchtete, das Kind mit dem Bade auszuschütten, wenn sie ihrem Gatten Alles mittheile, was der Baron ihr gesagt. Sie sah sich genöthigt, die Sache abubrechen; aber stundenlang lag sie an diesem Abend grübelnd im Bett, ohne den Schlummer finden zu können.

Am nächsten Morgen fand sie die beiden Mädchen im heitersten Gespräch. Evchen wollte heute wieder zu ihren Eltern zurückkehren, da für ein junges Mädchen jetzt keine Gefahr mehr von feindlicher Galanterie zu befürchten war, und die Mutter fand deshalb Gelegenheit, mit Leontine allein zu sein, während Evchen ihre Sachen zur Abreise ordnete, um danach mit Rudolf noch eine Morgenpromenade zu machen.

»Leontine, ich habe mit Dir zu sprechen,« begann die Mutter, als Beide allein im Zimmer waren. »Was ist gestern Abend zwischen Dir und unserm Nachbar vorgefallen?«

Leontine, die eben dasaß, um auf ihrem Schoß eine Gürtelschleife zu ordnen, blickte mit großen Augen auf. Ein Schatten legte sich über ihre Stirn.

»Was ich schon lange befürchten mußte, liebe Mutter!«
antwortete sie gleichgiltig.

»Er hat Dir einen Antrag gemacht?«

»Ja!«

»Und Du antwortetest ihm?«

»Ich gab ihm die Antwort, die seinem Benehmen gebührte, Mutter!« Leontinens Stirn erröthete bei der Erinnerung an jene Scene. »Ich antwortete ihm, es gezieme *ihm* nicht, mich, indem er meine Aufmerksamkeit von Euch ablenkte, mit Geständnissen zu belästigen, die in Wort und Form unpassend; mir nicht, diese an solcher Stelle anzuhören. – Das war Alles, Mutter, was zwischen uns vorgefallen.«

»Du kannst ihn also nicht lieben?«

In der Mutter Ton lag eine gewisse Verzagtheit, die Leontine befremdete.

»Ob ich ihn nicht lieben kann, Mutter? Habe ich je verathen, daß ich es kann? Hab' ich je verheimlicht, daß ich in ihm einen Mann sehe, den ich jeder Intrigue, selbst der niedrigsten, für fähig halte? Sein Blick ist der des Basilisken; aus seinem Wesen duftet es mich stets wie Moder und Moschus an! Ein Herzklopfen überfällt mich jedesmal, wenn ich ihn kommen sehe; die größte Ueberwindung kostet es mich, ihm freundlich zu erscheinen, und gelingt es ihm auch durch seine Unterhaltungsgabe, diese meine Abneigung zu betäuben, es ist mir immer, als komme ich aus einem Grabgewölbe, wenn ich mich von ihm losgemacht.«

»Du beurtheilst ihn vielleicht zu hart, mein Kind.«

»Zu hart? ... Mutter, dieses Gefühl kann nicht täuschen. Es ist derselbe Instinct, der die Taube zwingt, den Geier zu fliehen. Ich lasse ihm alle Gerechtigkeit; ich gebe zu, daß er ein interessanter und fein gebildeter Mann, aber kann ich dafür, wenn ich in ihm ein schön geflecktes Raubthier erblicke, als das er sich mir namentlich gestern Abend zeigte? Ich bin meines Vaters Kind, und ist dieser auch nur ein Fabrikant, der durch Fleiß etwas Großes geschaffen, was berechtigte den Baron, mich in einer jede Convenienz verhöhnenden Weise im Dunkel der Nacht mit seinen Liebesgeständnissen zu überrumpeln? Oder habe ich vielleicht durch tactloses Benehmen ihn zu einer solchen Verletzung der gesellschaftlichen Gesetze herausgefordert? Schwerlich! Mag es ihm in seinem Lebenslauf gelungen sein, bei anderen Frauen durch ein solches Betragen Vortheile zu erringen, und ich muß dies fast annehmen, da er kein Schüler ist, auf mich hat er dadurch nur den Eindruck gemacht, der uns bestimmt, einen Unverschämten zu verachten.«

Leontine war in Leidenschaft gerathen, während sie sprach. Es war ihr möglich gewesen, die ihr von Trachenburg widerfahrene Verletzung in sich niederzukämpfen, die Berührung derselben aber brachte ihr beleidigtes Gemüth in Harnisch, und hatte sie irgend etwas von der Falschheit und Verstellungsgabe Trachenburg's, von seiner Unerschrockenheit selbst im Schlechten überzeugen können, so war es die gleichgiltige, ruhige Miene, die Stirn, mit welcher er gestern Abend nach jener Scene wieder im Familienkreise zu erscheinen gewagt.

Leontine erblickte darin zugleich eine Minderachtung ihrer selbst; denn Trachenburg hatte ihr gezeigt, wie wenig Gewicht er auf ihre Entrüstung lege.

Die Mutter hatte mit Erschrecken ihre Tochter angehört. Sie sah sich auch hier zurückgeschlagen; sie kannte die Empfindlichkeit, das zarte, leicht verletzte Gemüth der Tochter.

»Du magst immerhin Recht haben, Leontine,« sagte sie nachgebend. »Er ist gewiß ein sehr leidenschaftlicher Mensch; aber vielleicht ist er deshalb doch nicht *schlecht*! Ich wenigstens konnte dies gestern Abend nicht aus den bescheidenen, fast demüthigen Worten entnehmen, in denen er zu mir sprach. Er war offen genug, mir eine Andeutung über das Vorgefallene zu geben, und knüpfte daran die Bitte, ein gutes Wort für ihn bei Dir einzulegen, ja er bat zugleich förmlich um Deine Hand!«

»Und welche Antwort gabst Du ihm?« fragte Leontine nicht ohne Besorgniß und in tiefem Ernst die Mutter groß anblickend.

»Ich mußte ihm versprechen, mit dem Vater und mit Dir zu reden.«

Ein bitteres Lächeln Leontinens.

»Der Vater sagte mir, er habe schon längst bei ihm um Deine Hand gebeten.«

»So sagte der Vater? . . . Und was hat er geantwortet?« rief Leontine erbleichend und angstvoll. »Nimmermehr kann es des Vaters Bescheid gewesen sein, der ihm ein solches Betragen gegen mich dictirte!«

»Nicht doch! Du weißt ja, wie der Vater ist! Es scheint wohl, als habe er ihm eine abschlägige Antwort gegeben, oder ihn ohne Bescheid gelassen.«

Leontine athmete auf, und doch nur wenige Secunden; denn wieder legte sich derselbe Schatten über ihre Stirn. Ihr Auge nahm einen schmerzvollen Ausdruck an, als sie den Blick sinken ließ; ihre Brust erstickte einen Seufzer, den die Mutter nicht hören sollte.

»Laß uns abbrechen, Mutter,« sagte sie mit gepreßter Stimme und suchte in ihrer Arbeit eine Zerstreuung, die sie schwerlich in derselben fand.

»Ich habe Dir noch eine Frage vorzulegen, Kind,« fuhr die Mutter fort. »Du warst bisher nicht aufrichtig gegen mich. Ich will Dir keinen Vorwurf machen, obgleich der Vater einen Vorwurf für mich darin fand. Er sprach mir von einem Einverständniß zwischen Dir und Eberty . . . «

Leontinens Antlitz nahm plötzlich eine hohe Röthe an.

»Der Vater ist eigenthümlich in manchen Dingen,« sprach die Mutter weiter. »Er behält oft Dinge für sich, die er mitzutheilen verpflichtet wäre. So höre ich denn jetzt erst, daß auch Eberty ihn vor seiner Abreise um Deine Hand gebeten, daß er ihm angedeutet habe, er selbst werde, ehe er in den Krieg ziehe, sich an Dein Herz wenden. War es aufrichtig von Dir, Leontine, Deiner Mutter dergleichen zu verschweigen?«

Leontinens Aufwallung war schnell überwunden durch den Vorwurf der Mutter.

»Eberty *hat* dies gethan, Mutter,« antwortete sie. »Ich gestand ihm gern, daß ich ihn hochschätze, daß ich in

ihm einen Mann erblicke, der der Liebe eines aufrichtigen Mädchens werth, und daß ich mich glücklich fühlen würde, ihm dereinst angehören zu *können*. Das war Alles, was ich ihm sagen konnte, und damit zog er von uns.«

»Das war Alles?« Die Mutter schaute ihr Kind zweifelnd an. »Eberty ist nicht der Mann, der sich mit halben Worten abfinden ließe!«

»Nein, Mutter, das ist er nicht! Ich sagte ihm auch *mehr* als halbe Worte. Ich sagte, daß ich ihn lieben könne und wolle; ob ich ihn lieben *dürfe*, das solle sich bei seiner Rückkehr entscheiden. Das war Alles, Mutter. Aber ich füge hinzu: ich bete täglich zu Gott, daß ich ihm gehören dürfe!«

Die letzten Worte waren mit so viel Innigkeit gesprochen, daß die Mutter hinreichend wissen konnte, woran sie war.

Inzwischen schien auf dem Grunde der Seele beider Frauen ein Etwas zu hangen oder zu bängen, das Beide nicht zu berühren wagten, das Beiden eine gewisse Zurückhaltung auferlegte, Beiden nicht gestattete, sich ganz auszusprechen, vor dem Beide zurückschraken. Die wirkliche Aufrichtigkeit fehlte also in der Unterhaltung und machte diese namentlich der Tochter peinlich.

Die Mutter ging, in zwiefacher Verlegenheit. Was sollte sie dem Baron antworten und was war von ihm zu erwarten? Der Vater hatte ihm offenbar ausweichend geantwortet; die Sache drängte aber zur Entscheidung, und vor dieser zu zittern hatte sie ihre Gründe . . .

Mit gegenseitig verheimlichter Besorgniß, in einer Spannung, die man sich zu verbergen suchte, erwarteten die Frauen den Tag hindurch Trachenburg's Besuch. Er kam nicht, und das machte sie banger noch.

Ofelius sprach nicht von ihm. Er vermied sogar absichtlich, von ihm zu reden. Mit keiner Silbe berührte er Trachenburg's Antrag. Die Geschäftssorge drückte heute ihn tiefer als je. Alles hatte sich äußerlich gegen Erwartung so vortheilhaft gestaltet, alle Furcht vor feindlicher Invasion ward mit jedem Tage weiter zurückgedrängt, seine Fabrik aber lag in vollster Unthätigkeit da! Er selbst hatte seine theuren Maschinen vor einer Zerstörung gesichert, seine Arbeiter entlassen, und während alle seine glücklicheren Concurrenten, alle seine industriellen Nachbarn wieder in voller Arbeit, sah er sich ohne Mittel, die seinige wieder aufzunehmen.

Die Arbeiter seiner Fabrik waren in fremden Lohn getreten, da er keine Anstalten zur Wiederaufnahme der Thätigkeit machte, und hatte er auch mit dem kleinen Häuflein Derer, die er behalten, die kostbarsten Stücke seiner Maschinerien wieder an ihre Stelle geschafft, ihm fehlte der Geist, der alles Dies jetzt beleben sollte, der unermüdliche Eberty, und was das Schlimmste der Ausbruch des Krieges hatte ihm schwere Verluste durch einige Fallissements gebracht. Es fehlte an Geld!

Mit Verzweiflung im Herzen kehrte er zwei Tage später aus der Stadt zurück. Die Gerüchte, die schon früher durch Neid und Bosheit in Gang gesetzt, aber durch seine Unermüdlichkeit Lügen gestraft worden, traten von

Neuem auf, als man die Fabrik Waldbach unter so glänzenden Zeitverhältnissen nicht wieder arbeiten sah. Ofelius fand bei den Bankhäusern, mit denen er in jahrelangem Verkehr stand, ein schonungsvolles Achselzucken oder ausweichende Antwort. Man berief sich auf die allgemeine Ungunst der Geschäftsverhältnisse, vertröstete ihn auf später, und Ofelius kehrte mit leeren Händen zurück.

Alles jubelte, Aller Herzen waren voll stolzer Freude, nur das seinige blutete. Was nützten ihm die schönen Wünsche, welche Erich ihm so hoffnungsfreudig bei seiner Abreise ausgesprochen! Was er damals schon befürchtet: daß der junge Mann, wenn er unversehrt aus dem Kriege zurückkehre, ein Wrack finden werde, das stand ihm jetzt nach so kurzer Zeit schon als entsetzliche Wahrheit vor Augen.

Sein Credit war untergraben, seine Kasse war erschöpft, und hatte er auch noch einige Wochen Frist zur Zahlung bedeutender Summen, die er schuldete, es fraß noch *ein* Gedanke an seinem Herzen, der ihm selbst bei einer unerwartet günstigen Wendung der Dinge doch keine Hoffnung mehr zeigte.

Mehr als die Seinigen beschäftigte er sich insgeheim mit seinem unsichtbar gewordenen Nachbar, und doch mußte er dem ersteren gegenüber eine möglichst sorglose Miene heucheln, um nicht auch diese zu entmuthigen. Er hatte Rudolf auf die Reise geschickt, um noch eine letzte Anstrengung zu machen. Er setzte wenig Hoffnung auf das Gelingen derselben; gelang sie nicht – – Schwarz

und nächtig legte es sich vor die Augen des gefolterten Mannes. Seine Gedanken standen an dieser Grenze still.

14. AM ABGRUND.

Wieder zwei Tage später traf ein Brief von Rudolf ein, der in der That wenig Hoffnung machte. Fast gleichzeitig ward ein Schreiben des Baron von Trachenburg abgegeben.

Mit zitternden Händen öffnete Ofelius dasselbe. Sein Antlitz erstarrte beim Lesen zu einer Wachsmaske; sein Herz wollte das Schlagen einstellen. Er taumelte zu einem Sessel und ließ sich gelähmt auf denselben hinsinken.

»Das Verderben ist nicht mehr zu hemmen!« murmelte er tonlos vor sich hin, während seine Zähne aneinander schlugen.

Die Hiobspost war indeß noch nicht erschöpft. In dem Briefbeutel lag ein Schreiben von Evchen's Vater, einem Hüttenwerksbesitzer der Nachbarschaft, zu dem das Mädchen erst wieder zurückgekehrt. Trotz all' dem bisherigen guten und intimen verwandtschaftlichen Verhältniß schrieb dieser von den Gerüchten, denen auch er sein Ohr nicht habe verschließen können. Es werde ihm sehr schmerzlich sein, wenn er sich von der schon vor länger als einem Jahr getroffenen Verabredung zurückziehen müsse, aus ihren beiderseitigen Kindern, Rudolf

und Evchen, ein Paar zu machen, und, eben so schmerz-
lich müsse es ihm sein, daß er ein so innig freundschaftli-
ches Verhältniß zwischen diesen Beiden auch seinerseits
bisher gefördert habe.

»Das nennt man Verwandtschaft!« ächzte Ofelius, den
Brief verächtlich zerknitternd. »Er behandelt mich schon,
als sei ich bankerott, und will seines Kindes Mitgift ret-
ten! Rudolf darf noch nichts davon erfahren und so weit
ist das Verhältniß zwischen den Beiden ja noch nicht
gerathen, daß daran etwas zu zerbrechen wäre! Der
schlaue Vetter wittert Verrath, weil ich selbst, in der Ab-
sicht, Rudolf und Eberty die Fabrik zu übergeben, mit ihm
die Sache zu ordnen suchte; denn entweder mußten die
Beiden bald ein Paar werden, oder sie mußten von ein-
ander, und dann waren Evchen's Besuche hier unschick-
lich.«

Wie nach des Philosophen Ausspruch ein kleines Un-
glück uns außer uns, ein großes in uns versetzt, so ging's
auch dem armen Fabrikherrn.

»Ich habe genug gefürchtet, gezittert, gehofft und wie-
der gezagt!« rief er endlich, aufathmend. »Was in mir an
Spannkraft vorhanden war, es ist zerrissen; meine Sin-
ne sind taub, sind müde, meine Nerven erschlafft, Al-
les in mir kehrt zu einer Ruhe zurück, die mich emp-
findungslos macht! . . . Das Unglück, wenn es sich voll-
zogen, erscheint uns fast als eine Wohlthat gegen all'
Das, was wir in der Angst vor seiner Unvermeidlichkeit
ertragen. Wäre mein Elend nur halb so groß, es könn-
te mich zu der Ueberlegung drängen, ob ich im Stande

wäre, meine Geschäfts-Ehre durch das Unglück meines Kindes zu retten, also aus *seinem* Unglück ein Geschäft zu machen. Es wäre das ein Gedanke, den mir freilich nur die Hölle eingeben könnte, aber macht sie nicht eben meist nur mit dem *Elend* ihre Geschäfte? . . . Alles, was noch an Schmerz in mir lebt und immer wieder auftauchen wird, ist der Gram um die Verarmung meiner Kinder! Der Gram, ich fühle es, wird mich frühzeitig tödten, aber Rudolf wird sein Brod finden, Leontine und mein armes Weib werden die Armuth mit mir theilen, und so mag dann geschehen, was das Schicksal über uns verhängt hat! . . . «

So räsonnirte Ofelius in seiner Entsagung, als Alles, was er gefürchtet, und mehr noch auf ihn einstürmte, um ihn niederzuwerfen. Aber es ist leicht, entsagen zu *wollen*, wenn uns keine andere Wahl bleibt. Das Unglück ist ein schlimmer Gefährte, ein böser Schlafgenosse. Es verdunkelt uns das hellste Sonnenlicht und in die schwärzeste Nacht malt es grauenhafte Lichtgestalten; es erzählt uns wachend die entsetzlichsten Dinge und erfindet sogar auf unseren Kissen unsere Träume, die Schrecken des Tages mit hundertfachem Grauen der Nacht vermehrend.

Den Tag hindurch unter allerlei Vorwänden sich draußen zu schaffen machend, wo nichts zu schaffen war, überlegte Ofelius. Er hielt es für Pflicht, den Seinigen ein offenes Bekenntniß seiner Lage zu machen, um sie auf ihr Schicksal vorzubereiten. Er *wollte* es, aber erschrak vor *einem* Punkt zurück, vor einem Geständniß, das er nicht über seine Lippen gebracht haben würde.

»Vor meinen eigenen Kindern als Betrüger dastehen!« rief er händeringend, während er am Nachmittage auf dem Felsen umherirrte und mit tausendfältigem Vorwurf den Arbeitslärm aller der Fabriken und Hütten zu seinen Füßen vernahm. »In den Augen meiner eigenen Kinder die Anklage lesen, von ihnen verachtet werden . . . Unmöglich! Ich kann es nicht! Lieber soll mich ein Sprung von jenem Gestein in die Tiefe hinab aus der Qual erretten, die mir das Herz zerfrißt, mich von der Schmach erlösen, vor meinen Kindern gebrandmarkt dazustehen, selbst wenn ich sie am Bettelstab davonführe, sie nicht einmal anblicken zu dürfen, ohne mich zu verfluchen! Gott ist mein Zeuge, ich könnte mit Ergebung das Haupt unter das Beil legen, wenn ich mich schuldlos fühlte, ich könnte als eine Schickung Gottes hinnehmen, was über mich hereingebrochen ist; denn es sind Würdigere, Muthigere als ich der Mißgunst der Zeiten schon erlegen; aber mein Unglück mit einem *Verbrechen* noch gekrönt zu haben, der Gedanke geht über meine Kraft, und dieser Abgrund hier vor mir mag meine Erlösung sein!«

Ofelius trat an den Rand des Felsplateau, an welchem sich zerbröckelndes, vom Wetter zerfressenes Geröll, mit grauem Moos bewachsen, zu einer phantastischen Mauer aufgehäuft.

Eine Eidechse schlich über seinen Fuß, eine Unke floh schwerfällig, aus ihrem feuchten Versteck gejagt, zwischen die Steine. Hoch über ihm kreisten einige Geier, die, angelockt durch die Leichenfelder der Nachbarschaft, aus den Vogesen, den Ardennen und selbst dem Jura hierher gezogen und nach neuer Beute auslugten.

Ganze Züge von Raben krächzten über die Bergspitzen vor ihm hin, denn das ganze beutelustige Raubgesindel der Luft war durch den Krieg mobil gemacht und rief durch seine Unruhe immer neue Schwärme herbei.

Der unglückliche, von den ärgsten Gewissensbissen gefolterte Mann sah und hörte nichts. Die Verzweiflung machte ihn empfindungslos für Alles, was ihn umgab. Die frische Höhenluft kühlte wohl seine heiß klopfenden Schläfen, aber nicht die Höllenqual in seiner Brust.

Er sog den kühlen Athem ein, aber es war ihm nur, als müsse er ihm die Brust zersprengen; seine Stirn brannte, und kalter Angstschweiß bedeckte sie doch mit dicken Perlen. Seine Glieder schlotterten und zitterten, und dennoch stählte sie immer wieder die treibende Angst.

Er kletterte über das Geröll; er stand hoch aufgerichtet da, schritt über die morschen Blöcke, zwischen denen das Unkraut hervorwucherte, an den Rand der tief unter ihm gähnenden Kluft, die ihre Zungen, die scharfen Felsenspitzen, mit Gras und Moos bedeckt, über die dunkle Tiefe dahin streckte, als suchten sie sich zu vereinen über dem schwarzblauen Abgrund.

Ein Rankengewirr überhing die zugespitzten Steinkanten, hinunter sich senkend in die Schlucht. Graue und

violette Wolken bewegten sich schleierartig über der Tiefe. Drunten schien es zu kochen, zu brodeln wie im Höllenrachen, und oben zwischen dem Brombeergeranke, die Erika und die bescheidenen Feldblümchen umschwirrend, die der dünnen Erdlage der Felsenzacken entsprossen, flogen die kleinen Tagfalter, buntgeflügelte Käfer hin und her. Die kleinen Mauer-Eidechsen schlüpfen am Abgrund hin; eine Natter steckte neugierig das Köpfchen zwischen dem moosigen Gestein heraus, aufgescheucht durch die mürben Steinbrocken, die unter des Verzweifelten Fuß sich gelöst und rasselnd über den Rand hinabrollten.

Düsterer noch als in der Schlucht war es in Ofelius' Seele. Kein eigener Wille mehr bestimmte, was er zu thun gedenke. Ein Wust von entsetzenschwangeren Vorstellungen tobte und wirbelte in ihm. Es graute ihm vor dem Ort, an welchem er stand, vor der That, zu der es ihn trieb. Die furchtbare Stille der Umgebung, und wiederum das Getobe in ihm, die Verwirrung seiner Sinne, die Furcht vor dem Entsetzen, das ihn beherrschte, nahmen ihm den letzten Funken klaren Bewußtseins, die letzte Möglichkeit eines wirklichen Gedankens.

Es war ihm, als fasse ihn eine Hand im Nacken, die ihn vorwärts stoße, es war ihm, als dränge ihn etwas zurück, als kämpften um ihn zwei Gewalten, deren keiner er mächtig. Es graute ihn, es durchlief ihn eiskalt, er zitterte, er rang die Hände, und wiederum bäumte sich in ihm immer wieder der Muth der Verzweiflung.

Plötzlich hörte er einen heiser schrillenden Ton über sich – noch einmal und noch einmal. Seinem blöden Auge war es, als sehe er dunkle, bewegliche Gegenstände über sich schwanken, sich auf ihn herabsenken. Er glaubte die Wellen der Luft zu fühlen. Abwehrend streckte er die Arme in die Höhe.

Noch einmal dieselben schrillen Töne, die ihm in's Herz drangen . . . Deutlicher sah er die schwarzen Luftgestalten – zwei Geier, welche dicht über ihm den Abgrund überkreisten, bald langsam zischend die Luft durchschneidend, mit unbeweglichen Flügeln schwebend, bald ihre Zirkel beschreibend, als warteten sie auf die That des Unglücklichen, als erriethen sie sein Vorhaben.

Schrecken über sich, Entsetzen in sich – – Da packte ihn wieder die Hand im Nacken und drängte ihn vor. Bleich wie eine Leiche, mit geschlossenem Auge that er einen Schritt auf dem terrassenförmig abfallenden Gestein. Er schwankte. Dann wieder drängte es ihn zurück, und doch war er kaum des Gleichgewichts noch fähig. Noch ein Schritt, und sein Sturz über die abschießenden Felsstufen war unfehlbar. –

Ein Laut entrang sich seinem Munde. Das Bewußtsein kehrte in diesem furchtbaren, entscheidenden Moment in ihn zurück, vielleicht die Reue über das, was kaum noch zu hemmen war. Er riß die Augen auf, sein Haar sträubte sich, denn er glaubte den Schrei einer weiblichen, ihm wohlbekannten Stimme vernommen zu haben.

Taumelnd focht er mit den Armen in der Luft. Er warf sich heftig zurück. Sein Fuß haftete ausgleitend in einer Fuge des Gesteins, seine Hand klammerte sich so fest, daß die scharfen Felsspitzen seine Haut zerrissen, an einen der Blöcke.

Das Auge starr vor sich hingerichtet, arbeitete er sich schweißtriefend rückwärts über die Stufen hinaus. Stöhnend, keuchend, mit verzerrtem Antlitz gelang es ihm, die oberste derselben wieder zu erreichen, und hier sich aufrichtend, beide Hände, blutend aus kleinen Wunden, an die Steinwand klammernd, lehnte er da, immer vor sich starrend, schweißtriefend und dennoch mit eisigem Schauer.

Endlich sich vor seinem Wahnsinn in Sicherheit fühlend, empfand er die Ermattung, den Schmerz seiner total gelähmten Glieder. Das Auge abwendend von dem Punkt, auf den es so unverwandt gerichtet gewesen, bedeckte er das Antlitz mit den blutenden Händen und stieß einen ächzenden Schmerzenslaut aus.

Während die Furien der Verzweiflung ihn widerstandslos an den Abgrund getrieben, war ihm jenseit desselben über dem Schlehen- und Distelgewächs ein Engel erschienen, dessen Anblick ihm im letzten Moment, als schon der Schwindel ihn erfassen wollte, die Kraft zur eigenen Rettung verliehen.

Die Stimme seiner Tochter hatte er in jenem Schreckensaugenblick vernommen; er glaubte ihre Gestalt, ihr Antlitz erkannt zu haben, wie sie händeringend ihm gegenüber, aber getrennt von ihm durch die tiefe Schlucht, unfähig,

den Vater zu retten, dastand und beschwörend ihre Arme gegen ihn ausstreckte.

Diese Bewegung seines Kindes, von allmächtiger Gewalt, hatte ihn zurückgeworfen. Und jetzt – er wagte nicht hinüberschauen; die Scham, die Reue, die Ermattung machten ihn regungslos.

Minuten vergingen ihm, anfangs geschüttelt von innerem Zucken, dann wieder in einer Art vollständiger Bewußtlosigkeit. – Das Delirium ließ nach, die furchtbare Anspannung seiner Nerven wich einer vollständigen Erschöpfung. In ihm ward's ein todähnlicher Zustand. Seine Arme hingen schlaff herab, sein Kinn lag auf der Brust, sein vom Angstschweiß gefeuchtetes Haar, vom Winde durch einander gewühlt, fiel in Strähnen über die Stirn.

Ein Zähneklappern war das erste Lebenszeichen, dem ein neues Schütteln seines ganzen Körpers folgte. Dann plötzlich hob er hastig die herabgesunkenen Augenlider; mit geöffnetem Munde lauschte er. Es war wieder ein Ton an sein Ohr geschlagen. War's Täuschung? Ein Ton, der ihm durch das Mark seiner müden Glieder fuhr, ihn mit Entsetzen und Freude zugleich schlug; denn in diesem Ton lag Alles, was er Höchstes und Schönstes auf Erden hatte.

»Vater! Mein armer . . . armer Vater!« rief es noch einmal und ganz in seiner Nähe.

Das war keine Vision! Das lebte, das hob, vor ihm auf einem der unteren Felsblöcke knieend, die Arme zu ihm hinauf; das war das leibhaftige Antlitz seines Kindes; das waren die sanften schönen Augen seiner Tochter, aus

denen Thränen über die bleichen abgehärmten Wangen rannen. Das war sein Kind, das schwach und schwankend sich eben vor ihm aufraffte, seine zarten Hände an den Felszacken ritzte, um zu ihm hinaufzuklimmen . . .

Das war keine Täuschung; es war Leontine selbst, wie er sie drüben auf dem jenseitigen Rande der Kluft gesehen, flehend und händeringend, aber jetzt in seiner unmittelbaren Nähe mit verzweifelter Anstrengung über das Geröll zu ihm hinaufklimmend und mit der Kraft der höchsten Angst seine Knie umklammernd.

»Vater! Mein armer, unglücklicher Vater!« hauchte es zu seinen Füßen, und er – als umfängen ihn die Arme eines rettenden Engels, fühlte er sich plötzlich von himmlischem Trost durchströmt und all' die grauenhafte Qual in seiner Seele wich vor der Nähe dies so theuren Geschöpfs.

Beschämt und dennoch glücklich, liebevoll und doch regungslos vor Ueberspannung einer Kräfte, vermochte er nichts, als seine blutende Hand auf ihr Haupt zu legen.

»Mein Kind!« rief er mit versagender Stimme. Dann aber machten Thränen seiner gefolterten Seele Luft. Er legte seine Stirn auf die Schulter Leontinens, die sich aufgerichtet und ihn mit der ganzen Angst, die sie erfüllte, und von dem Glück, ihn gerettet zu sehen, durchdrangen, an sich gepreßt hatte.

So vergingen Minuten, bis endlich die Gruppe sich löste. Leontine wagte jetzt, in das von so viel Schrecken

verwüstete Antlitz des Vaters zu blicken. Mit namenlosem Schmerz sah sie diese Verzerrung der ihr so theuren Züge, welche ein grauenhafter Entschluß, der Kampf zwischen Pflicht und Verzweiflung hervorgebracht. Die Angst versagte es ihr, die Höhe des Elends zu bemessen, die diesen sonst so ruhigen und unter Kämpfen ergrauten Mann zu solchem Entschluß hatte treiben können. Sie trocknete das Blut von seinen Händen, den kalten Schweiß von seiner Stirn.

Es beherrschte sie nur noch *ein* Gedanke inmitten ihrer eigenen Verwirrung: die Wonne, den Vater vor einer That gerettet zu sehen, zu der ein Mann, wie er, nur durch das Aeußerste hatte gebracht werden können.

Und wieder, als sie sah, daß er vor Scham nicht aufzublicken wagte, umschlang sie ihn mit ihren Armen. Sie küßte ihm die Thränen von den Wangen, sie suchte ihn aufzurichten, nannte ihn bei den theuersten Namen.

»Komm, Vater, Du bist krank! Komm hinab! Ich will Dich führen! ... Die Luft hier oben ist so schneidend, so frostig! ... Gieb mir Deine Hand ... Wir wollen unterwegs mit einander plaudern ... Ich sah schon längst, daß Dein Gemüth umschleiert und krank! Aber ich folgte Dir nicht! Ohne Absicht, gewiß, ohne Absicht ließ mich ein glücklicher Zufall Dich hier finden und ich danke Gott auf meinen Knieen, daß er mich Dir zur Hilfe gesandt! ... Du bist krank, Vater, und unrecht war's von Dir, uns dies zu verhehlen!«

Leontine war so zerfahren, daß sie selbst nicht wußte, was sie plauderte. Sie fühlte nur die Nothwendigkeit,

ihm etwas Beruhigendes zu sagen. Und während ihres Geplauders war es ihr gelungen, den Vater von der Felswand zu lösen, an welche er sich gelehnt.

Vorsichtig geleitete sie ihn über die unsicheren, unter ihren Füßen zerbröckelnden Bruchstücke des Thonschiefers Schritt für Schritt hinab; sie stützte seinen Arm, da seine von Blutandrang und Thränen blöden Augen ihn nur tasten ließen, führte ihn auf die glatte Hochebene, über die reifen dünnen Halme des mageren Gerstenfeldes, die der Wind melancholisch zu leichten Wellen beugte, und als sie sah, daß des Vaters Füße schwankten, brachte sie ihn zu einem Rasenvorsprung, auf den er sich ermattet niederließ.

Ein einziger, flüchtiger Blick auf das Antlitz des Vaters überzeugte sie jetzt, daß der Arme in wenigen Stunden um Jahre gealtert. Indeß, sie wagte nicht, ihn merken zu lassen, daß sie ihn betrachte; sie setzte sich neben ihn, nahm seine Hand in die ihrige und fühlte, wie kalt, wie leblos dieselbe.

»Sobald Du ein wenig ausgeruht, gehen wir nach Hause, Vater! Du mußt Dich zu Bette we legen und ich bleibe bei Dir, Tag und Nacht! Mit Gottes Hilfe wirst Du ja wieder gesunden, und wenn Rudolf morgen wiederkehrt, soll er Dir alle Deine Mühen und Sorgen abnehmen, damit Du hinfort Dich schonen kannst!«

Ofelius blickte schweigend, die zerschundenen Hände auf beide Kniee stützend, vor sich hin. Dann nickte sein Kopf langsam und schwerfällig.

»Du hast Recht, Kind! Ich bin krank und mehr als ich selber glauben wollte! – Es ist eine schwere Krankheit, das Vertrauen in sich und die Vorsehung verloren zu haben!«

»Du wirst es wieder finden, Vater! Du bist Du selbst nicht mehr, Du hast nur Dich verloren, als vielleicht zu viel auf einmal auf Dich einstürmte! Oder es ist vielleicht nicht einmal *das*; es ist die Unthätigkeit, zu der Du Dich verurtheilt sahst, und *sie* nahm Dir den Lebensmuth, die Thatkraft, die Deine Stärke ist; sie gab Dir Zeit zum Verzagen, machte Dich kleinmüthig. Du sahst Dein Werk, Deine eigne Schöpfung gestört, zur Unthätigkeit verurtheilt; dieses Werk aber bist Du selbst, in diesem Werke ist Dein Geist, Dein Genie, und seit Alles für den Augenblick todt, scheinbar todt, was Du in Bewegung setztest, was Dich in Bewegung erhielt, seitdem ist es Dir, als habest Du Deine Seele verloren, und mit ihr verlorst Du den Lebensmuth! . . . O, ich verstehe Dich wohl, Vater! Ich weiß seit Beginn dieser traurigen Epoche, was in Dir vorgeht. Aber ich weiß auch, daß Alles wieder gut werden kann, wenn Du nicht verzagst, wenn Du, der Du mir so oft sagtest, Du habest dies Alles mit nichts geschaffen, dem toten Koloß wieder den Athem einhauchst, den Du ihm mit Zaghaftigkeit entziehst.«

Ofelius hatte immer theilnehmender den klugen Worten der Tochter gelauscht. Was sie sprach, war grade geeignet und wohl berechnet, seinen Lebensmuth wieder aufzurichten. Er fand Wahrheit in Leontinens Worten; er

erkannte die Richtigkeit ihres Urtheils; er fühlte den Vorwurf, der in ihnen lag. Sein Auge belebte sich allmählich, seine erschlafften Züge spannten sich wieder, seine Lippen bewegten sich, als wollten sie sprechen. Sinnend, theilnehmend blickte er vor sich, während Leontine mit heimlicher Freude die Wirkung ihrer Rede beobachtete. Da aber schien der Unglückliche plötzlich wieder an einem Punkt angelangt, vor welchem der galvanisirte Muth zusammenbrach.

»Ich habe dies Alles mit nichts geschaffen,« sprach er vor sich hin. »Ich habe mich dessen oft gerühmt, aber ich vergaß, daß es nur Gottes höchstes Recht war, zu ruhen, nachdem er sein Werk vollendet. Sein Gericht traf mich für meine Sorglosigkeit, meine *blinde* Zuversicht, meine Trägheit; es kam über mich, es nahm mir zuerst den Freund, den Helfer in der Noth, als diese an die Thür pochte, es sandte ägyptische Plagen über mich, ich zertrümmerte in eitel Furcht mein eignes Werk, um es vor den Heuschrecken des Krieges zu retten, und als diese Noth vorüber ging, da trat vor mich ein Mahner, um mir eine Schuld vor Augen zu halten, eine Schuld, die zum Ver...«

Ofelius' Klage hielt hier plötzlich inne. Zum ›Verbrechen geworden‹ lag ihm in seinem Schmerz auf der Zunge Er erschrak aber vor sich selber, vor seinen Gedanken in Gegenwart der Tochter, der er sein Geheimniß zu verrathen im Begriff gewesen. Wieder blickte er, in sein Schweigen zurückfallend, vor sich hin.

»Ich danke Dir, Kind,« rief er plötzlich, Leontinens Hand erfassend und sie heftig in der seinen drückend, ohne daß er es gewagt hätte, sie anzublicken. »Ich danke Dir, daß Du mich in einem Anfall von Wahnsinn vor mir selbst gerettet! Gott gebe, daß Du Dir werdest danken können, Dir selbst den Vater gerettet zu haben, der sich verloren gegeben! Es war Kleinmuth, es war Feigheit von mir, Du hast Recht! Ein Mann, der den Muth hat, eine Schuld auf sich zu laden, soll auch die Stirn haben, der Rechenschaft zu begegnen, und ich *will* es; ich will diese Stirn haben, und sollte sie selbst vor der Welt erröthen müssen! ... Und jetzt komm, mein Kind! Führe mich nach Hause! Verrathe nichts der Mutter, hörst Du? ... Es ist ja genug, daß wir Beide darum wissen!«

Noch immer den Blick der Tochter vermeidend, machte er eine gewaltsame Anstrengung, sich zu erheben. Mit sanfter Herzlichkeit, zufrieden, den armen Vater von der Hochebene fortzubringen, über die immer schärfer der Abendwind blies, in ihrem Haar wühlend und sich eisig um ihre Brust, ihren Nacken legend; mit beruhigenden tröstenden Worten war sie dem Unglücklichen behilflich, sich aufzurichten.

So weh es ihr selbst im Herzen war, so trostlos auch ihr Blick in die nächste Zukunft, so erschütternd endlich die Bestätigung dessen war, was insgeheim schon so lange in ihr genagt, – eine Bestätigung, die sie aus des Vaters eigenen Worten entnehmen mußte – Leontine suchte, während sie ihn auf dem harten, mit kleinen

und scharfen Felsstücken bestreuten Wege in's Thal führte, seinen Gram zu verscheuchen. Sie plauderte mit ihm über das, was er am liebsten hörte, über Eberty, der, wie er geschrieben, sich wohl und unversehrt befand und seines freudige Hoffnung ausgedrückt hatte, der Krieg werde ein baldiges Ende haben und er zurückkehren können.

Wußte sie auch nichts von dem, was Erich dem Vater gesagt, so hatte sie doch beobachtet, wie schöne Pläne der Letztere an die Rückkehr des jungen Mannes für seine Geschäfte knüpfte, und auch sie war ja immer so glücklich, wenn von Erich gesprochen wurde. Und der Vater nickte dann wohl theilnehmender; er sprach ein »Hm, hm!« vor sich hin, als billige er Alles, als empfinde er die Freude, die ihm die Tochter ausmalte; aber auf dem Grunde seiner Seele lagerten doch noch die traurigen Gebilde, deren Widerspiel ihm immer von Neuem vor Augen trat, und noch immer schwebte vor diesen der, wenn auch etwas ferner gerückte Schatten der Dämonen, die ihn an den Abgrund geschleppt, um ihn hinabzureißen.

Immer heller, immer lauter wurde, indem sie sich dem Hause näherten, von unten herauf der Arbeitslärm der in den Thälern wieder in Thätigkeit gesetzten industriellen Werke.

Jeder Laut, jeder Schall drang dem armen Fabrikherrn in's Herz wie ein Vorwurf, wie ein Mahnruf und das Echo wiederholte ihn so geschäftig, so geflissentlich! Ihm war's wie einem Gefangenen, der mit gefesselten Händen

durch das Gitter seines Kerkers auf die bunte, regsame Welt hinabblickt.

Sie alle wirkten, schafften mit verdoppelter Kraft, um das während einiger Wochen Versäumte wieder einzuholen, nur er war zur Unthätigkeit verdammt, und was mochte dieser Unthätigkeit erst folgen? Was mochte aus der ganzen, schönen Schöpfung werden, an die er die Kraft seiner Jugend, die Zähigkeit und Ausdauer des Mannesalters gesetzt?

Und dort unten dampften eben, wie Leontine ihn um eine Krümmung des Pfades führte, die Schlotte des Concurrnz-Etablissements, das ihm den Untergang gedroht, dessen Vermessenheit er bemitleidet, dem er selbst den Untergang prophezeit! – – Jenes verhaßte Etablissement arbeitete wieder mit voller Kraft; es gewann abermals einen Vorsprung, und er, er lag am Boden, ohnmächtig, rettungslos, ein bankerotter Fabrikant, ein – –

Seine Augen feuchteten sich wieder, als er die eigenen Fabrikanlagen vor sich erblickte.

Todesstille herrschte in den weiten und großen Gebäuden, kein Schlot rauchte, kein Lärm drang aus dem Hofe; nur wenige Arbeiter waren träge in demselben beschäftigt, so träge, als verlohne es kaum noch, die Hand anzulegen ... Und da drüben auf der jenseitigen Höhe lag das Schloß des aristokratischen Nachbarn, weithin die ganze Thalgegend beherrschend, anmaßend, herausfordernd, ein vornehmer Nichtsthuer im ganzen Bereich des gewerblichen Fleißes!

Ofelius wandte sein Auge davon.

Leontine errieth, was in ihm vorgehe.

»Wie ich mich auf den Moment freue, Vater, wo Rudolf zurückkommst und auch bei *uns* Alles wieder in Thätigkeit gerathen wird!« sagte sie mit heiterem Ton. »Und auch Du wirst dann wieder ein ganz Anderer sein, ich weiß es! Dir fehlt die Seele, wenn Du nicht Alles um Dich in Arbeit siehst!«

Ein Seufzer war die Antwort. Ofelius theilte die Hoffnung seiner Tochter nicht. Für ihn war und blieb Alles todt.

»Das wird nimmer geschehen, mein Kind,« antwortete er nach einer Pause traurig mit gesenktem Haupt. »Es *wird* geschehen, Vater! Glaube mir, es wird geschehen, und bald, in ganz, ganz kurzer Zeit!«

Beide hatten sich der Hinterpforte des Hofes genähert. Thormann begegnete ihnen, der verdrießlich einen Gang durch die verödeten Stätten machte. Er zog seinen Hut, schielte mit einem vielsagenden Blick zu seinem Chef hinüber und schlenderte weiter.

»Die Leute mögen doch Recht haben,« murmelte er vor sich hin, »der Mann sieht mir nicht aus, als werde er die Arbeit wieder aufnehmen lassen. Aber ich gehöre nicht zu den Ratten, die das Schiff verlassen, ehe es untergeht. Ich bleibe, bis er mir sagt: Thormann, geh' Deiner Wege, uns ist der Dampf hier ausgegangen! ... Schade nur um all' das schöne Geld, das noch da hineingeworfen worden. Das hätte hier jetzt das stolzeste Werk zehn Meilen in der Runde werden können! ... Und wenn der arme Herr Eberty mit heiler Haut aus dem Kriege zurückkehrt

und er sieht das Alles hier; unter dem Hammer ... Ich mag nicht d'ran denken, aber eine Sünde und eine Schande ist's doch!«

Thormann fuhr sich mit dem Aermel über die Augen und machte eine schnelle Wendung, um in sein Aufseher-Häuschen zu treten und sich dort auszugrollen. Man hatte ja auch *ihm* viel zugesetzt, um einen so zuverlässigen Beamten seinem bisherigen Brodherrn abwendig zu machen. Thormann aber war es schier unbegreiflich, daß so plötzlich hier Alles ein Ende haben sollte, nachdem erst in neuester Zeit so enorme und kostspielige Anstrengungen gemacht worden, um das Etablissement auf einen neuen und zeitentsprechenden Fuß zu setzen.

»Das geht nicht mit rechten Dingen zu; das muß seinen besonderen, mir verborgenen Haken haben!« brummte er, sich in dem stark ergrauten Haar krauend, und immer wieder kam er auf seinen Entschluß zurück, nicht eher zu gehen, als bis man ihn ausdrücklich werde gehen heißen.

»Wenn ich nur wüßt', wo unser junger Herr bleibt! Man hört immer, er soll jeden Tag zurückkehren, aber er kommt nicht. In der Stadt haben sie schon allerhand schlechte Gerüchte ein Gang gebracht. Er reise draußen umher, heißt es, um Geld zu schaffen, er wolle die ganze Fabrik gegen ein hohes Darlehen verpfänden ... Nun, was Wahres mag daran sein, denn an Geld fehlt's, und selbst wenn das Geld da ist, wird's noch wieder Geld kosten, um Alles in Gang zu bringen ... Warten wir's getrost ab, Thormann! Zu *einem* Loch muß die Katze

hinaus, und das wird wohl dasselbe sein, durch das ich schließlich meiner Wege gehe!«

DRITTER BAND.

1. DIE BRÜCKE

Trauernd, wehklagend, ein Bild des Jammers, irrte während dieser Zeit die arme Babette auf den Bergen der Grenzscheide umher. Einem Gespenst gleich schlich sie zur Abendzeit durch das Dorf, erkletterte die steilen Felswege, durchschlich die benachbarten Dörfer, blickte in die Fenster der Aubergen, horchte auf alle Stimmen, die in denselben und auf den Straßen laut waren, aber sie sah und hörte nichts von Philipp.

Und dennoch war er an jenem Schreckensabend im Dorf gewesen. Man erzählte davon überall; man setzte hinzu, er sei auch später noch Abends im Dorf gesehen worden, er halte sich in der Nachbarschaft in den Felsenklüften versteckt, da die Behörde auf ihn fahnde und er sich auch jenseit der Grenze in den von den Deutschen occupirten Provinzen nicht blicken lassen dürfe.

Vergebens hatte sie Tag für Tag auf ein Lebenszeichen von ihm gewartet. Kam die Dämmerung, so saß sie am Fenster, blickte hinaus, horchte auf jedes Geräusch, beobachtete jeden Schatten – aber Philipp kam nicht.

Und dann machte sie sich auf, gleichgiltig um die Vorwürfe der Mutter. Ein dunkles Tuch über den Kopf werfend, jede fremde Begegnung vermeidend, schlich sie umher. Sie rief seinen Namen auf den Höhen, sie blickte in jede Felsenbucht. Auch dort rief sie seinen Namen hinein, sie durchstriefte furchtlos alle Gebüsche, suchte die

Verstecke der Contrebandiers, durchstöberte jeden Winkel der ganzen Umgegend – Philipp war nicht zu finden.

Ein unklares Gefühl der Schuld war es namentlich, was sie rastlos trieb, ihn zu suchen, ihm zu schwören, daß sie keinen Vorwurf verdiene, und doch warf ihr eine innere Stimme immer die Frage auf: ob sie nicht dennoch schuldig sei.

Das Unglück hatte ein gewisses Mißtrauen an die Stelle ihrer Harmlosigkeit gesetzt und dieses weckte in ihr den Verdacht, ob sie in ihrem blinden Vertrauen zu dem Priester sich nicht etwa zum Spielball einer Andacht habe machen lassen, welche über die dem Diener Gottes gezogenen Grenzen hinausgegangen.

Oft genug war sie über sein heftiges Wesen erschrocken. Ihr jungfräuliches Gefühl hatte ihm wehren wollen, aber der Gehorsam, den sie diesem frommen Manne schuldig war, hatte sie ihn in Demuth gewähren lassen, und die Mutter selbst, eine so gläubige Frau, hatte ja nichts Böses darin gefunden. Dann war sie sogar nicht zurückgeschreckt, des jungen Priesters Zimmer zur Nachtzeit zu betreten. – – Aber war denn das nicht aus Menschlichkeit geschehen, hätte sie nicht jedem Anderen ebenfalls diesen Liebesdienst erwiesen?

Aber endlich: Philipp hatte sie ohne Zweifel im Arm dieses Mannes gesehen, gegen den er ohnehin so thörichte Eifersucht gehegt. Sie freilich war nicht schuld daran gewesen, daß er sie in seinem Arm aufgehoben, sie hatte das nicht hindern können, und als er sie umfassen, als

sie in sein Auge blickte, hatte sie die Kraft der Gegenwehr, das Bewußtsein verloren.

Was war *dann* geschehen? *Das* war ein Punkt, zu dem ihre Gedanken, seit sie sich wieder frei in ihrer Hütte fühlte fortwährend ängstlich zurückkehrten . . . Was war *dann* geschehen? . . .

Sie wußte es nicht. Wie sie auch ihr Gedächtniß anstrengte, um ihm nur einen Funken des Bewußtseins aus jenem Moment abzugewinnen, ein Todter hätte nicht weniger Vorstellung davon haben können, als sie. Es war ihr erst schwarz vor den Augen geworden, dann hatte sie einen Schwindel gefühlt, dann war's ihr, als habe sie der Todesengel auf die Stirn geküßt, und sie war todt, grade so todt gewesen wie Einer, der im Grabe liegt.

Und mußte sie nicht grade so gewesen sein? Hätte sie sonst den Schuß nicht hören, hätte sie nicht fühlen müssen, wie sie auf den Boden fiel, auf dem die Mutter sie gefunden?

Doch das Unglück hatte offenbar gewollt, daß Philipp, nachdem er sie wahrscheinlich vergebens in ihrer Hütte gesucht und diese verlassen gefunden, von seiner Eifersucht geleitet, den Weg zum Pfarrhause eingeschlagen, daß er, von dem durch die Spalten der Fensterläden des Gartenhauses dringenden Lichtschimmer, oder durch die laute Stimme des Priesters geführt, wie dieser sie verdammte, ihr ihre Liebe zu Philipp zum Verbrechen gemacht, hereingetreten und von seinem heißen Blut getrieben, seine Waffe auf den Pfarrer angelegt.

Was hatte Philipp gesehen? Sie selbst wußte es nicht, er aber mußte Zeuge gewesen sein.

Von ihm nur konnte sie die Wahrheit erfahren und dennoch mußte sie glauben, daß er nur im Jähzorn gehandelt, daß sein Mordversuch keine ausreichende Veranlassung gehabt, wenn freilich –, und bei diesem Gedanken pochte ihr ängstliches und trotz aller Selbsttäuschung schuldbewußtes Herz – ob der Zufall, sie im Arm des Priesters zu finden, nicht etwa doch wirklich sie ausreichend gewesen sein sollte.

Den Letzteren hatte Babette seit jener Nacht nicht wiedergesehen; denn Benedict hatte das Pfarrhaus nicht mehr verlassen.

Man erzählte im Dorfe, er habe an jenem Abend einen schweren Fall gethan und in Ermangelung eines Chirurgen pflege ihn ein junger Adjunct der Nachbarschaft, der, ehe er zur Kirche übergetreten, die Medicin studirt. Was dem Pfarrer eigentlich passirt, darüber cursirten verschiedene Versionen; indeß schenkte man derjenigen am meisten Glauben: der Pfarrer habe sich aus Vorsicht für die Kriegszeit mit einem Pistol versehen, durch das er unvorsichtig sich selbst verletzt.

Unter früheren Verhältnissen würde man das Pfarrhaus belagert haben, um ihm seine Theilnahme zu bezeigen. Aber das Blatt hatte sich gewendet, es waren im Dorfe viel geltende Stimmen laut geworden, die ihn des Einverständnisses mit den Wälschen beschuldigten. Man kümmerte sich also weniger um ihn, und wenn die Kirche noch vor Kurzem zu klein erschienen, so war sie jetzt

leer, als der genannte Adjunct den Gottesdienst interimistisch übernommen.

Alle diese Gerüchte wurden indeß nach etwa einer Woche plötzlich durch ein anderes geschlagen, das durchaus glaubwürdig erschien, weil es ein skandalöses war.

Philipp sollte selbst in einem der benachbarten elsässischen Orte, in welchem er sich umhertrieb, einem seiner Freunde gesagt haben: er habe den Pfarrer überrascht, als er seine ohnmächtige Braut umarmt, die er in sein Haus gelockt; er selbst habe seine Waffe auf ihn abgefeuert.

Das lief mit elektrischer Geschwindigkeit durch das Dorf! Man verfluchte den Heuchler, man nahm anfangs Babette in Schutz, weil Philipp selbst sie ohnmächtig gesehen; man eilte zu ihr, um von ihr die Wahrheit zu erfahren.

Die Nachbarinnen, alle Fraubasen kamen, um sich den Vorfall genau erzählen zu lassen, der ja auch alle Wahrscheinlichkeit hatte, da Babette am nächsten Morgen wieder in ihre Hütte zurückgekehrt. Zu ihrem Erstaunen und Leidwesen aber *leugnete* Babette, so hieß es, sie war anfangs dabei roth geworden und das bewies, daß sie nicht aufrichtig.

Babette war in der That, als ihr zum ersten Male die Frage gestellt wurde, heftig erröthet, darnach aber war sie bleich geworden wie ein Leinentuch; denn jetzt hatte sie die Gewißheit, daß Philipp Zeuge jener Scene gewesen, und jetzt wuchs ihre Angst, ihr Verlangen, Philipp zu sehen, um ihm Alles, Alles zu erzählen, ja selbst das

Maß der Schuld, das sie unbewußt auf sich geladen, reumüthig zu bekennen.

»Wegen des Mordversuchs kann Philipp getrost wieder zurückkehren,« war die Meinung der Fraubasen; »denn wo kein Kläger, da ist auch kein Richter! Hätt' er nur die Dummheit nicht begangen, sich der Soldatenpflicht durch seine Flucht zu entziehen! . . . Und die arme Babette! Sie ist dem Wahnsinn nahe! Sie irrt allnächtlich auf den Bergen umher, um ihn zu versöhnen, aber Niemand weiß, wohin er sich gewendet, seit man ihn zuletzt gesehen, und wenn sie ihn findet, zu was wird der Tollkopf gegen *sie* im Stande sein!«

So war's. Babette erschien inzwischen dem Wahnsinn nahe. Ihr schönes Antlitz magerte ab, ihre Augen, diese sonst so schönen Augen, sanken zurück und nahmen einen so scheuen, menschenfeindlichen Blick an; ihre Hände waren fast durchsichtig und zu keiner Arbeit mehr fähig.

Stundenlang saß sie des Tages da, vor sich hin weinend. Zum Tode müde lehrte sie stets erst im Morgenrauen von ihren Ausflügen zurück, und mochte durch ihre Unthätigkeit der Mangel, ein sonst ungekannter Gast, in ihrer Hütte sich einstellen, sie bedurfte der Nahrung nicht und für die Mutter reichten ja noch die wenigen Zehrpfennige, die ihr übrig geblieben.

Die alte Frau war ja auch jetzt so unglücklich, wenn auch in entgegengesetzter Richtung. Sie jammerte, daß alle diese Gerüchte nicht wahr seien, daß *sie* das doch am besten wissen müßte, da sie doch zugegen gewesen

sei, wie sie sich jetzt steif und fest einredete, und daß Alles nur Erfindung von den jungen Weibern im Dorfe sei, die darüber scheel sähen, daß auch die arme Babette von dem geistlichen Herrn würdig befunden worden, Babette, die sich nie in den Vordergrund gedrängt, die zwar nie so viel wie die Anderen in die Kirche gelaufen, aber dennoch vielleicht Gott wohlgefälliger sei, als sie Alle.

Das Ganze, behauptete sie, sei Lüge wie die vor Kurzem gegen den Pfarrer erhobene Verleumdung, der geistliche Herr habe die Burschen aufgefordert, unter dem Vorwand, die Beichte nehmen zu wollen, zu ihm in die Kirche zu kommen und dann zum Feinde überzugehen. Eine amtlich geschehene Erhebung habe doch dargethan, er habe die Burschen aufgefordert, zur Beichte zu kommen und dann *gegen* den Feind zu gehen – ein Mißverständnis, das bekanntlich zu so viel Aergerniß geführt, an dem doch Niemand Schuld sei, als die Burschen selbst und Philipp mit, der sich also sein Unglück selbst zuzuschreiben und es bekanntlich immer mit den Wälschen gehalten habe.

All' Das änderte indessen nichts an Babettens Elend. Die alte Frau sah sich selbst genöthigt, im Dorf umherzugehen und Alle zu bitten, ihr doch behilflich zum Auffinden des wilden Burschen zu sein, gegen den das Gesetz ja auch nicht so unerbittlich sein werde, wenn er sich bei Zeiten noch reuig gestelle und seine Schuld wieder gut zu machen suche.

Indeß die Alte fand taube Ohren und Achselzucken. Niemand hatte Philipp gesehen, Niemand wollte sich in

die Sache mengen. Man hatte für die arme Babette zwar Mitleid, aber es fanden sich auch boshafte Zungen, welche die Theilnahme für sie herabstimmten und meinten, wenn was Wahres an dem Vorfall im Gartenhäuschen der Pfarrwohnung sei, so habe sie eben so viel und vielleicht alle Schuld; denn wer hieß sie ihre Hütte verlassen und in's Pfarrhaus ziehen, das sei schon von Anfang verdächtig erschienen und nur durch den Krieg und den Mantel der Wohlthätigkeit beschönigt worden.

So reichte denn eine kurze Spanne Zeit, während welcher der Krieg immer weiter nach Frankreich hineintobte, vollständig hin, um auch das unglückliche, bisher so unbescholtene Mädchen in der öffentlichen Meinung zu verderben, die in einem Dorfe eine furchtbare Gewalt ist.

Babette fühlte es, mochte sie auch jeden Umgang meiden. Sie hörte Spottreden, die so laut geäußert wurden, daß sie dieselben in ihrer Hütte durch das offene Fenster vernehmen konnte; man lachte ihr nach, wenn man sie Abends ihre Wohnung verlassen sah, und kaum Einer nahm sich der Aermsten mehr an; denn die ihr noch wohl wollten, beschränkten sich auf stummes Mitleid.

Wie sich jeder Born erschöpft, so versiegten auch die Thränen des armen, von inneren Vorwürfen gefolterten Kindes.

Schweigend und in sich gekehrt saß Babette den ganzen Tag hindurch da, sich zu schaffen sie machend, und doch nichts schaffend, gleichgiltig geworden gegen die Außenwelt, die sie floh, gleichgiltig sogar gegen die Mutter, und wenn er sie mit dieser sprach, geschah es nur, um

sie zu überreden, in das Haus des Schwagers zu ziehen und sich des armen, mutterlosen Kindes anzunehmen, da sie dies nicht mehr vermöge.

Babette folgte darin einem geheimen Plane, den selbst die Mutter nicht kennen sollte. Das Leben war ihr unerträglich. Die Last mußte von ihr gewälzt werden, wenn sie nicht unterliegen sollte. Philipp wollte sie sehen, sie wollte ihn sehen! Mochte er dann sie mit Füßen von sich stoßen, sie wollte ihm wenigstens sagen, daß sie schuldlos sei. Möchte er sie häßlich finden in ihrem Gram, sie wollte auch das erdulden, wenn er sie nur anhörte.

»Ich kann's nimmermehr ertragen,« sprach sie für sich, als sie nach all' dem vergeblichen Suchen am Abend in der Laube auf der Matte am Fuße des Felsenrandes saß, an der von den weißen, wilden Flatterrosen ein Blatt nach dem andern vom Regen herabgeschlagen war. »Ich kann's nicht ferner tragen!« seufzte sie und die wilden Rosenkelche weinten, statt ihrer, da sie auch *das* nicht mehr konnte; denn die Regentropfen, welche die späte Abendsonne nicht mehr aufzusaugen vermocht, perlten aus den Blüthen auf ihre Hand herab, wie der Nachtwind sie leise hin- und her bewegte. »Mein Leben ist verloren, seit meine Ehre, die mir das Höchste war, zu Schanden geworden! Ich siehe dahin an Leib und Seele; und hier innen in der Brust schmerzt es, brennt es, als wäre mir siedendes Blei in's Herz gegossen, und meine Gedanken kriechen mir wie Schlangen im Kopf durch einander. Als mein Vater selig starb, sagte er zu mir, während seine schon halb kalte Hand die meinige drückte: Kind, ich bin

nur ein gemeiner Mann, aber ich bin von guten Eltern, die mich, obwohl sie es nicht brauchten, an Gottesfurcht und Fleiß gewöhnten. Behalte die letzten Worte Deines Vaters im Gedächtniß; Arbeit ist Ehre, Ehre ist nur durch Arbeit! . . .

»Ich habe Beides vor Augen gehabt. Ich fürchtete Gott und fand die Ehre durch Arbeit. Nun ist Beides dahin! Niemand giebt mir mehr Arbeit, und gäbe man sie mir, ich könnte sie nicht leisten! Der Mutter gläubiger Sinn lehrte mich den Dienern Gottes gehorsam sein, ihnen im kindlichen Gehorsam folgen. Ich that es, und mein Thun ward strafbar, sündig in all' meiner Einfalt! . . . Wie glücklich war ich, als ich noch in meines Herzens Unschuld in den Tag hinein lebte! Ich that nichts Böses, ich verrichtete Morgens und Abends meine Gebete; ich liebte meine Mutter und Philipp, der mich wieder liebte. Da aber kam es so plötzlich, ich weiß nicht wie. Ich mußte beichten gehen und war mir doch nichts bewußt, was nicht Alle im Dorf gewußt hätten. Ich mußte täglich, stündlich hören, daß ich ein sündig Geschöpf sei, nicht werth der Gnade Gottes, wenn ich ihm nicht besser und eifriger diene! Der Krieg kam darüber und erfüllte mich mit Angst, und ich wußte doch nicht einmal, für *wen* ich zu Gott um Sieg beten solle. Dann riß es mich in einen Wirrwarr hinein, aus dem ich mich selbst nicht herausfand. Philipp war mir entrissen, und meine Liebe zu ihm ward mir zur Sünde gemacht. Der Pfarrer verwirrte mich mit seinen Lobeserhebungen und wiederum mit seinen Vorwürfen; er schleuderte mich hin und her, er machte mir Furcht

durch das Ungestüm seiner Gottesverehrung. Und wenn ich endlich Abends mein Herzklopfen auf meinem Kissen zu beruhigen glaubte, sprach mir die Mutter noch Stunden lang von all' dem, was ich thun und nicht thun mußte, um meine Seele von der Sünde zu reinigen und Gott wohlgefällig zu werden . . .

»Und was bin ich jetzt geworden, was ist aus mir geworden? Ein für all' seinen guten Willen verleumdetes, verlassenes, verspottetes Geschöpf, ein armselig Wesen, das zu nichts mehr Nutz auf der Welt, dem es am besten wäre, es läge tief unter der Erde, auf der es ja nichts mehr zu suchen hat, das vor jeder neuen Sonne erschrickt, die ihm doch noch vor Kurzem so goldig gelacht! Ich habe nur Eins noch zu thun: ich will mich aufmachen und Philipp suchen! Ich weiß ja, wo ich Kunde drüben von ihm finden werde. Und will er mich nicht anhören, will er mir nicht verzeihen – denn auch Verzeihung habe ich von ihm zu bitten – so sieht mich Niemand wieder. Die Mutter wird keine Noth leiden, das arme Bübchen will ich noch einmal umarmen und dann – «

Babette ließ das abgemagerte Antlitz in beide Hände sinken.

Der Abend war dunkler geworden, tiefer fielen die Schatten über das Thal, ein weißer Nebel kroch über den Boden. Im Dorfe war es still geworden; der aus der Ferne sonst herüberdringende gedämpfte Lärm zu der Fabriken schwieg seit einer Stunde schon. Alles war todt um Babette her; denn die Mutter war den ganzen Tag hindurch bei dem erkrankten Kinde gewesen; sie saß jetzt wieder

bei den Nachbarn und fraglich war's, ob sie vor der Uhr Nacht heimkehren werde.

Mit ihren Gedanken war Babette zu Ende an dem Punkt, wo sie sich das Wiederfinden des Geliebten vorstellte, sich flehend zu seinen Füßen sah und vielleicht – hier erstarrten ihre Gedanken.

In sich rathlos, unfähig überhaupt weiter zu denken, plötzlich erschreckend über die unheimliche Stille, die sie umgab, hob sie das Gesicht aus den Händen und blickte vor sich hin. Da lag vor ihr auf dem vom Wetter zerfressenen, zerbröckelnden Holztisch eine weiße Flatterrose, wahrscheinlich vom Zweig gelöst durch den Gewitterregen des Nachmittags und jetzt herabgefallen, ohne daß sie es bemerkt hatte.

»Lägest du auf meinem Grabe, arme Rose!« murmelte sie. »Oder vielleicht bist du mir eine Verkündigerin dessen, was mir bevorsteht.«

»Babette!« hörte sie plötzlich eine leise Männerstimme am Eingang der Laube.

Mit einem Angstlaut starrte sie auf. Sie erkannte in dem Dunkel die schwarze Gestalt eines Mannes. Sie erkannte auch die Stimme, die ihr das Herz erzittern machte.

»Du wirst den Tod davon nehmen, in dem Abendnebel in der feuchten Laube zu sitzen!« fuhr die Stimme fort. »Du weinst, Du bist unglücklich und vergisest Alles um Dich her!«

Benedict, den Arm in der Binde, trat zu ihr heran. Sie wagte nicht aufzublicken, und dennoch war es ihr, als

müsse er krank, leichenblaß aussehen. Selbst seine Stimme war matt und hatte den Ton, an welchem die Schattirung des Leidens unverkennbar.

Babette schwieg; sie wagte weder aufzublicken, noch ein Wort zu sprechen. Es war ihr, als müsse sie sich fürchten, als nahe ihr etwas Unheilvolles, wenn auch die Stimme weich, sogar herzlich und gewinnend klang. Die Erinnerung an jene Abendscene stand plötzlich lebhaft vor ihr, daß sie erbebte.

»Du bist unglücklich, Kind!« fuhr dieselbe Stimme fort. »Was ist Dir geschehen, seit ich Dich nicht mehr sah? – Sprich, oder hast Du das Vertrauen zu mir verloren?«

Vertrauen! hallte es in des Mädchens Herzen wieder. Vertrauen! So sprach er, dem sie ihr ganzes Elend verdankte!

Benedikt legte, an den Tisch tretend, seine Hand leise auf ihre Schulter. Er fühlte, wie sie schaudernd zusammenzuckte.

»Ich lag bis gestern unter den größten Schmerzen daheim und verließ jetzt eben zum ersten Male das Haus,« fuhr Benedict fort. »Es ist nichts von außen zu mir gedrungen, sei also offen gegen mich: was bedrückt Dich?«

Was bedrückt Dich? so fragte dieser Mann, der das selbst doch wissen mußte! Noch immer antwortete Babette nicht. Die Frage selbst erschreckte sie.

»Ich errathe, was in Dir vorgeht, und das eben ist es, was mich antrieb, heute das Haus schon zu verlassen und zu Dir zu kommen. Du bist ein Weib und hängst mit irdischer Liebe an dem, was Dir bisher das Theuerste war.

Ich erkannte es, Du weißt es. Ich hielt Dich für stärker, für besser, als Du bist, und damit Du siehst, daß ich Dir nicht zürne, komme ich zu Dir.«

Er zürnte nicht! Babette klang dies wie Spott, und dennoch wagte sie immer noch keine Antwort.

»Deines Bleibens ist unter solchen Umständen nicht hier,« fuhr er fort, »und meines Amtes ist es nicht, Deiner Sehnsucht ferner etwas in den Weg zu legen. Morgen früh um Tagesanbruch erwartet Dich drüben an der ersten Schleuse des Waldbachs ein Mann, der Dich zu ihm führen wird – Du weißt, wen ich meine – oder Dir helfen soll, ihn zu suchen. Vertraue dem Mann, ich büрге für ihn, und geh mit Gott, wohin Dich Dein Herz ruft! Ich werde indeß um Deine Mutter Sorge tragen, und wenn der Mann allein zurückkehrt, wird er mir sagen, was aus Dir geworden.«

Das wirkte wie eine Zauberformel auf das Mädchen.

Babette blickte auf. Sie starrte, die Hände faltend, zu Benedict hinauf, als wolle sie in seinem vom Schatten der Laube bedeckten Antlitz lesen, ob er die Wahrheit spreche, ob sie recht gehört. Sie sah nicht, wie entsetzlich bleich, wie von Qual verzerrt sein Antlitz war, sie konnte also nicht darüber entscheiden.

»Zu . . . Philipp!« schrie sie auf. »Noch heute, noch diese Nacht zu ihm!«

»Gedulde Dich bis zum Tagesanbruch, mein Kind!« war die ruhige Antwort.

»Wo ist er?« rief Babette aufspringend, »ich muß wissen, wo er ist!«

»Ich weiß es nicht . . . Man wird ihn finden.«

»Aber . . . er ist ein Verbrecher geworden; man wird ihn strafen, wenn man ihn findet.« Babette ließ Kopf und Hände sinken. »Er ist verloren!« setzte sie wieder muthlos hinzu.

»Nicht um meinetwillen, mein Kind, nicht durch mich soll er es sein; denn Niemand kennt ja seine That,« sagte Benedict beruhigend.

»Niemand! . . . Das ganze Dorf spricht davon! Er selbst soll es erzählt haben! O, Gott im Himmel, und das ist ja eben mein Elend!«

Benedict fuhr zusammen. Er, der während seiner Schmerzen, nur von seinem jungen Collegen gepflegt, dagelegen, er hatte in dem Gedanken Trost und Rettung gefunden, daß kein Zeuge jenen Vorfall habe verrathen können, und jetzt, bei seinem ersten Schritt zum Hause hinaus, verstand er die scheue, reservirte Haltung des ihn pflegenden jungen Geistlichen ihm gegenüber, die er seit einigen Tagen bei demselben bemerkt zu haben glaubte.

Sich selbst vor diesem Mädchen zu retten, war sein Plan. Sie sollte fort, sollte dem Burschen, den sie liebte, zugeführt, diesem auf Gnade oder Ungnade übergeben werden, und jetzt . . .

»Das ganze Dorf spricht . . . Du lügst!« rief er, sein Erschrecken nur halb bemeisternd. »Was! spricht das Dorf? . . . Rede!«

Babette hatte sich inzwischen in ihren Schmerz über die Schande, der sie zum Opfer geworden, wieder versenkt. Sie fühlte auf's Neue das ganze Bewußtsein der

Schmach, die ihr versagte, hier zu bleiben, und wiederum die Beschämung, vor Philipp als eine Schuldige, als eine öffentlich Gebrandmarkte hintreten zu sollen.

»Rede!« wiederholte Benedict dringender, heftig, indem er die Hand auf des Mädchens Schulter legte.

Babette brach, das Antlitz verhüllt, in Schluchzen aus. Benedict sah sich dadurch in der peinlichsten Situation. Man konnte sie von der Straße her hören, man konnte herbeikommen, und seit der ihm zwar noch unverständlichen, aber doch von ihm in ihrer ganzen Bedeutung erathenen Aeußerung des Mädchens durfte ihn Niemand bei demselben finden.

»Komm zu Dir! Fasse Dich!« raunte er ihr in's Ohr, indem er ihren Arm kräftig erfaßte auf und sie tiefer in die Laube zurückdrängte. »Bei dem Heil Deiner Seele beschwöre ich Dich, nimm Vernunft an! – – Sprich, was hast Du?«

»Bei dem Heil Deiner Seele!« wiederholte Babette, dumpf vor sich hinsprechend, während ihre Arme herabsanken, und jetzt erst erkannte Benedict, nachdem sich sein Auge an das Dunkel gewöhnt, die Verheerung in den sonst so frischen und schönen Zügen des Mädchens.

Auch sein Arm, der den des Mädchens gehalten, sank entmuthigt herab. Er mußte auf das Schlimmste gefaßt sein und war es doch so wenig.

»Ich suche für *mich* kein Heil mehr,« fuhr Babette in demselben Ton fort. »Ich finde keins mehr. Ich will nur gerechtfertigt dastehen vor Demjenigen, dem ich Treue geschworen und in meinem Herzen gehalten habe. Die

Nachbarn, das ganze Dorf verspotten mich, weil grade er mich im Arm eines Andern gesehen haben soll, und ich habe doch nie etwas Böses gedacht oder gethan! Ich bin verloren; denn ich, ein armes Mädchen, kann mich nicht vertheidigen. Ich kann nicht hier bleiben, denn ich vermag den Hohn nicht zu ertragen! Ich will fort, und wenn ich Philipp gesehen habe, will ich an irgend einem einsamen Orte sterben. Der Tod wird ja nicht unerbittlich sein und mich aus der Schande erlösen, die so unverdient über mich gekommen!«

Des Mädchens halb schluchzende Rede sagte Benedict *Alles*. Er stand wie versteinert da. Seine Lippen bebten, brachten aber keinen Laut heraus. Ein Frösteln schüttelte seine Glieder. Die Lage des Mädchens erschien ihm noch beneidenswerth gegen die seinige. Seit er *wußte*, vergaß er Babette und dachte nur über sich selbst nach.

»Es ist eine furchtbare, schändliche Lüge,« murmelte er endlich vor sich hin, »aber was beginnen? Die Wahrheit ist stets machtlos gegen sie, die selbst mich anzutasten gewagt!«

Benedict unterbrach sich selbst. Er überraschte sich in einem Zugeständniß, das er dem Mädchen gegenüber für seiner unwürdig halten mußte. Er stellte sich dadurch in eine Gemeinschaft zu demselben, die ihn herabsetzte. Es galt für ihn, sich selbst zu retten, mochte es auf Kosten der Unglücklichen geschehen.

»Warum hast Du mir nicht früher davon gesprochen?« fuhr er mit Strenge fort, mit einer Erbitterung, welche die ganze Schuld auf das Mädchen zu werfen suchte.

Babette blickte jetzt hastig und fast herausfordernd auf. Es war ihr in diesem Moment, als habe der Mann, dem sie eine so fromme Verehrung gewidmet, plötzlich den Nimbus verloren, in welchem er ihr sonst erschienen. Benedict aber begegnete dem kühnen, die steigende Aufregung des Mädchens verrathenden Blick mit imponierender Haltung.

»Warum thatest Du nicht das Deinige, diese Lüge zurückzuweisen? Warum wandtest Du Dich nicht an mich, um mir zu sagen, daß man den Seelsorger der Gemeinde zu verleumden wage?«

Benedict's Ton war so beherrschend, gebietend, daß das Mädchen in starrem Schweigen verharrte.

»Warum duldest Du eine schamlose Lüge, die man auf mich häufte, während ich von Schmerzen geplagt durch den Mordversuch Deines Geliebten hilflos in meinem Zimmer lag. Oder« – Benedict's Stimme schwoll an – »ist es Dir etwa unbekannt, daß dieser Bube mich in meinem Pfarrhause mit der Waffe in der Hand überfiel, weil er thöricht genug war, meine Worte falsch zu deuten, dann über die Grenze zu laufen, um *mich* jetzt dafür verantwortlich zu machen? Erinnerst Du Dich nicht, daß ich vor ihm in das Gartenhaus flüchtete, daß er dort auf mich schoß, daß ich Dich, die Du in Ohnmacht sankest vor Angst über sein Verbrechen, in meinen Armen aufhob, bis ich selbst durch Blutverlust so geschwächt wurde, daß es mir kaum gelang, mich in mein Zimmer zurückzuschleppen? ... Und für all' Das duldest Du, daß man *mich*, der ich aus Menschlichkeit diesen Bubenstreich, diesen

Mordversuch verheimlichen wollte, durch eine schamlose Lüge verleumdete? ... Sprich, bekenne mir und Dir die Wahrheit! Erinnerst Du Dich nicht deutlich aller dieser Umstände jenes Abends?»

Babette stutzte. Die Worte, die der Pfarrer gesprochen, tobten, sausten und brausten in ihren Ohren; es war, als habe der geistliche Herr von durch dieselben ihre Sinne vollständig verwirrt. Sie packte mit beiden Händen ihre Stirn und stierte zu Boden, um zu sich zu kommen, ist um den Wirbel ihrer Sinne zu beruhigen, eines klaren Gedankens, einer eben so klaren Erinnerung fähig zu werden. Ihre Brust arbeitete convulsivisch, ihre Arme zitterten, wie sie sich die beim Kopfe packte, ihr Athem ward kurz und heiß.

Philipp ein Mörder, ein gemeiner Mörder! Nicht der Anblick dessen, was ihr doch ganz deutlich vorschwebte, nur gemeine Rachsucht sollte ihn zu einem Verbrechen getrieben haben – *ihren* Philipp, der zwar heftig, aufbrausend, aber im Herzen gut! ... Was ihr ganz deutlich von jener Scene erinnerlich, wie der Pfarrer sie in seinen Arm faßte, jenes glühende, verzehrende Auge ... Ja, ja, sie sah ihn jetzt deutlich vor sich! Was der Pfarrer ihr da sagte, war Unwahrheit, eine schändliche Entstellung ...

Ihr Blut kochte. Alles in ihr forderte sie auf, Philipp gegen diese Anklage zu schützen.

»Ja, Lüge, Verleumdung! Schamlose Verleumdung!« schrie sie auf, den Pfarrer mit wildem, leuchtendem Blick

messend. »Aber *Ihr, Ihr* seid's, der diese Lüge, diese Verleumdung spricht! An den Galgen wollt Ihr Philipp bringen, Ihr mit Eurer christlichen Liebe in dem schwarzen Herzen! . . . Es ist nicht wahr, nein, nicht wahr! Ich selbst will für ihn zeugen vor Gericht, vor den Menschen, vor Gott, der mich besser kennt! Philipp ist unschuldig! Was er that, geschah, weil Ihr Eure Pflicht vergaßt, ein harmloses Mädchen auf Abwege zu führen suchtet durch . . . «

Babette unterbrach sich in ihrer Aufregung. Es schlug ihr plötzlich kalt auf's Herz. Es war ja der geistliche Herr, den sie mit den schwersten Anschuldigungen überhäufte. Sie blickte wieder vor sich hin. Ihre Arme hingen schlaff herab, denn Benedict hatte drohend und strafend den Arm gegen sie erhoben.

»Weib, Deine Zunge gehört dem Satan!« schrie er auf.

Babette duckte den Kopf. Aber Benedict selbst erschrak über seine Heftigkeit. Er fürchtete das Aergste; er durchschaute, was in dem exaltirten Mädchen vorging; er sah voraus, wessen sie fähig war. Was er ihr Unwahres gesagt, was er ihr als Wahrheit zur Ueberzeugung bringen wollte, hatte auch ihm nur die Verzweiflung eingegeben. Mochte er selbst *vor* seiner Lüge erschrecken, sie *mußte* Wahrheit sein, wenn er nicht verloren sein sollte. Er entstellte ja nur das *Motiv* einer That, die nicht zu leugnen, um sich selbst von den Folgen einer Leidenschaft zu retten, mit der er so lange im vergeblichen Kampfe gestanden. Was konnte es schaden, dies Motiv und die Umstände zu entstellen, wenn er doch bereit war, die That

selbst als ungeschehen zu betrachten, sie ungeahndet zu lassen, den Frevler sogar zu schützen!

Er selbst hatte, als ihm diese Eingebung kam, nicht berechnet, daß er den Burschen, wenn die Sache nach seiner Darstellung ruchbar ward – und das mußte sie werden, um ihn selbst zu reinigen – daß er den Burschen als des Mordversuchs schuldig den Gerichten überantwortete. Was ihm aber nicht sofort ersichtlich, das überblickte Babette selbst in ihrer Verwirrung, ihrer Ueberraschung, denn alle ihre Gedanken waren ja nur mit Philipp beschäftigt.

So sah denn Benedict ein, daß es vor Allem geboten, das Mädchen zu beruhigen und dasselbe gefügig zu machen.

»Du bist krank, Kind!« sagte er in begütigendem Tone, indem er ihre Hand zu erfassen suchte. »Deine Sinne sind verwirrt! Komm zu Dir! Laß uns in Ruhe sprechen! Man kann uns hören! . . . Geh in's Haus, ich folge Dir dorthin!«

»Daß er mich noch einmal so sähe! Daß es wirklich zu einem Morde komme!« rief Babette außer sich. »Der Fuß eines Mannes, dem ich so viel Elend verdanke, darf nicht über meine Schwelle! Was ich gesagt, sollen Alle wissen, Alle, Alle! Ich will es auf offener Gasse ausrufen, damit sie es hören, daß Ihr der Lügner seid, der den armen Philipp an den Galgen bringen will!«

Mit der fieberhaften, angstvollen Eile einer Irrsinnigen, getrieben von der Furcht, dieser Mann könnte noch

einmal ihrer Meister werden, sie noch einmal in Vertrauen einlullen, brach sich Babette, den Kopf und beide Arme vorstreckend, Bahn aus der Laube, um sofort ihren Vorsatz in Ausführung zu bringen.

Benedict, überrumpelt durch diese Tollheit und dennoch auf irgend etwas der Art gefaßt, gelang es noch rechtzeitig, mit seiner gesunden Hand den Arm des Mädchens zu ergreifen. Mit der Gewalt einer Zange umklammerten seine mageren Finger diesen Arm und drückten ihn nieder.

»Weib!« knirschte er in seiner Empörung über ihr sinnloses Beginnen. Aber schnell zu sich selbst zurückkehrend, beherrscht von der Angst, »gehört und überrascht zu werden, biß er die Zähne zusammen.

»Ruhe! Um Alles, nimm Vernunft an!« zischte er in Babette's Ohr, während der Druck auf ihren Arm fester und heftiger ward und sein heißer Athem ihre Wange brannte.

Benedict sah, daß er einen falschen Weg eingeschlagen. Mühsam überwand er die eigene Aufwallung, in welche ihn des Mädchens Ueberspannung versetzte, die Entrüstung über die, wie er meinte, Sinnlosigkeit, mit welcher dasselbe eine so peinliche Angelegenheit einem möglichen Lauscher preisgab, vielleicht gar in der Absicht, einen solchen herbeizurufen. Seine Ehre, seine Existenz hingen davon ab, der Sache eine Wendung zu geben, wie sie sein Interesse erheischte, und sollte es – so gab ihm seine aufsteigende Hitze ein – auf Kosten dieses Mädchens geschehen, das ja ohnehin verloren war.

Wie es immer geschieht, wenn die Leidenschaftlichkeit, vernüchtert Angesichts der Strafe, nach den elendsten Ausflüchten und Vorwänden für ihre Ausschreitungen sucht, die der durch die Krisis in seine Rechte wieder eingetretene Verstand selbst nicht begreift, sich an dem eigenen Temperament nicht zu erklären vermag, die er selbst strafbar findet, während der Egoismus dafür nach Entschuldigungen hascht, – so war auch Benedict, ohne wirklich schlecht zu sein, gezwungen, sich auf Anderer Kosten aus dem Schiffbruch zu retten. Das größte Leiden Anderer ist uns ja nicht so viel werth, wie das kleinste, das uns selber trifft.

Und was *ihm* drohte, war eben kein kleines. Er mußte seine Rettung finden, mochte sie kosten, was sie wolle, und was war ihm schließlich dieser schon verfehmt Bur-sche, was war ihm dieses Mädchen, seit es Miene machte, ihm sein Verderben zu bereiten! Es mußte zu seinen Fü-ßen zurückkehren oder es wuchs ihm über die Schulter.

Heftiger preßte er den Arm Babettens mit Aufbietung all' der Kraft, die ihm seine Schmerzen gelassen; aber hef-tiger, stärker noch war der Gegendruck, den das kräftige Mädchen trotz seiner eigenen Ermattung leistete. Bene-dict sah, wie Babette, als sie das Flüstern in ihrem Ohr vernahm, das Antlitz zu ihm hinaufwandte; er sah dies-es verzerrt von Wuth; er sah den Haß aus ihren Augen sprühen. Wie im Irrsinn kehrte sie das Weiße des Auges heraus, ihre Brust keuchte, ihr Athem kochte, wie sie sich unter ihm wand. Der Zorn, sich körperlich gezüchtigt zu

sehen, brachte sie zu einer Kraftanstrengung, der Benedict nicht gewachsen war.

Ein Ruck – Benedict taumelte zurück gegen den morschen Tisch, daß dieser zerbrach. Ein Schmerzenslaut entfuhr ihm, als sein noch nicht geheilter Arm gegen den Tischrand schlug.

»Schwächling!« knirschte Babette, sich stolz und hoch vor ihm aufrichtend. Und dennoch, kaum blickte sie mit ihrer ganzen Verachtung auf ihn, als die Pietät, das Mitleid ihre Aufregung schon zu besänftigen begann. Sie sah, daß sie ihm wehe gethan; sie bereute, und dennoch tobte es in ihr; denn nie hatte es Jemand gewagt, seine Hand an Babette Ambach zu legen.

»Das Weib ist toll! Es hat seinen Verstand verloren!« rief Benedict, sich mühsam erhebend, vor sich hin. – »Wohlan, geh' in Dein Verderben, reiße *ihn* mit Dir hinein, ich ziehe meine Hand von Dir und Gott verzeih' mir, was ich in thörichtem Wohlwollen zu Deinem und seinem Besten versucht!«

Benedict tappte zum Eingang der Laube. Sprachlos blickte ihn Babette an. Die Angst, ihm wehe gethan zu haben, preßte ihr das empörte Herz. Kaum aber sah sie Benedict auf sich zuschreiten, als sie, von neuer Angst vor ihm ergriffen, einen Schrei ausstieß. Wie ein Reh sprang sie mit einem gellenden Schrei hinaus, durch die über den Eingang herabhängenden Rosenzweige, sich das Gesicht an den Stacheln ritzend und einen Blütenregen hinter sich lassend.

Es war zu viel der Aufregung, welche das Mädchen seit Wochen schon folterte. Die strafbaren Experimente, denen Benedict sie unterworfen, hatten schon ihre Sinne überreizt. Das geheimnißvolle Erscheinen Philipp's, sein Mordversuch, sein Wiederverschwinden, der Spott, die Verachtung, mit welcher man sie so ungerecht verfolgte, Alles hatte sie außer sich gesetzt. Ihr Herz war verbittert, ihr Kopf war so wüst, daß sie keines klaren Gedankens mehr fähig, und heute Abend, wo sie sich zu sammeln versucht hatte, um ihren Entschluß zu fassen, heute auch noch dies! In ihrer Ueberreizung glich sie in der That einer Irrsinnigen.

Zu seinem Entsetzen sah Benedict sie über die Matte springen, die Felsenplatte erklimmen und auf die Brücke eilen. Er sah, wie diese, seit den letzten Wochen so unsicher geworden, daß ein Anschlag des Gemeindevorstehers am Wege das Betreten derselben untersagte – wie diese Brücke unter ihr schwankte und zusammenzubrechen drohte.

Seine Glieder aber, wie er da, ihr nachschauend, vor der Laube stand, erstarrten zu Eis, sein Herz wagte nicht zu schlagen; denn durch die Luft, weithin hallend durch das Thal, schrie Babette, sich auf die hin- und herschwankende Barrière der Brücke stützend, mit laut kreischender Stimme:

»Philipp! Philipp! Komm und hilf wir! Ich bin ja unschuldig! Rette mich!«

Das Geschrei mußte unfehlbar die Nachbarschaft zusammenerufen, denn das Echo schleuderte es von einer

Felsenwand gegen die andere. Seine Schmerzen nicht achtend, nur auf seine Rettung bedacht, trat Benedict in das Dunkel der Laube zurück. Er war verloren, wenn man ihn entdeckte; denn die Tollheit des Mädchens war in ihren Aeüßerungen Anderen gegenüber unberechenbar, während, wenn er unbemerkt blieb, dieselben eben als Wahnsinn gelten konnten.

Wie vorauszusehen, eilte die Nachbarschaft herbei, voran die Mutter Babette's, gefolgt von den Fraubasen, mit denen sie eben zusammengesessen. Die Stimme der Tochter erkennend, stürzte die Alte mit erhobenen Armen herbei.

Das Gewölk am Himmel, Nachzügler des am Nachmitage über das Dorf gekommenen Unwetters, blaugrau, schwarz und weiß gesäumte Wolkenfetzen, von violetten Tinten durchfärbt, vom Winde bald zusammengeballt, bald auseinandergerissen, schienen sich auf der hohen Felswand hinter der Kirche festgesetzt zu haben und wurden eben über das Plateau hinweggefegt. Der Abend war, als der Himmel wolkenleer, nicht dunkel genug, um die Gestalt des Mädchens auf der langsam ansteigenden Brücke, sich abzeichnend am Firmament, zu verhüllen.

Als die Nachbarinnen herbeistürzten, gewahrte deshalb die Mutter ihr Kind auf dem gefahrvollen Pfade.

Mit einem Angstschrei stürzte sie sich auf die Felsplatte und klammerte sich an die Barrière der Brücke.

»Mein Kind! Mein armes Kind! Rettet mein Kind!« kreischte sie auf und sank am Eingang der Brücke zusammen, ihre Arme hinausstreckend und in lautes Jammern

ausbrechend. »Komm zurück, Babette, ich beschwöre Dich! Philipp ist ja hier unten, er wartet auf Dich! Nimm Vernunft an und komm!«

Während die Weiber in das Wehklagen einstimmten, einige Arbeiter der zunächst liegenden Häuser herbeiriefen und Aller Augen nur an dem Mädchen hingen, das ihnen das Antlitz zukehrte, aber auf der unter ihr schwankenden Brücke balancierend, hartnäckig, mißtrauisch stehen blieb – währenddeß verließ Benedict seinen Versteck. Durch seine dunkle Kleidung geschützt, schlich er über das den Fuß der Felsenwand umwuchernde Unkraut und Gestrüpp im Schatten am Rande der Matte entlang duckte sich unter den Vorsprung des etwa zwanzig Schuh hohen vorüberlaufenden Dorfweges und erwartete hier den geeigneten Moment, um sich entweder unter die Herbeieilenden zu mischen oder ungesehen das Pfarrhaus zu erreichen.

Da plötzlich durchdrang von Neuem die kreischende Stimme des Mädchens das Thal.

»Philipp! Er ist es!« schrie Babette auf, daß das Thal zitterte.

Benedict hatte sich eben auf die Höhe des Dorfweges hinaufgeschwungen und war im Begriff, nach Hause zu eilen. Unwillkürlich wandte er das Antlitz zurück.

Während am Fuß der Brücke die Herbeigeeilten schweigend und athemlos dastanden und die Mutter knieend, händeringend vor der Brücke lag, sah er wie das Mädchen diese hinanlief, daß das ganze verfaulte Gerüste unter ihren Tritten hin- und herschwankte. Er sah

droben über der Brücke auf dem Rande der Hochebene unbeweglich die schlanke Gestalt eines Mannes stehen, den in dem Abenddunkel nur des Mädchens scharfes Auge erkannt haben konnte.

In demselben Moment fast dröhnte ein Brechen und Knacken. Die helle Fläche der Brücke ward immer grauer und düsterer, sie ward kleiner und kürzer – ein donnerartiges Toben, das den Thalkessel mit Dröhnen erfüllte, dann ein dumpfer Lärm in der Tiefe des ausgetrockneten Baches, gefolgt von einem Bersten und Brechen, gleichzeitig ein von zwanzig Kehlen ausgestoßener durchdringender Angstschrei, der sich in das Getöse mischte. – –

Benedict wandte sich schauernd ab, unfähig einen Fuß zu rühren um seine Flucht fortzusetzen. Ein lautes Jammern und Weinen, übertönt von dem Geschrei: mein Kind! mein Kind! folgte dem Donner, herzerreißend und durch das Thal gellend: »Heilige Jungfrau, erbarme Dich!«

Der einzige Pfeiler, der noch gutmüthig die längst verfaulte Brücke aufrecht erhalten, war unter Babettens eiligen, unvorsichtigen Tritten zusammengebrochen. Das alte vermoderte Gerüst lag in der Tiefe. Eine Wolke hob sich aus dem Grunde des Bettes, Staub, Sand und Splitter heraufwirbelnd, während das zerbrochene und geborstene Gebälk nach dem jähen Sturz sich unten auf dem Grunde ächzend zusammenbettete und sein Gestöhne in die nächtige Oberwelt heraufschickte.

Schauernd, von Entsetzen geschlagen und gelähmt, lagen die herbeigeeilten Zeugen, das Antlitz in den Händen oder auf dem noch fortzitternden Erdboden bergend, da, während durch das Getöse gerufen, immer Andere noch heranstürzten und sprachlos, grauend vor Schreck, starr und stumm in das Dunkel glotzten.

Nur Einer war lebendig, und dieser Eine schlich scheu und ungesehen über die Dorfstraße der Felsenbucht zu, welche die Kirche umschloß.

Aechzend, ermattet, von Schmerz vernichtet, sank Benedict in seinem Zimmer zusammen. Die kleine, durch Sorgfalt des jungen Substituten angezündete Lampe auf dem rohen Tisch erschien ihm wie ein Todtenlicht; die müden Strahlen, die sie auf den Boden warf unterbrochen von Schattenstreifen, gemahnten ihn an die trübe, durch die Drahtgitter der in feiner Klausur einst hängenden Laterne brechenden matten Strahlen, die seine Qual, seine Einsamkeit damals beleuchtet hatten.

Der junge Kaplan, ebenfalls durch den Lärm draußen hinausgerufen, kehrte eben in's Pfarrhaus zurück. Schüchtern trat er in Benedict's Zimmer, nicht wagend, seinen Vorgesetzten zu stören, als er diesen brütend, mit verzerrtem, leichenblassem Gesichte dasitzen und vor sich hinstarren sah.

Minutenlang stand er da und wagte endlich aus Besorgniß für Benedict durch ein leises Geräusch seine Anwesenheit zu verrathen.

Der Pfarrer fuhr zusammen. Er war im Geiste weitab. Die Besorgniß für seine persönliche Sicherheit hatte ihn zu schnellen Plänen gezwungen, die ihn vollauf beschäftigten.

»Sie sind's!« rief er mit heiserer Stimme, dem jungen Mann sein bleiches Gesicht zuwendend. »Ich erwartete Sie,« setzte er mit Fassung, mit erheuchelter Würde hinzu, indem er sich erhob. »Sie werden nicht zur Ruhe gehen dürfen, ich habe mit Ihnen Wichtiges zu besprechen.«

Benedict, den Schmerz im Arm überwindend, schritt hochaufgerichtet im Zimmer auf und ab.

»Ich habe in dieser Zeit der Prüfung einen langen Kampf zwischen meiner äußeren Pflicht und meinem Gewissen durchgekämpft – ich bin zu Ende damit. Noch in dieser Nacht verlasse ich auf einige Zeit mein Amt, Ihnen meine Pflichten gegen die Gemeinde übergebend, bis ich zurückkehre. Ich werde Ihnen die Briefe hinterlassen, die meinen Entschluß motiviren und rechtfertigen sollen. In einer Stunde bin ich nicht mehr hier . . . «

Denselben Hohlweg, welchen wir Benedict schon einmal nächtlicherweile gen Westen wandern sahen, passirte er einsam, ohne Begleitung um Mitternacht, als Alles im Dorfe still geworden. Die Sonne zerriß bereits das verzerrte Gewölk, das noch von gestern vom Winde hin und her geworfen wurde, als er Einlaß begehend an die Thür

eines elsässischen Pfarrhauses pochte und in diesem, ermattet an Leib und Seele, zusammenbrach.

2. DER FELDPPOSTBRIEF.

Wieder war ein Unglückstag über die Fabrik aufgegangen, ein Tag, wie sie alle waren. Ofelius ging wie ein Schlafwandler umher, zerstreut, unfähig zu irgend einer Beschäftigung. Seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, seine Gedanken erwarteten stets den Todesstreich, den er empfangen sollte.

Die beiden Frauen waren bleich, in sich gekehrt. Beide vermieden einander zwar nicht, sie bedürfteten sogar aus heimlicher Furcht Eine der Gesellschaft der Andern, aber es kam keine Unterhaltung zwischen ihnen zu Stande. Eine verheimlichte der Andern ihre Seufzer, und so saßen sie wohl stundenlang beisammen, die Stirn über eine Handarbeit gebeugt, die auch nicht schaffen wollte

...

Die Furcht, welche Frau Ofelius schon bei dem Tode des alten Baron heimlich verfolgt, daß nämlich ihr Gatte in der Schuld desselben verblieben sei, hatte sich leider bestätigt, wie sehr ja Ofelius dies auch zu verheimlichen gesucht, wahrscheinlich um die Seinigen nicht besorgt zu machen, um den Kummer allein zu tragen. Er ahnte nicht, daß beide Frauen, ohne es selbst zu wollen, Zuhörerinnen eines Gesprächs gewesen, welches Ofelius einige Wochen vor dem Tode des Alten mit diesem im Garten geführt.

Der alte Aristokrat hatte an jenem Tage dem Fabrikanten bittere Vorwürfe über seine Lässigkeit im Zurückzahlen einer großen Summe gemacht, indeß hatten sich Beide über eine Frist geeinigt, und innerhalb dieser war er gestorben.

Mutter und Tochter hatten die Ueberzeugung, daß diese Schuld noch nach dem Tode des alten Hausfreundes existiren müsse. Beide sahen bald darauf den Erben sie umlauern, immer mehr zum Sprunge auf den unglücklichen Gatten und Vater bereit, aber Keine von ihnen wagte mit der Andern darüber zu sprechen.

Ofelius' Verzweiflungsact erklärte jetzt Alles.

Die Mutter ging, ihren Gram verheimlichend, umher und war oft fast geistesabwesend. Leontine suchte die Einsamkeit und saß stundenlang grübelnd, immer bleicher und schweigsamer werdend.

Niemand sprach mehr von Erich. Er schien vergessen, und doch war er der Gegenstand von Leontinens schwermüthigen Gedanken, die sie verjagte, sobald sie wieder mit den Ihrigen zusammen war.

So war es tagelang gegangen, so ging's auch heute, als die Familie stumm im Wohnzimmer beisammensaß. Ofelius nahm die Briefschaften, die täglich kamen, mit zitternden Händen entgegen. Er schien mit Todesangst gewissen Mittheilungen entgegenzusehen, und suchte stets mit fliegender Hand unter den Couverts, welche die Post ihm brachte.

»Ein Feldpostbrief an Rudolf . . . Die Adresse ist flüchtig mit Blei geschrieben; er kommt aus Frankreich,« sagte

am heutigen Morgen, als eben die Post gekommen, Ofe-lius, das nicht geschlossene, flüchtig beschriebene grobe Papier hin und her betrachtend und es auf den Tisch werfend, während er die übrigen Briefe musterte und aufathmete, als er auch heute das mit Angst erwartete Schreiben mit dem Gerichtssiegel nicht fand ... »Lies Du, es wird ja kein Geheimniß sein, der Brief ist offen!« sagte er zu der Tochter, die dem Boten die Correspondenz abgenommen und dem Vater überbracht hatte, als dieser brütend auf dem Sopha des Wohnzimmers saß.

Schweigend, ebenfalls sichtbar erleichtert, als sie den Vater aufathmen gesehen, nahm Leontine das grobe Couvert. Vielleicht war Nachricht von Erich darin. Aber es war nicht *seine* Hand, so überzeugte sie sich, als sie an's Fenster tretend einen Blick auf die Adresse warf.

»Gott schütze ihn!« seufzte sie unhörbar, das Papier langsam entfaltend.

Ihr Blick fiel zuerst auf die Unterschrift, einen ihr ganz unbekanntem Namen. Eine entsetzliche Ahnung stieg ihr aus dem banger Herzen auf. Ihre Hand zitterte, während sie das Papier hielt; ihr Auge hatte Mühe, die flüchtig mit Blei hingeworfenen wenigen Zeilen festzuhalten, die bleich glänzend und grau vor ihr in einander schwammen.

Aber sie las ... las ... Das Papier entfiel ihrer Hand. Das Antlitz verhüllend sank sie auf den Sessel.

Ein leises, aber schweres Schluchzen weckte des Vaters Aufmerksamkeit. Er blickte von seinen Briefen auf.

»Todt! . . . Todt!« vernahm er der Tochter jammernde Stimme und dann ein neues Schluchzen.

Ofelius wagte nicht zu fragen; es bedurfte ja des Namens nicht. Er wußte was dieser Ausruf bedeutete. Er sprang auf. Seine zitternden Glieder versagten ihm jedoch den Dienst. Sich zwischen Sopha und Tisch aufrecht haltend stand er da.

»Todt!« murmelte er vor sich hinblickend, mit bebenden Lippen. »Ich konnt' es ahnen! Er mußte fallen, damit *mein* Sturz um so unfehlbarer!« Und wie erstarrt blieb er in seiner Haltung.

Die Mutter trat herein, wie sie es seit einiger Zeit zu thun pflegte, um nach Eintreffen der Post aus den Zügen des Gatten zu lesen, ob das Verhängte schon eingetroffen.

Diese Hiobsbotschaft mußte gekommen sein, so meinte sie. Der Vater stand wie eine halb gebrochene Bildsäule da; Leontine hatte das Antlitz in das Taschentuch vergraben. Keins von Beiden achtete ihrer. Tiefe Stille herrschte im Zimmer.

Die Aermste wagte es nicht, den Mund zum Fragen zu öffnen. Sie selbst war wie gelähmt. Zu was bedurfte es noch der Frage! Sie stützte sich auf die Lehne eines Sessels und überschaute mit blödem, fast leblosem Auge die stumme Scene.

Endlich gewann sie so viel über sich, daß sie der Hoffnung folgte, in Leontinens Blick wenigstens die Bestätigung lesen zu können.

Sie trat leise zu der Tochter. Sie sah das Papier vor derselben auf dem Gueridon liegen. Mit lautem Herzklopfen

streckte sie die Hand aus und zitternd führte diese das Papier vor's Auge. Sie las:

»Verehrter Herr!

»Zwischen meinem Freund und Kameraden, dem Reservelieutenant Erich Eberty, und mir ward verabredet, daß, wenn Einer von uns fallen solle, der Andere sofort den Seinigen Nachricht gebe. Eberty gab mir für diesen traurigen Fall auch *Ihre* Adresse. Der Himmel hat mich erhalten, ihn aber sah ich heute in der Schlacht von Mars la Tour an meiner Seite von einer Kugel in die Brust getroffen vom Pferde sinken. Er ist nicht unter den Schwerverwundeten, die von jener Stelle aufgelesen wurden, und das bestätigt mir sein trauriges, von mir tief beklagtes Schicksal. Trauern Sie mit mir um den Besten der Freunde, den Bravsten der Braven.«

Frau Ofelius las die Unterschrift nicht mehr. Der Brief entsank ihrer Hand. Mit tiefem Schmerz blickte sie auf die Tochter, dann zu dem Gatten hinüber, der, traurig mit dem Kopf vor sich hinnickend, ihr andeutete: »Es mußte so kommen, ich ahnte es! Dem armen Ofelius mußte ja die letzte Planke aus der Hand gleiten!«

Ein bitteres Lächeln, krankhaft, das Schicksal verspottend, das ihm den letzten Trumpf hinwarf, um die unglückliche Partie zu beenden, legte sich auf sein fahles, tief gefurchtes Antlitz. Er wagte es nicht, zu seiner Tochter hinüberzublicken; denn er, der Schweigsame, wußte ja lange, was in deren Herzen vorging. Er hatte sich allein bereitwillig zum Träger aller Lasten gemacht, hatte eben so schweigsam das Ende erwartet und heute oder

morgen mußte ja der letzte, zerschmetternde Schlag fallen.

Die Tragödie im wirklichen Leben spielt sich oft viel schweigsamer ab, als sie unsere Dichter auf der Bühne darstellen. Kein Wort wurde zwischen den Dreien gewechselt. Eine halbe Stunde verstrich, und noch war keine Sylbe gesprochen, als plötzlich der Diener mit jenem gespannten Gesicht der Domestiken, die ihre Herrschaft verloren sehen und schon mit einem Fuß außerhalb des Hauses stehen, hereintrat und den Baron von Trachenburg anmeldete.

Tiefes Schweigen folgte dieser Meldung.

Der Diener, mehr wissend, als er sollte, wie alle Diener, blickte anfangs gespannt die Drei an, dann, als keine Antwort erfolgte, in störrischer Gleichgiltigkeit zu Boden. Ofelius, die Nothwendigkeit begreifend, einen Bescheid zu geben, bewegte die Lippen; er fühlte die Blicke seiner Frau auf seinem Antlitz brennen; er mußte reden, wußte nicht, was er redete, und am wenigsten verstand der Diener, was er redete. Die Situation war vor dem indiscreten Diener nicht mehr zu retten.

Noch verstrich eine Secunde. Da unterbrach das Rauschen eines Seidengewandes die Stille. Leontine, die mit dem Rücken zur Thür gewendet dasaß, hatte bei der Meldung des Dieners laut aufgehört. Von einem leichten Zucken ergriffen, suchte sie sich Gewalt anzuthun, und das gelang ihr. Mit einer hastigen Armbewegung verbarg

sie das von Thränen gefeuchtete Taschentuch. Sie starrte vor sich hin, marmorbleich, mit weit geöffnetem Auge. Gepreßt und schwer stieß sie den Athem heraus; die Hand legte sie auf das von Centnerlast bedrückte Herz – aber diese eine Secunde genügte, um sie die nothwendigste Fassung gewinnen zu lassen.

Entschlossen erhob sie sich, stützte die eine Hand auf den Gueridon, wandte das Antlitz halb zur Thür zurück und richtete sich dann hoch auf.

»Ich bitte den Herrn Baron, mich im Salon zu erwarten!« rief sie mit fester Stimme.

Der Diener verschwand. Sprachlos blickten Vater und Mutter Leontinen nach, und während Beide unter dem Bann der höchsten Ueberraschung dastanden, schritt sie durch das Zimmer zur Seitenthür hinaus.

Wie zwei Wachsgestalten einander mit großen, scheinbar leblosen Augen anstarrend, die Zunge so regungslos wie der ganze Körper, blieben die Beiden unter der Wirkung des ihnen noch Unbegreiflichen.

Nicht Spott oder nur Dreistigkeit konnten diesen Mann wieder hierher geführt haben, nachdem die Mutter ihm in schonender Weise in einem Briefe zu verstehen gegeben, daß seine Wünsche bei Leontine kein Gehör gefunden, nachdem er, wie Ofelius wußte und die Mutter ahnte, schon feindliche Schritte gegen den Ersteren gethan, und wenn er jetzt kam, um einen Vergleichsversuch zu machen, wie kam *Leontine* dazu, ihn empfangen zu wollen?

Das waren die Gedanken, die in Beiden aufstiegen. Die Sache war aber so überraschend, daß Beide nicht im Stande, sich dieselbe so schnell zurechtzulegen.

Eine jähe Bewegung der Hand zur Stirn verrieth, daß die Mutter zuerst von einer Ahnung des Sachverhalts ergriffen wurde. Sie machte eine hastige Wendung, als wolle sie der Tochter nacheilen, drehte sich um sich selbst herum, als wünsche sie doch erst des Gatten Rath zu hören, dann flog sie zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter, ihn beschwörend, doch zum Bewußtsein, zur That zu kommen.

»Ofelius, hörst Du nicht?« rief sie athemlos und krei-deweiß im Gesicht.

Dieser schaute verdutzt auf.

Das Unglück hatte den Armen um zehn Jahre altern lassen; es hatte sein Auffassungsvermögen für dieses immer auf's Neue anstürmende Mißgeschick schwerfällig und lahm gemacht. Er war auf dem Punkt angelangt, wo Alles, was er dachte und fühlte, aus seiner Seele kaum aufsteigend, wie leichte Blasen in seinem Gehirn zerplatzte.

Seine Gedanken waren Schatten, seine Empfindungen machten auf seine Nerven die Wirkung des Nessels auf die Haut; sie zuckten krankhaft, wenn sie nicht zuweilen ganz gefühllos waren. Seine Sinne bildeten eine Disharmonie, in welche selbst in Momenten totaler Erschlafung keine Versöhnung mehr kam.

Alles, was einst seine Freude gewesen, die Pflege seines Gartens und hundert andere kleine Prädilectionen

fanden keine Theilnahme mehr in ihm; es hatte sich seiner ein Stumpfsinn bemächtigt, der ihn jetzt bei diesem wichtigen und unbegreiflichen Vorfall fast gedanken- und willenlos dastehen ließ.

»Ofelius, ich beschwöre Dich, komm' zu Dir! Rathe doch! Leontine empfängt diesen Mann! Begreifst Du denn nicht?« rief die Gattin in steigender Besorgniß, je mehr ihr selbst die Sache einleuchtend ward ... »Leontine ist im Stande ... sie war vielleicht im Stande, ihn zu uns einzuladen! ... Handle! Sei Mann, ich beschwöre Dich! ... Sie schrieb gestern Abend einen Brief, den sie mir verheimlichte. Sie hat *ihn* hierher gebeten! Unser Kind bringt sich zum Opfer; ich begreife jetzt Alles, Alles! ...«

Frau Ofelius rang in Verzweiflung über die Handlung ihrer Tochter und die Empfindungslosigkeit des Gatten die Hände; sie verhüllte sich das Gesicht und stieß ächzende Laute aus. War sie es auch gewesen, die, so lange sie nicht wußte, was in der Tochter Herzen vorging, dem Nachbarn das Wort geredet, so schlug sie doch die Entschlossenheit derselben mit Entsetzen. Leontinens Heroismus verursachte ihr die tiefste Beschämung. Die Ueerraschung, so groß und verhängnißvoll in ihrer Tragweite, versetzte sie in eine mit höchster Furcht gemischte Verwirrung, und die ihr Mutterherz zugleich mit Qual erfüllte.

Inzwischen schien Ofelius allmählich zu einer klaren Vorstellung zu erwachen. Er rieb sich die Stirn, das glanzlose Auge nahm mehr Leben an, in seinen Gesichtszügen

regte es sich, die tiefen Furchen spannten sich, der halb geöffnete Mund wollte sprechen.

»Mein Kind! Sie ist mein Kind! ... Ich *will* kein Opfer von meinem Kinde! Ich werde es zurückweisen, wie ich es bereits ohne Leontinens Wissen gethan habe!« ... Ofelius' Stimme zitterte, während er sprach.

»Aber so komm zur That!« rief die Frau. »Was nutzt Dein Zaudern, wenn Leontine in diesem Augenblick vielleicht schon ...«

»Ich werde meine Einwilligung *nicht* geben!« sprach Ofelius mit einigem Nachdruck, der aber unter dem Zittern des abwehrenden Armes verunglückte. »Nichts darf geschehen ohne mich! ... Mein Bettelstab steht schon bereit und dieser Arm ist noch kräftig genug, ihn zu führen! Rudolf ist durch mich brieflich von Allem unterrichtet; er hat die Weisung, sich draußen gleich ein Unterkommen zu suchen, und können meine Freunde mir auch nicht helfen, so werden sie meinem Unglück nicht die Liebe versagen, meinem Sohne eine seinen Fähigkeiten angemessene Stellung zu gewähren. *Ihr* Beide werdet mir in mein Elend folgen und des Allmächtigen Hand, der diese Prüfung über mich brachte, wird meiner armen Tochter wenigstens noch eine frohe oder zufriedene Zukunft vergönnen. Was sie thut, ist Null und nichtig, weil es ein Opfer für ihren Vater ist, das ich als solcher nicht annehme. *Mein* Wille gilt, wenn es auch der eines ruinirten Mannes ist!«

Ofelius hatte mit großer Anstrengung gesprochen; indeß hatte er in seinen eigenen Worten eine Kräftigung

gefunden, die ihn allmählich aufrichtete. Der Gedanke an die heroische Entsagung der Tochter zwang ihn, sich zu derselben Höhe hinaufzuschrauben, wieviel Anstrengung es ihn auch kostete.

War es auch nichts Neues, was Ofelius ihr vom Bettelstab sprach, und stand ihr auch dieses Schicksal als unvermeidlich längst vor Augen, so erschütterte diese Vorstellung doch die arme Frau auf's Tiefste. Die Entschiedenheit ihres Mannes beruhigte sie für den Moment über Leontinens schnelle Handlungsweise; in ihr ward es weich und weh. Die Thränen feuchteten ihre Augen; mit schmerzhaft pochendem Herzen stand sie da.

Ofelius erholte sich inzwischen. Es kehrte etwas von seiner alten Energie, wenn auch nur ein Schatten davon, in ihn zurück. Der Gedanke an den Bettelstab, der seine Gattin so tief beugte, erfüllte ihn Angesichts der That seiner Tochter mit Stolz. Er machte einen Schritt in's Zimmer und fuhr mit dem Taschentuch über das Gesicht, als wolle er den Stempel seiner Verzagtheit hinwegwischen.

»Es ist lieb,« sagte er, wenn auch mit noch bebender Stimme. »Es ist mir lieb, daß der Baron gekommen! . . . Ich will ihn sprechen. Als Vater meines Kindes will ich mit ihm sprechen.«

»Uebereile Dich nicht, Ofelius!« rief die Gattin mit Thränen in den Augen. »O, Gott im Himmel . . .«

Im Uebermaß neu geweckter Schmerzen, der aufgefrischten Vorstellung des bevorstehenden Schicksals verlor jetzt sie ihre mühsam angenommene Haltung wieder. Schluchzend warf sie sich an die Brust des Gatten.

»Unser armes, armes Kind! . . . Bedenke das Entsetzliche! . . . Leontine, unsere stolze Tochter, in Armuth und Elend!«

Ofelius machte sich sanft von ihr los und faßte mit seiner noch immer zitternden Hand die ihrige.

»Unsere stolze Tochter wird die Armuth mit zufriedennem Herzen leichter ertragen als den Reichthum mit lebenslänglicher Qual! Ich kenne sie! Ihr Sinn stand nie nach Luxus und Pracht; sie verschmähte beide, als ich sie ihr noch gewähren konnte; sie wird ihr Herz nicht daran hängen, sobald sie ihr versagt sind. Ich werde ihr die Wahl stellen: entweder sie sehe ihren Vater, dem sie ein so ungeheures Opfer bringen will, in Gram und Vorwurf schnell zum Grabe wanken, oder sie theile meine Armuth mit mir, die ich, so Gott mir die Kraft läßt, mit Entsagung und Fassung zu ertragen gedenke. Ich weiß, ihr wird diese Wahl nicht schwer sein! Der Baron von Trachenburg ist mein Hauptgläubiger; mag er thun, was ihm beliebt, ich kann ihn nicht hindern; aber ich würde mit meinem letzten Athemzuge gegen einen Ausgleich protestiren, der mich das Leben, die Ruhe meiner Tochter kostet! Ergieb Dich also in das Unvermeidliche. Ich fühle so viel Kraft und Besinnung in mich einkehren, daß ich meine Autorität zu wahren im Stande sein werde!«

Es war ein Wiederaufblitzen seines alten Muthes, entsprungen aus der Kraft, welche die Entsagung verleiht, und diese hatte ihn vermocht, zum ersten Male sein Schuldverhältniß zu dem Nachbarn einzugestehen. Er wußte, daß dasselbe den Seinigen bekannt; er hatte

nie zu fragen gewagt, durch welchen Zufall. Leontinens Handbewegung überzeugte ihn, daß er aus Scham ein Geheimniß bewahrt; das längst keins mehr war.

Um sich zu sammeln, die Geistesgegenwart zu erringen, deren er zu einer Unterredung mit dem Baron bedurfte, schritt Ofelius im Zimmer auf und nieder. Es war ihm anfangs wie einem die Seekranken, allmählich aber fühlte er das Gleichgewicht in sich zurückkehren.

»Wenn sich ein Unglück vorbereitet, sind wir berechtigt, es zu hindern!« murmelte er, an der Thür stehen bleibend, durch welche Leontine verschwunden. »Wenn ein Kind selbstwillig den Wünschen des Vaters entgegen handelt, so ist dieser verpflichtet, ihm in den Weg zu treten. Leontine handelt nicht mit kaltem Verstande; was sie thut, ist strafbar vor *mir*, eine Uebereilung ihres edlen Herzens, für die ich ihr keinen Dank weiß.«

Die Gattin befand sich in einem inneren Kampf, der sie zu nichts Entschiedenem kommen ließ. Sie, die ihn vorhin zum Handeln aufgerufen, war jetzt selbst die Rathlose. Während Ofelius entschlossen die Hand auf das Thürschloß legte, eilte sie hinzu und machte Miene, ihn zu hindern.

»Bedenke, es ist ohne Zweifel Leontine gewesen, die ihn hierher geladen.«

»Das habe ich bedacht! Und eben deshalb will ich dazwischen treten!«

»Sie wird sich verletzt fühlen. Sie handelte ja im edelsten Antriebe.«

»Den ich nicht billige. Was sie thut, ist Ungehorsam!«

»Sie will den Vater retten!«

»Sie *darf* es nicht! Ihr Vater *will* nicht anders gerettet werden! . . . Hindre mich nicht! Was ich thue, habe ich zu verantworten!«

An Ofelius' Stirn waren die Adern geschwollen. Der Gedanke, daß der Baron gegen seinen Willen noch sein Haus betreten, erschien ihm wie eine Herausforderung, wie eine Verhöhnung seiner Hilflosigkeit, seiner häuslichen Autorität.

»Zurück!« rief er heftig. Seine Hand fiel auf das Thürschloß und mit festem Schritt trat er in das Gemach, welches das Familienzimmer von dem Empfangsalon trennte.

Wie zerschmettert, mit herabgesunkenen Händen, stand die Gattin vor der wieder geschlossenen Thür.

»Es ist geschehen,« ächzte sie vor sich hin und ließ sich auf einen Stuhl sinken. »Gott lenke Alles zum Besten!«

3. EIN TRAUMGESICHT.

Nur weniger Secunden hatte Leontine in dem Zwischengemach bedurft, um sich so weit zu fassen, daß sie dem in der That durch sie eingeladenen Gast entgegen treten konnte. Mochte er die Spuren der Thränen in den noch stark gerötheten Augen erblicken, ihm sollte auch die Veranlassung derselben nicht verschwiegen bleiben.

Leontine wußte, was in den nächsten Tagen dem Vater bevorstand. So lange sie diesen gefaßt gesehen hatte, war sie weit entfernt von einem so verzweifelten Entschluß, wie er in ihr gereift seit jenen Tagen, da sie durch

ihr Erscheinen in einem so gräßlichen Moment den Unglücklichen von dem Selbstmorde zurückgeschreckt.

Von da ab hatte sie erkannt, was in dem Vater vorgehe. Seine Fieber-Phantasien hatten sie an jenem Abend, als sie an seinem Lager wachte, genugsam über seinen Gemüthszustand aufgeklärt. An jenem Abend auch keimte in ihr ein Entschluß, den der Anblick des unter seinen Schmerzen und Gewissensbissen zum Stumpfsinn hinabsinkenden Vaters in ihr bald zum festen, unwiderrüflichen Willen machte.

In jenem Fieber-Delirium hatte sie Worte gehört, die ihr auch die Gewissensqual des Vaters erklärten, und ihm diese abzubürden erschien ihr als eine unabweisbare Ausgabe.

Während sie scheinbar unbefangen, oft sogar mit einem Lächeln auf dem Antlitz die Sorgen, den Gram der Eltern zu verscheuchen suchte und die Mutter immer auf Gottes Hilfe vertröstete, der sie ja nicht verlassen werde, ging sie selbst mit dem Entschluß um, diese Rettung zu übernehmen, wenn der Himmel den armen Vater verlasse. Sie selbst wollte Gottes Werkzeug sein. Kein Wort ward auch jetzt selbst über die Lage des Vaters, über seine Unmöglichkeit, sich herauszureißen, gewechselt; es blieb immer bei der stummen Mitwissenschaft, der Keiner Worte zu geben wagte.

Hatte das Delirium des Vaters Leontine vollständig aufgeklärt über dessen Verhältniß zu dem Baron, hatte es ihr sogar verrathen, daß dasselbe die Ehrenhaftigkeit des Vaters mit einem Makel behaftete, so war in Leontine doch

noch immer ein Schimmer von Hoffnung auf andere Rettung rege geblieben. Jeder Tag konnte ja die Nachricht von einem Friedensschluß bringen, der Erich zu ihr zurückführte. Aber wenn ihr Stolz sie bei diesem Gedanken überraschte, so wies er denselben wieder zurück und beschuldigte sie einer Inconsequenz, die strafbar, verächtlich.

Wer und was hatte ihr untersagt, Erich an's Herz zu sinken, als er von ihr schied? Das *ihrige* nicht; denn sie liebte diesen ehrlichen, offenen Charakter und einen täglichen, langen Kampf hatt' es sie gekostet, ihm dies zu verschweigen, wenn sie sein Unglück, seine Verzweiflung sah, da sie ihn nimmer verstehen durfte.

Es war das ein fortgesetzter Kampf gegen ihr eignes Herz, ihr eignes Lebensglück gewesen, der sie ein Stück dieses ihres Lebens, ja vielleicht das ganze Leben kostete. Erich war eine so gerade, biedere Natur, die das Weib, das er liebte, nur glücklich machen konnte; sie wußte es, sie durchschaute ihn in jeder Regung seiner Seele, sie fühlte sich zu ihm hingezogen, sie war überglücklich, wenn sie ungestört mit ihm zusammensein konnte. Sie vermochte auch nicht immer genug über sich, ihm verhehlen zu können, was in ihr vorging, und dennoch – –

Nicht falsche Sentimentalität, nicht Verzagtheit war es, was sie zwang, ihm jeden Blick in ihr Herz zu versagen. Mit der Ehrlichkeit, mit der unverstellten Herzenswärme, die er ihr zeigte, mit der aufopfernden Hingebung, die er ihrer ganzen Familie so selbstvergessen, so uneigennützig widmete, hatte dieser junge Mann Anspruch

auf unbegrenzte Aufrichtigkeit. Was ihm aber Leontine in dieser Erkenntniß hätte verrathen müssen, wäre das Geständniß trauriger Familienverhältnisse gewesen, die ihn vielleicht, ja wahrscheinlich mit in's Unglück gezogen haben würden, und dieses Geheimniß zu verrathen, war ihr nicht gestattet, weil dasselbe dem Vater gehörte und sie nur durch Zufall Kenntniß davon erhalten.

Von Rudolf wußte sie, wie künstlich die Balance, durch welche der Vater bei günstiger Coniunctur die ganze Reorganisation seines Etablissements durchzuführen im Stande sein werde; durch den Zufall aber wußte sie auch, daß derselbe noch Lasten auf seiner Schulter trage, von denen er Rudolf nichts gesagt. Sie bewunderte im Stillen den Geschäftsmuth des Vaters, aber sie, der solche Lasten wie ein Gebirge erschienen, sie zitterte für ihn und sie sah das Schlimmste voraus, seit der Erbe des alten Barons in einer Weise auftrat, die sie mit ihrem eben so scharfen, wie zarten Sinn erkannte und in ihrer Absicht überschaute.

Ehe noch ihr Vater den Kampf aufgab, hatte sie, die feine und aufmerksame Beobachterin, denselben für vergeblich gehalten und nur *einen* Weg der Rettung erkannt, und vor diesem graute ihr. Noch freilich gab es einen Andern, auf den des Vaters Geschäftsauge gerichtet war – Erich war von reichen Eltern; Rudolf kannte seine Vermögensverhältnisse und hatte, wohl absichtslos, davon gesprochen. Erich's Eifer für das Etablissement des Vaters hatte keine Grenzen, aber war es ehrlich, war es recht,

dem jungen Mann eine Last aufzubürden, die ihn wahrscheinlich selbst ruiniren mußte?

Die Fabrik, sobald sie in ihrer neuen Gestalt fertig, war verschuldet und mochte diese Schulden tragen können; aber es lastete auf dem Besitzer noch eine andere Schuld, die derselbe kontrahirt; als er seinen Bruder, einen reichen Speculanten in der Residenz, aufrecht zu erhalten gesucht. Der alte Baron hatte das Geld hergegeben, der Vater hatte diese erborgte Summe dem Bruder geopfert, ohne ihn gleichwohl retten zu können; er hatte seiner Familie ein Geheimniß daraus zu machen gesucht, und ging jetzt Selbst zu Grunde um seiner Bruderliebe willen.

Frevelhaft erschien es Leontine, den ahnungslosen Erich mit in's Verderben zu reißen, er am wenigsten verdiente das für all' seine Freundschaft; die Kindespflicht aber gebot ihr, ihm die Wahrheit zu bekennen, und der Gedanke, von Erich, wenn sie sein Weib geworden, auch nur einen einzigen vorwurfsvollen Blick hinnehmen zu müssen, brach sich an ihrer Kraft der Selbstbeherrschung, der auch ihr Herz gehorchen mußte.

Als Erich von ihr Abschied nahm, konnte sie diesem Herzen eine einzige Minute der Genugthuung geben. Sie *wollte* es. Ihr selbst war es das höchste Bedürfniß, ihm einmal, nur einmal einen Blick in dieses Herz zu gewähren, den ersten und letzten wohl, denn sie ging *hier*, er *dort* Gefahren entgegen, deren Ausgang in Gottes Hand lag.

Und jetzt waren sie Beide erlegen. Um dieselbe Zeit, wo Erich den Heldentod starb, hatte sie mit der Erinnerung an ihn abgeschlossen unter schweren Kämpfen, und schmerzender konnte *sein* Herzblut nicht geflossen sein, als das ihrige.

Leontine opferte ihr eigenes Lebensglück, um dem Vater die Ruhe seines Alters zu erkaufen, nachdem sie ihn in einer mittheilsamen Stunde hatte sagen gehört, daß es Rudolf's Anstrengungen gelungen sei, ihm Zahlungsfristen zu gewinnen, daß ihm aus der Stadt von Freunden Anerbietungen gemacht worden, die vereint für die Wiederaufnahme und den günstigen Fortgang seiner Geschäfte genügen, wenn nicht *ein* Gläubiger an ihn herantreten sei, der unerbittlich und jede fremde Hilfe nutzlos mache.

Leontine ging in ihr Zimmer. Sie schrieb an demselben Abend dem Baron von Trachenburg ein Billet. Sie wußte, er werde kommen. Ihr graute davor. Es war ihr, als sie in der Dämmerung den Brief zum Schloß hinübergesandt, es sei in ihr etwas gestorben, was doch ihr eigenstes Leben. In ihr war Alles eingeschlafen, ihr Herz klopfte matt und müde, ihre Pulse schmerzten, und wie sie mit herabhängenden Armen im Sessel dasaß, war's ihr, als rieße das Blut aus den geöffneten Adern dieser Pulse. Ihre Glieder wurden matter, ein unnatürlicher Schlummer überfiel sie, der Kampf, der lange und schwere, war ausgekämpft.

Und im Schlummer kamen ihr die Gebilde der in diesem Kampfe erkrankten Phantasie. Erich, an dem ihr

Herz hing, erschien ihr, aber bleich, blutlos, todt auf dem Schlachtfelde liegend, mit geisterhaft großen Augen, die Hand auf die Brust gelegt, deren letzter Athem sicher ihren Namen gehaucht ... Und dann plötzlich, als sie im Traum neben ihm niederknien, einen Kuß auf seine bleiche Stirn drücken wollte, wie sie es beim Abschied gethan, da plötzlich umfaßte sie ein Arm, sie zurückziehend, ein Antlitz beugte sich über sie, zwei feurige, glühende Augen blickten in die ihrigen ...

Ein Fieberfrost schüttelte und weckte sie. Alles war still und todt um sie her. Sie saß allein im Sessel. Ihre Glieder schmerzten, ihre Brust hob sich ängstlich – und noch standen ihr aus dem Traum die beiden Gesichter vor Augen: Erich und Trachenburg, ihr Leben, ihr Tod! ...

Die Nacht verstrich ihr schlummerlos. Der Morgen, das erste matte Morgenlicht flößte ihr eine namenlose Angst ein. Aber sie überwand Alles; sie brauchte sich nicht erst zu fragen, was sie am Abend gethan, denn das war der einzige Gedanke der Nacht gewesen, und mit ihrer ganzen Selbstbeherrschung zeigte sie der Mutter ein zwar bleiches, aber ruhiges Antlitz.

Wenige Stunden darauf war das *eine* Traumbild zur Wahrheit geworden: Erich war nicht mehr! Das *andere* sollte sich erfüllen – sie sollte Trachenburg's Gattin werden!

4. SCHWESTER CORDELIA.

Einer stolz aufrecht, mit der schaurigen Majestät des Todes wandelnden Leiche gleich, den Schmerz in ihren Zügen durch eine Maske der Kälte und mühsam erheuchelter Ruhe bedeckend, trat Leontine in den Salon, ein weites, mit Reichthum und Geschmack ausgestattetes Gemach, an dessen Eingang von der Terrasse in saftigstem Grün die Orchideen herab hingen, während zu beiden Seiten die eben ihre Knospen öffnenden Granaten, überragt von Fächerpalmen, eine Laube bildeten.

Leontinens zarte Hand hatte hier Alles geordnet; die gestickten Kissen auf den blauseidenen Damastmöbeln waren von ihrer Hand, die kleinen Aquarellbilder waren Studien ihres Talentes, pompejanische Mosaiken, Urnen und Vasen, Alles sinnig geordnet, zeugten von ihrem Sammelfleiß und Kunstverständniß, und selbst der grau-grüne Papagei, der jetzt seit Wochen, um seine Sprachkenntniß nicht zu vergessen, unter einer Wölbung von Sommer-Eichen in der Ecke in seinem Käfig tiefsinnige Monologe hielt, da Niemand sich mit ihm mehr beschäftigte, selbst er verdankte seine Bildung nur der Unermüdllichkeit, mit welcher Leontine seine Erziehung geleitet.

Seit Wochen war der Salon verödet, die Ordnung in demselben war der Dienerschaft überlassen. Alles sah trotz der hohen Sommerzeit kalt und verödet hier aus und selbst die Blumen waren vernachlässigt, seit sie die zärtliche Hand ihrer Pflegerin vermißten. Hat ja Alles, was lebt, nur die Poesie seiner eigensten Natur in seinem

heimischen Element und nimmt es, verpflanzt, doch eben nur dankbar den fremden Odem hin, der ihm in der neuen Sphäre durch Sorgfalt eingeflößt wird.

Leontine, durch eine gewaltsame Ueberwindung des Schmerzes so weit ihrer selbst Herrin geworden, daß sie, ohne wirklich geistig vollkommen zugegen zu sein, wenigstens durch Worte und Miene einer Situation mächtig zu werden glaubte, die ja nur eine äußerliche, eine Förmlichkeit – Leontine war es, als betrete sie einen ihr fremden Boden; denn wo der Mann noch zugegen, den sie im Innersten ihres Herzens fürchten und verachten mußte, da konnte ihre Heimath nicht sein. Ihre schmerzenden Nerven erschraaken vor dem Rauschen ihres seidenen Gewandes, selbst die Gewalt, die sie ihren Gliedern anthat, verursachte ihr Pein, und dennoch lag Alles daran, ihre Haltung zu beobachten.

Das sonst so milde, sanfte Antlitz, bleich wie die Statue der Diana, die ihr vom Kamin entgegenschaute, hatte einen strengen, verschlossenen Ausdruck, nur gemildert durch den matten Glanz ihrer von Thränen ermüdeten Augen. Um ihre Stirn schwebte ein feierlicher Ernst; ihre Lippen waren farbloser, als sonst, und der goldige Schimmer ihres braunen Haares blitzte in dem Mittagssonnenstrahl, der sich durch die Fächer der Palmen drängte, auf den Löckchen, die sich in ihrer Aufregung aus der zwingenden Ordnung gelöst.

Die Toilette des Mädchens zeigte die äußerste Einfachheit im Einklang mit ihrer Gemüthsstimmung. Das schwarze Gewand schloß sich hoch über ihrem Nacken,

unter einem schmalen Krägelchen, doppelt wirksam die schlanke und dennoch so classisch gerundete Büste hervorhebend; in reichen Falten fiel es über die nur leicht angedeuteten Hüften, majestätisch über den Teppich rauschend und nur die Spitze des ideal geformten Fußes zeigend.

Im Moment ihres Eintretens war es ihr, als bemächte sich ihrer ein leichter Schwindel. Ihr Fuß zauderte, doch kaum merkbar. Entschlossen schritt sie vor, das matte Auge fest in den Salon gerichtet, gefaßt auf den Anblick, den sie ja erwartete.

In scheinbar größter Ruhe wandte sich Trachenburg zurück, der eben die wenigen Minuten des Wartens sich mit dem Betrachten der Oelgemälde an der Kaminwand gegenüber verkürzt hatte. Vollendet, makellos in seinem äußeren Erscheinen, eine hohe, schlanke vornehme Gestalt im elegantesten *demi-habillé*, den Hut zwischen den perlgrauen Handschuhen, Haar und Bart eben erst aus der Hand des Friseur hervorgegangen, so schritt er ihr entgegen.

Dasselbe verbindliche, nur zu sehr auf die Absicht des Eindrucks berechnete Lächeln überglänzte sein Antlitz, das heute mehr als je die künstliche Farbe der Gesundheit trug, meisterhaft verschönt mit der Kunstfertigkeit der erfahrensten Kokette.

So frisch, so blühend erschien *er*, und so geisterhaft bleich, so ergeben in ihr Schicksal und dennoch so stolz dagegen *sie*, die im Begriff, ihr Todesurtheil zu unterzeichnen, eben ihrem Henker entgegentrat.

Leontinens Auge umfaßte trotz ihrer Stimmung mit dem schnellen Instinct des Weibes alle die äußeren Vorzüge dieses Cavaliers, aber desto kälter durchschauderte es sie, als ihr Blick unvermeidlich den seinigen streifte; denn trotz seinem Lächeln, trotz der affectirten Herzlichkeit erkannte sie das Auge des Geiers, der auf seine Beute lüstern.

»Gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für die Huld zu sagen, die mir erlaubte . . . «

Leontine, ohne aufzublicken, machte eine halbe Bewegung zur Seite, ihn unterbrechend in einer Phrase, die ihr wie Hohn klang, und deutete auf einen der vor den Orangen des Eingangs stehenden Sessel.

Trachenburg folgte der Einladung, legte die Hand auf den Sessel, erwartend, daß sie ihm gegenüber Platz nehmen werde.

Mit scheinbarer Gleichgiltigkeit, die der Baron mit lauerndem, aber von der Schönheit des Mädchens entzücktem Blick beobachtete, ließ Leontine sich nieder. Ihr Herz war so voll Trauer und Bitterkeit, daß jedes überflüssige Wort ihr eine unerträgliche Pein werden mußte. Sie fühlte, daß sie ihre Rolle nicht lange behaupten könne, daß dieser Qual ein schnelles Ende gemacht werden müsse.

»Herr Baron!« begann sie mit matter, ein wenig gepreßter Stimme. »Als Sie an jenem Abend und zwar in einer Form, deren Beurtheilung ich Ihnen selbst überlasse, mein *Herz* forderten, mußte ich Ihr Begehren zurückweisen mit der Aufrichtigkeit, die ich mir selber schuldig

bin. Sie verlangen jetzt indessen nur meine *Hand* und ich bat Sie um Ihren Besuch, um Ihnen zu sagen, daß *diesem* Begehren nichts entgegensteht. Verfügen Sie über mich, die unglückliche Tochter eines vom Mißgeschick verfolgten und niedergebeugten Vaters. Dies ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte, was Ihnen persönlich zu sagen die Gesetze der Convenienz mir auferlegten. Ich bitte Sie, den Rest mit meinem Vater zu ordnen, den ich heute noch von meinem Entschluß unterrichten werde. Verzeihen Sie mir, wenn ich nach dieser Mittheilung mich wieder zurückziehen muß, wozu mich ein Unwohlsein, das ich nicht voraussehen konnte, vielleicht berechtigen dürfte.«

Mit der größten Anstrengung war es Leontinen möglich geworden, das verhängnißvolle Wort auszusprechen. Sie gewann noch so viel Fassung, ihn in höflicher Weise verabschieden zu können. Doch schon während des Schlusses ihrer Rede sank ihre Stimme zitternd und verschwebend wie der Ton einer ausklingenden Saite.

Der Baron schien nichts Anderes erwartet zu haben, und dennoch leuchtete eine Gluth freudiger Ueberraschung aus seinem Auge. »Mein!« schien es aus diesem herauszulodern und sein Blick verschlang die reizende Gestalt, sein Eigenthum von dieser Stunde, errungen durch die Zähigkeit seines Willens und durch Mittel, die ihm so gut wie jedes andere waren.

Er machte eine unfreiwillige Pause, um den berauschenden Gedanken zu bewältigen, sich an dem schönen Mädchen satt zu sehen, das mit matt klopfendem Herzen,

mit niedergeschlagenen Augen, ein Opferlamm der Kindespflicht, dasaß und vor dem Gedanken schon zitterte, seine Stimme wieder vernehmen zu müssen.

»Es ist eine Welt voll Glück, voll Wonne, die Sie mir erschließen, Leontine!« hörte sie jetzt diese Stimme, leicht vibrirend, wie von wirklicher innerer Aufregung, von dem Gefühl dessen, was sie sprach. Freilich,« setzte der Baron in festerem Tone hinzu, »sehe ich das Gegentheil von Dem, was ich empfinde, auf Ihrem Antlitz, in Ihrem traurigen Auge; aber ich nehme dieses Geschenk hin mit dankbarem Herzen; denn, daß ich's Ihnen sage, Leontine, ich *mußte* Sie besitzen, ich würde vor keiner Verwegenheit, vor keiner Tollkühnheit zurückgeschreckt sein um *dieses* Preises willen! Halten Sie es nicht für tactlos, nicht für einen plumpen Versuch, Ihr Herz bestechen zu wollen, wenn ich Ihnen sage, daß Alles, was ich mein nenne, zu Ihren Füßen liegen wird, um Ihr Dasein zu erhellen, um Sie vergessen zu machen, was vielleicht Ihr Herz entbehrt, und kann die heiße, glühende Liebe eines Mannes, der Ihnen heute *nichts* ist, der Ihnen vielleicht sogar Abneigung einflößt, Sie zum Erbarmen für ihn zwingen, ich werde auch für *dieses* dankbar sein und mit Freuden die Hand küssen, die . . . «

Trachenburg hatte sich erhoben. Er war vor Leontine niedergekniet, er hatte ihre Hand ergriffen und preßte sie unter langen, leidenschaftlichen Küssen an seine Lippen.

Während Leontine den immer von Neuem wiederholten heißen Druck auf ihrer regungslosen Hand fühlte, der

ihr wie Dolchspitzen in's Herz drang; während sie mit Abscheu auf seinen Scheitel hinabblickte, auf welchem die Kunstfertigkeit des Friseur die Stätte zu verdecken gesucht hatte, an welcher sich früher und übermäßiger Lebensgenuß zu rächen pflegt; während er mit seinen wildleidenschaftlichen, verzehrenden Blicken zu ihr hinaufschaute und in dem unbeweglich kalten, einer bleichen Wachslarve ähnlichen Gesicht vergeblich eine theilnehmende Regung suchte – da zuckte es plötzlich in Leontinens Hand, nicht von dem heißen Druck, sondern von jähem Erschrecken.

Sie glaubte hinter sich leise die Thür öffnen zu hören. Es war ihr, als bebe der Boden leicht unter ihr von fremden Schritten.

»Leontine!« hörte sie Trachenburg's Stimme wieder. »Nur einen einzigen erbarmungsvollen Blick aus Deinem Himmelsauge! Nur ein einziges Lächeln des Mitleids erflehe ich von Dir! Es ist ja so wenig für ein Herz, das übervoll von Wonne, von Seligkeit . . .«

Ein rauhes Hüsteln ganz in seiner Nähe unterbrach Trachenburg's Entzücken. Er fühlte eine leichte Berührung seiner Schultern, wie er da kniete.

»Stehen Sie auf, Herr Baron!« rief Ofelius, das Antlitz hochroth vor Entrüstung. »Wir liegen im Proceß mit einander, und wenn Sie ihn auch gewinnen sollten, mit *diesem* Preise ihn zu bezahlen, ist nicht meine Absicht.«

Erschreckend unter der Jugendschminke, nahm des Barons Antlitz plötzlich einen fahlen, bleifarbenen Ton an, der sich seltsam mit dem künstlichen Teint mischte.

Zürnend über diese unhöfliche Unterbrechung, die ihn aus seinem Himmel schleuderte, einen finstern Blick zu Ofelius hinauf werfend, erhob er sich langsam, ohne die Tournure zu vergessen und ohne Leontinens Hand zu lassen, die er nur heftiger noch in die seinige faßte.

Sich zu Ofelius wendend, suchte er, tief verletzt in seinem Stolz, diesen mit seinem Auge zurückzuweisen. Der Fabrikant aber behielt seine Ruhe; sein ganzer früherer Gleichmuth, scheinbar unwiderruflich gebrochen, schien wieder zurückgekehrt.

Wie er dastand, die Hände nach alter Gewohnheit in die Seitentaschen schiebend, war er der Ofelius, dem Geschäftssorgen die breiten Schultern nicht erdrücken konnten, dem aber das Uebermaß von Mißgeschick die Functionen seines sonst so geordneten Gehirns zeitweise zu lähmen vermocht hatte. Sein Ehrgeiz als Geschäftsmann war gebrochen, desto höher bäumte sich der des Vaters.

In Leontinens Antlitz ging plötzlich die Todesblässe in hohe Röthe über. Sie erhob sich, ihre Hand losmachend. Sie stand zur Seite des Vaters, beschämt in ihrer Handlungsweise, von wie edlen Motiven diese auch dictirt worden, beschämt in ihrer Selbständigkeit, in ihrem Verfügungsrecht über sich selbst, das ihr vom Vater ausdrücklich gewährt worden, aber zugleich zitternd für die Folgen seines mehr als brüskten, verletzenden Auftretens, das für Trachenburg eine unversöhnliche Beleidigung sein mußte.

Sie glaubte entschlossen, großmüthig gehandelt zu haben. Sie hatte den Vater soeben erst vernichtet in seinem Lebensmuth, in der letzten seiner Hoffnungen, verlassen, zum Greis geworden durch die Macht des Unglücks, unfähig, die Stirn noch einmal gegen dieselbe zu erheben, diese Stirn, die so lange getrotzt – und jetzt stand dieser Gebeugte dem Baron gegenüber, mit der hochfahrenden Gelassenheit eines Familienvaters, der über das Wohl der Seinigen souverain zu gebieten, zu entscheiden hat.

Ofelius schien wirklich in diesem Augenblick Alles von sich geworfen zu haben, was ihn darnieder gedrückt. Derselbe Mann, der vor ganz Kurzem zum Selbstmord sich konnte treiben lassen, zeigte eine Würde, welche die Tochter zwang, vor einem einzigen gebietenden Blick aus seinem Auge die Stirn zu neigen.

»Laß mich mit dem Herrn allein, Leontine! Ich danke Dir, daß Du es übernahmst, ihn zu einer Unterhaltung mit mir einzuladen ... Mein Unwohlsein verhinderte mich, Sie sofort persönlich zu empfangen, Herr Baron,« wandte er sich zu diesem. »Ich überzeugte mich indessen soeben, daß es nicht gut, *Geschäftsangelegenheiten* den Frauen zu überlassen, die uns dieselben nur noch mehr verwickeln.«

Ofelius reichte Leontine den Arm, den sie zitternd, in stummer Verwirrung annahm.

»Ich bitte, Herr Baron fuhr er, als er Leontine zur Thür geführt, zurückkehrend, in einem Tone von Bonhomie fort, ihn einladend, seinen Platz wieder zu nehmen, aus der Tochter Sessel sich gemächlich einrichtend und die

Hände auf dem Schoß in einander legend. »Ich bitte dringend!« wiederholte er unbefangen, als Trachenburg ihn mit einer Empörung maß, die seine schön gemalten Züge entstellte. »Ich kann Ihnen nicht genug danken für die Gelegenheit, mich mit Ihnen auszusprechen, die ich so schmerzlich entbehrte.«

Eine abermalige einladende Bewegung.

Trachenburg behielt, auf die Lehne des Sessels gestützt, seine stehende Haltung dem Spiegel gegenüber, in welchem er eine selbstgefällige Pose annahm.

»Ich wüßte nicht, über *was* wir uns auszusprechen hätten,« antwortete er hochmüthig, »es sei denn über dieselbe Angelegenheit, in der ich mit Fräulein Leontine soeben von Ihnen in einer Weise unterbrochen worden, die ich nicht zu qualificiren wage.«

»Doch, doch! Ich komme darauf!« antwortete Ofelinus, sich ebenfalls wieder erhebend. »Sie sind unter einem Dache, das einstweilen noch *mir* gehört. Ich lud Sie nicht unter dasselbe ein, aber da Sie mir, dem Vater Leontinens, einmal die Ehre erweisen, so bitte ich um die Gnade, angehört zu werden. Jener Sessel dort war ein Lieblingsplatz Ihres seligen Oheims, verschmähen Sie ihn nicht.«

Trachenburg folgte jetzt mit halb verächtlichem, halb herablassendem Gesicht der Einladung und starrte in unwilliger Zerstreuung vor sich hin. Inzwischen mochte ihm indeß ein speculativer Gedanke den Rath geben, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er würdigte den Hausherrn eines flüchtigen Blicks.

»Ich weiß nicht, ob es Ihnen einleuchtend ist, Herr Baron,« fuhr Ofelius fort, zufrieden, seinen ungeladenen Gast zum Sitzen gebracht zu haben, »daß es Verhältnisse, Umstände, Complicationen giebt, die den Unerschrockensten zu einem gewissen Grade von Feigheit treiben können. Dieser letzteren zeihe ich mich selbst, Herr von Trachenburg, da ich in der Hoffnung, noch Frist zu gewinnen, ein Schuldverhältniß zu Ihrem seligen Oheim nicht sogleich bekennen wollte, das mich seitdem kein Auge ruhig schließen ließ. Das Unglück meines Bruders, der Wunsch, ihn wieder aufzurichten, zwang mich, bei dem Seligen Hilfe zu suchen; er gab mir ein Darlehen, und noch eins, als das erste nicht ausreichte, gegen Wechsel, und als mein Bruder dennoch verloren schien, und mich durch Mangel an Aufrichtigkeit im Bekennen seiner trostlosen Lage mit in sein Verderben zu ziehen drohte, versprach mir Ihr Oheim eine jahrelange Frist. Bei seinem eigenthümlichen Charakter – ich werde gleich zu Ende sein,« schaltete Ofelius ein, als Trachenburg eine Bewegung der Ungeduld machte – bei seinem eigenthümlichen Charakter mußte ich eine passende Stunde abwarten, um mir diese Frist von ihm bescheinigen und meine Wechsel zurückgeben zu lassen. Er starb plötzlich, und Sie fanden diese Papiere in seinem Nachlaß.«

»Ich fand sie!« bestätigte Trachenburg in gereiztem, höhnischem Ton, der von einem entsprechenden Blick begleitet war. »Aber sehr auf Umwegen! Sie waren während des Schloßbrandes entwendet, und ich verdanke sie

nur der Ehrlichkeit eines simplen Arbeiters Ihrer eignen Fabrik.«

»Hm, schade, wenn sie *entwendet* waren!« Ofelius fühlte den Stich.

»Freilich schade für den Schuldner, der sich so aufopfernd bei der Löschung des Brandes betheiligte!« fuhr der Baron spöttisch fort. »Ich gestehe, ich war gerührt durch so viel Uneigennützigkeit, durch die Todesverachtung, mit der man fremdes Eigenthum zu retten sich bereit zeigte!«

»Sie durften es sein!« fuhr Ofelius, wieder in sein Phlegma zurückfallend, fort. »Ich allein war in den Zimmern des Seligen bekannt; ich allein wußte, wie und wo er seine wichtigsten Papiere aufbewahrte. Mir gelang es, einen Theil, wohl den allerwichtigsten, zu retten: da traf mich das brennende Gebälk an der Stirn. Ich verlor das Bewußtsein, und mit großem Bedauern mußte ich erwachend mich überzeugen, daß meine Mühe umsonst gewesen, daß jene Papiere in dem Wirrwarr mir wieder entfallen und, wie ich fürchtete, dennoch verbrannt waren.«

»Ein glücklicher Zufall fügte es gegen Ihre Berechnung,« warf der Baron satirisch ein.

Dieses Wort jagte Ofelius wieder das Blut in die Stirn.

»Freilich gegen meine Berechnung!« rief er heftig. »Ich will sie Ihnen darlegen, wie sie mir der Zufall aufdrängte; denn nur ein solcher konnte sie mir eingeben. Die gegen Ihren Oheim contrahirte Schuld figurirt in meinem Hauptbuch; lud ich *Ihnen* gegenüber mir einen falschen Schein auf, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß, was

ich durch die Umstände gezwungen that, vor mir selber den Schein eines *Verbrechens* hatte, so lange es mir unmöglich ward, diese einzige vor dem Richterstuhl meines eigenen Gewissens nicht zu rechtfertigende Handlung wieder gut zu machen. Hören Sie die Erklärung: An dem Tage, an welchem Ihr Schloß in Brand gerieth, hatte ich die längst gefürchtete definitive Nachricht von dem Sturze meines Bruders erhalten. Gewissenlos hatte er mich in sein Verderben hineingezogen. Ich verschwieg dies meiner Familie, um sie nicht zu beunruhigen. Ihr Besuch an jenem Abend zerstreute die schweren Sorgen, welche mir dieser Vorfall aufgeladen. Eine Stunde später sahen wir Ihr Haus in Flammen. Mit meinem biederen Aufseher, unterstützt von meinen Arbeitern, that ich, was in Menschenkräften lag. Als mir das Glück jenes Heft in die Hand spielte, in welchem der Selige, der auch andere Industrielle unserer Nachbarschaft bereitwillig unterstützte, wie ich wußte, auch *meine* Schuldscheine bewahrte, leuchtete mir angesichts der Flammen, von denen ich mich fast umzingelt sah, der Gedanke im Innern auf: ein Opfer ist das andere werth! Im Besitze dieser Papiere hast Du wenigstens Frist! Du rettest das Eigenthum des Erben Deines Freundes, rette Dich selbst! ... Die Papiere gingen verloren, so glaubte ich. Frist mußte mir werden; ich war zu stolz, von Ihnen zu begehren, was mir der Verstorbene schon bereitwillig gewährt hatte, was Sie aber anzuerkennen nicht verpflichtet waren. Das Versprechen, das *Wort* des Verstorbenen hatte mir genügt; *Ihnen* gegenüber war es nichtig. Kann ich nun

mein Abkommen mit Ihrem Oheim mit den heiligsten Eiden beschwören, so darf ich mich doch vor den Gesetzen nicht von einem Vergehen freisprechen. Das hat mir bisher schwer auf der Seele gelastet; unerträglich, ein Fluch aber ward es mir, als ich durch neues, unverschuldetes Mißgeschick mich endlich in die Lage versetzt fand, dieser Schuld nicht mehr gerecht werden zu können, deren schriftliche Bestätigung Ihnen dennoch durch einen andern Zufall in die Hände gekommen . . .

»Ich habe Ihnen das Sachverhältniß erklärt, ohne mich von einer ungesetzlichen Handlung freisprechen zu wollen, ich habe Ihnen meine verzweifelte Lage dargestellt, weil sie doch kein Geheimniß mehr bleiben kann. Die Summe, welche ich Ihrem Oheim schulde, wird man in meiner Bilanz finden, es wird also Ihrer Documente nicht bedürfen; denn ich habe sie vor mir selber nie geleugnet. *Sie*, Herr Baron, haben, wie ich bereits weiß, die erste Hand an das stolze Gebäude gelegt, an dessen Aufrihtung ich die Kräfte meines ganzen Lebens verwendet. Sie mußten hier erscheinen, um mich zu vernichten; denn ohne *diese* Schuld würde ich aufrecht stehen können und die Früchte all' der Mühen ernten, deren Zeuge Sie selbst waren. Sie stellten mir die Alternative: entweder meinen Ruin oder die Hand meiner Tochter! Ich erachtete dieselbe keiner Antwort würdig. Inzwischen entschloß sich mein Kind in edelstem Antriebe, den Vater retten zu wollen. Aber diese Hand soll an meinem Körper verdorren, wenn sie ehrlos genug wäre, dieses Opfer annehmen zu wollen! . . . Ich erwarte jetzt furchtlos

Ihre Gerichtsboten, werde denselben als Antwort meine Bilanz mitgeben und bedaure nur, daß Sie, indem Sie mein Etablissement zusammenreißen, meine Verpflichtungen gegen *Sie* unter dem Schutt begraben! Ich falle, aber mit Ehren! Das Urtheil des strengsten Richters wird mich nicht schuldbar erkennen und arm wie ein Hiob werde ich mit meinen Kindern an der Hand von hinnen gehen! – Ich bin zu Ende, Herr Baron, und danke Ihnen für die Geduld, mit der Sie mich angehört!«

Ofelius erhob sich. Er glaubte eine schwere Last sich vom Herzen geschüttelt zu haben. Er fühlte sich ruhiger, ergeben in sein Schicksal. Sein Auge hatte sich jetzt an die Perspective gewöhnt, die vor ihm lag. Der Abgrund hatte keine Schrecken mehr für ihn; er hatte wenigstens das Schicksal seiner Kinder gerettet. Der Geschäftsmann war zu Grunde gerichtet, der Vater stand aufrecht.

Trachenburg behielt seinen Platz und schaute mit gefalteter Stirn vor sich hin.

»Ich rechte nicht mit Ihnen über die Ehrenhaftigkeit Ihrer Handlungsweise,« sagte er in beißendem Ton. »Sie scheinen sich aber das Schicksal eines falliten Fabrikanten viel rosiger vorzustellen, als es sein dürfte.«

»Ich theile das Loos so manches Andern, der vergeblich mit dem Unglück kämpfte.«

»Der Richter mag Sie *nicht* schuldbar erkennen, wohl aber die Welt, wenn sie hört . . . «

»So haben Sie die Absicht . . . ?«

»Ich habe die Absicht, Sie vor der Welt zu brandmarken, Sie der Unterschlagung mir gehöriger Papiere anzuklagen, und mögen Umstände, die gegen Ihren Willen Ihnen mein Eigenthum wieder entrissen, um es mir zuzustellen, Sie wiederum vor dem Richter entschuldigen, die *Welt* wird nach *ihren* Gesetzen urtheilen!«

Trachenburg erhob sich. Mit boshaftem, triumphirendem Lächeln blickte er auf Ofelius.

Der Haß, eine teuflische Schadenfreude leuchtete aus diesem sonst stets so complaisanten Auge. Seine Niederlage war zu groß, als daß er sie so leicht hätte verwinden können. Er hatte sein Ziel, das Ziel so heißer Wünsche, bereits gewonnen und die brüske Art und Weise, in welcher dieser Mann, ein in seinen Augen so untergeordneter Geschäftsmann, ein vor dem Bankerott stehender Kaufmann, ihn zurückgeschleudert, ihn unter seinem Dache beleidigt, diese Schmach schrie nach Genugthuung.

Auf Ofelius schien in der That diese Drohung nicht ganz ohne Wirkung zu sein. Die Ehre war für ihn Alles, und selbst in seinem Sturze glaubte er diese noch retten zu können. Was Trachenburg ihm drohte, konnte ihn allerdings in den Augen der Welt vernichten, denn ward die Sache in gehässigem Lichte dargestellt, so fiel der größte Makel auf ihn, ein Makel, vor dessen Erkenntniß er sich selbst nicht einmal hatte schützen können.

In dieses rachsüchtigen Mannes Hand lag es allerdings, die Art, wie er zu den Papieren gekommen, als

einen absichtlichen Raub darzustellen. Er konnte ihn beschuldigen, er habe jene Gelegenheit benutzt, sich in Besitz dieser Documente zu setzen, um sie dem rechtmäßigen Eigenthümer zu entwenden und das empfangene Darlehen zu leugnen. Von wenig Gewicht mochte dann der öffentlichen Meinung der Umstand sein, daß er diese Schuld in seinen eigenen Geschäftsbüchern anerkannt.

Ofelius wußte, wie gern die Welt bereit ist, dem Unglücklichen noch einen Stein nachzuwerfen. Es wirbelte wieder in seinem Gehirn, es tobte in seinen Pulsen. Er war auf dem Punkt, sich seiner Verzweiflung wieder in die Arme zu werfen, denen er sich nur zeitweise entrisen, um sicher, wenn er sich allein befand, ihnen wieder anheim zu fallen.

Was den so schwer Leidenden nur zu dieser Höhe wieder hinaufgeschraubt, war ja das Vatersgefühl gewesen, das Opfer, die Entschlossenheit seines ihn beschämenden Kindes hatte ihn angespornt, sich wieder aufzuraffen, die Ehre, die innere Zufriedenheit seiner Familie zu retten – und jetzt sah er sich zum Betrüger gestempelt, sich in's Gesicht des Betrugers beschuldigt. Jetzt hörte er die Drohung, selbst vor der Welt als Betrüger gebrandmarkt zu werden!

Wankend stützte er sich auf das Consol des Spiegels, in welchem Trachenburg eben neuen Haß sog aus seinem eigenen schwer beleidigten Antlitz. Ofelius sah, daß er von seinem Gegner keine Schonung zu erwarten habe. Es galt eine letzte Nothwehr, und zu dieser raffte er sich noch einmal auf.

»Wohlan denn,« knirschte er, während auch *sein* Antlitz einen Ausdruck annahm, der dem seines Feindes in gleicher Weise zu begegnen suchte. »Wohlan denn, mein Herr von Trachenburg! Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und dennoch schlage ich Ihnen ein Compromiß vor! Sie verlangen mein Kind, das Theuerste, was ich besitze, für meinen ehrlichen Ruf, der mir nächst jenem das Kostbarste ist: Ich *gebe* Ihnen dieses Kleinod, aber unter einer Bedingung, die Sie vorher zu erfüllen haben!«

Trachenburg schaute ihn mit sichtbarer Ueberraschung an. Die Wendung war ihm zu unerwartet, als daß er nicht eine Finte in derselben hätte vermuthen sollen. Lauernd spielte sein Blick auf den Gesichtszügen des Fabrikanten, die allerdings einen entscheidenden Ausfall auf den Gegner ankündigten. Ofelius nämlich blickte wie grübelnd vor sich nieder, während er sich, beide Hände auf dem Rücken, an das Consol gelehnt anklammerte.

»Ich bin gespannt auf Ihren Vorschlag,« hörte er Trachenburg's leise behende Stimme.

»Sie sind der Baron von Trachenburg,« fuhr Ofelius fort, »der Sohn des Barons von Trachenburg, desselben Mannes, der, wie mir erinnerlich, in religiösem Wahnsinn sein Ende fand . . . Lassen Sie mich sprechen, es gehört das zur Sache und soll keine Verletzung für Sie sein, ich selber bete seit einigen Wochen täglich zu Gott, daß er mir *meinen* Verstand erhalte! – Als ich sah, daß Sie sich für meine Tochter interessirten, that ich, was jeder Vater einer solchen zu thun die Pflicht hat; ich mußte es um so dringender thun, als Sie selbst um Leontinens Hand sich

bewarben. Mir war nichts von Ihrem früheren Leben bekannt, man sprach, als Sie hier erschienen, von demselben Dinge, die mir als Kindereien erschienen, aber da ich meine eigenen Ansichten über die Frage hatte, ob gerade *Sie* den Willen und die Fähigkeit besitzen, mein Kind glücklich zu machen, mußte ich selbst von dergleichen Albernheiten Notiz nehmen.«

Ofelius machte eine Pause. Er sah nicht, welche Veränderung in dem Antlitz Trachenburg's vorging, denn sein Auge haftete fortwährend am Boden und beschäftigte sich mit den aristokratisch geformten Füßen des Gegners.

»Meine Nachrichten nun sind ganz eigenthümlicher Art. Sie standen in österreichischen Diensten. Sie verschwendeten – Verzeihung für den Ausdruck! – Ihr Vermögen, verließen den Dienst in Folge Ihnen von Ihrem Chef gegebener Weisung. Hier verlieren meine Nachrichten Ihre Spur im Sande, den die Zeit verwehte. Sie werden indeß sehen, daß ich mich mehr für Sie interessirte, als Sie glauben, und daß ich es auch *besser* mit Ihnen meinte, als Sie annehmen, beweist Ihnen der Umstand, daß, was ich ferner über Sie erfuhr, mein eigenes Geheimniß blieb, von dem selbst meine Familie nichts errieth. Ich bin kein Freund der Schwatzhaftigkeit, und die Delicatesse gebot mir eine Discretion, die ich einem täglichen Gast, meinem . . . Gläubiger gegenüber beobachten mußte, auch gern beobachtete.«

Ofelius sah die Füße des Barons unruhig werden.

»Sie traten nun später in französische Dienste, Herr von Trachenburg,« setzte Ofelius seine Rede fort, »und

mit Vergnügen habe ich selbst Ihren Erzählungen oft zugehört. Aber – und das ist der delicate Punkt, den ich selbst nur mit Widerstreben berühre – es existirt ein Gerücht, das behauptet, Sie hätten in der Schweiz ein junges Mädchen aus armer, aber sehr achtbarer Familie geliebt, man will sogar wissen: geheirathet, seien dann plötzlich von ihrer Seite verschwunden, sie im Elend zurücklassend, und – das ist das Seltsamste – seien in ein Kloster getreten; ja, es giebt eine Stimme, die sogar behauptet, Sie seien vorher schon in einem Kloster gewesen, seien demselben als Novize entflohen und reuig in dasselbe zurückgetreten. Die Sache klingt mir so romanhaft, daß ich natürlich an Letzteres keinen Glauben hefte, und doch steigt mir dabei eine Erinnerung auf, eine Aeußerung, die Ihr seliger Oheim einmal im Unmuth gegen mich that. Als nämlich sein Bruder, Ihr Vater, starb, äußerte er seine Besorgniß, daß auch der Sohn desselben, sein Neffe, den er in die österreichische Armee gethan, den religiösen Wahn seines Vaters ererben werde, von welchem ich allerdings an meinem täglichen Gast vergebens eine Spur gesucht . . . Darf ich jetzt als Vater eines Kindes, dessen Besitz Sie mir abtrotzen wollen, einige Auskunft von Ihnen über diese eigenthümlichen Gerüchte erhalten?«

Ofelius blickte zum ersten Male wieder auf. Des Barons Antlitz zeigte einen höhnischen, verächtlichen Ausdruck, häßlicher noch dadurch, daß sich plötzlich ein Schatten

über sein Gesicht legte, der, einer den Himmel verdunkelnden Wolke gleich, den Eingang von der Terrasse verdunkelte.

»Eine Lüge, eine elende Erfindung, die kaum einer Antwort werth!« rief der Baron fest und mit dem Accent der höchsten Gemüthsruhe.

»Eine Wahrheit, die zum Himmel schreit,« rief eine helle Stimme aus dem Eingang der Terrasse.

Beide Männer blickten zusammenfahrend zur Thür. Der Baron wich aus seiner stolzen Haltung geworfen, einen Schritt zurück und starrte regungslos auf eine hohe schwarz gekleidete Frauengestalt im Costume der Barmherzigen Schwestern, deren bleiches, leidendes Antlitz von einer schwarz-weißen Kopfbedeckung fest umrahmt ward.

Ofelius war diese Erscheinung nichts Befremdendes. Seit Beginn des Krieges sah man an den Grenzstationen diese Frauen, die Transporte der Verwundeten begleitend, hin und herziehen; in der Nachbarschaft selbst bildeten provisorische Lazarethe den Schauplatz ihrer schönen Thätigkeit und namentlich unten in den Thälern wirkten sie in Baracken und in den leerstehenden Arbeiterhäusern schon seit Wochen.

Ofelius war es sogar, als sei er gerade dieser durch ihre vornehm-ruhige Haltung und das Gepräge des Leidens auf dem interessanten Antlitz hervorragenden Erscheinung unter den Schwestern schon begegnet als er die provisorischen Lazarethe im Thal besuchte, die Leontine

täglich mit Leinenzeug und Lebensmitteln zu unterstützen bemüht war.

Leontine selbst hatte, wenn sie diese Lazarethe besuchte, um, gefolgt von einem Diener, immer neue Hilfsmittel für die Unglücklichen zu bringen, ein besonderes Interesse für diese so ernste, stille und in ihrer Bescheidenheit doch so imponirende Schwester gefaßt; sie hatte den Eltern von ihr erzählt und das rastlose Wirken derselben mit Bewunderung geschildert.

Jetzt stand diese Fremde vor ihm, die vielleicht gekommen war, um Leontinen für ihre Hilfe zu danken – jetzt stand sie da, hoch aufgerichtet, stolz, mit weit geöffnetem Auge. Den Arm zurückweisend gegen Trachenburg ausgestreckt, der seinerseits, so herausfordernd auch ihn Ofelius soeben noch gesehen, einer von ihrem Sockel stürzenden Bildsäule glich.

Mit majestätischer Ruhe wandte sich die Fremde zu Ofelius, dem in seiner Betroffenheit nichts klar war, als daß ihm in ihr eine Bundesgenossin erstanden, der in sprachlosem Erstaunen bald sie, bald den Baron anblickte und sich einer heimlichen Zufriedenheit nicht erwehren konnte, seinen Todfeind in einer Verfassung zu sehen, wie wenn vor ihm ein Geist aus der Erde aufgestiegen wäre.

»Ich bitte um Verzeihung,« sprach die Fremde mit tiefem, aber klangvollem Organ, »die arme Schwester Cordelia war keineswegs vorbereitet, eine Unterhaltung zu stören, die sie nicht zu unterbrechen gewagt hätte, müßte sie sich nicht als eine vom Himmel gesandte Botin der

Wahrheit betrachten. Absichtslos, denn man hatte mich hier hinaufgewiesen, wo ich den Herrn des Hauses finden würde, – absichtslos ward ich die Zuhörerin dieser Unterhaltung, die mich zwang, als Zeugin hier einzutreten. Ich selbst bin das unglückliche Mädchen, von welchem soeben die Rede gewesen, das arglose Kind noch argloser Eltern, das von dem gewissenlosesten Betrüger unter erborgtem Namen zum Opfer auserlesen ward. Ich würde mich zurückgezogen haben, um nicht als Lauscherin hier zu erscheinen, hätte ich nicht draußen zu meinem Erstaunen *seine* Stimme erkannt. Ich würde selbst *dennoch* nicht eingetreten sein, hätte mich Ihre Unterhaltung nicht überzeugt, daß es sich hier abermals um eine Gewissenlosigkeit handelt, deren Beute, wie ich vernahm, dieselbe so edelmüthige junge Dame werden soll, der ich meinen Dank für ihre Engelsingüte zu bringen mich getrieben sah . . . Ich wage es nicht, mich so weit zu vergessen, diesen Mann dort eines einzigen Blickes noch zu würdigen, und bitte ihn nur, da mich mein Beruf hierher führt, mich von seiner Gegenwart zu befreien.«

Ein Blick des Fabrikherrn auf seinen Gast überzeugte Ofelius, daß dieser mit auf der Brust gekreuzten Armen, den Hut in den glänzenden Handschuhen, vollkommen sich von seinem Schreck erholt, sich an eine Etagère gelehnt, mit herausforderndem Gesicht die Sprecherin von Kopf bis zu den Füßen maß und, als der Hausherr ihn seiner Aufmerksamkeit würdigte, höhnisch die Achsel zog.

Einen Augenblick mußte Ofelius dieser Stirn gegenüber in Zweifel gerathen, ob er nicht etwa einer Abenteurerin oder gar einer Geistesgestörten gegenüber stehe. Die Scene war so überraschend, so drastisch, daß er sich vorkam wie der Komödienvater eines Trauerspiels. So viel Geistesgegenwart, so viel Frechheit, wie der Beschuldigte entwickelte, konnte seinem bürgerlichen Urtheil gemäß nur ein Mann zeigen, der einer Geisteskranken gegenüberstand.

Sein Blick schweifte von dem Baron zu der Barmherzigen zurück. Diese aber machte denselben Eindruck auf ihn wie bei ihrem Auftreten.

Da stand die hohe Gestalt, schön, trotz der sichtbaren Ermüdung ihrer Züge, trotz dem Stempel des Leidens, den das edel geformte, in jeder kleinsten Linie nach den Gesetzen der Schönheit entsprechende Antlitz trug.

Ein leichter Schatten umgab das tiefblaue, einst wohl klare und seelenvolle Auge, das sich jetzt wie unter einem Schleier versteckte; die ein wenig eingesunkenen Schläfe, weiß wie der Marmor und leicht gädert, zeigten unter der eng an sie schließenden Haube die Wurzeln dunkelblonden Haares, von der Farbe der hoch gewölbten Brauen; leicht angedeutete Fältchen um den Mund, die blassen Lippen, ein Zug des Schmerzes, langer Verbitterung des jugendlichen Herzens sprachen von zurückgedrängten, überwundenen Leiden. Ihre Wangen hatten frühzeitig den Schmelz, die Fülle der Jugend verloren,

das ganze Antlitz aber trug den Schein himmlischer Ergebung, einer frommen Seele, die mit den Freuden des Daseins abgeschlossen und nur in der Uebung ihres barmherzigen Berufes noch Genüge suchte.

Diese Ruhe, diese Majestät der Entsagung konnten nicht täuschen. Unwillkürlich beugte sich Ofelius vor ihnen, gleichsam um Verzeihung bittend für seinen Frevel, auch nur einen Moment gezweifelt zu haben.

Schwester Cordelia mochte errathen haben, was in ihm vorging. Aber nicht der leiseste Zug in ihrem sanften Antlitz verrieth, daß sie hiervon Notiz nehme. Ohne des Barons weiter zu achten, blieb ihr Gesicht dem Hausherrn zugewendet.

»Die letzten Tage,« fuhr sie mit ihrer so unwiderstehlich wirksamen Stimme fort, »die zahlreichen Opfer der drei mörderischen Schlachten forderten das Unmögliche von unseren Kräften. Unsere Mittel sind erschöpft, unser Raum ist überfüllt. Es sind neue Transporte eingetroffen, die nicht sofort weiter befördert werden können, ohne das mühsam erhaltene Leben so mancher der Unglücklichen zu gefährden. Man sagte uns von großen Räumen, welche Ihr Etablissement besitze, ich wage also im Namen der Unglücklichen an Ihr Herz zu appelliren, die hier oben sicher schnellere Genesung finden werden als im Thal. Wir werden nur mit äußerster Rücksicht Ihre Güte in Anspruch nehmen, indeß . . . «

Ein lauter Schrei von unten herauf unterbrach die Schwester, so laut, so durchdringend, daß selbst sie mit ihrer himmlischen Ruhe zusammenfuhr.

Ofelius erblaßte. Es war die Stimme seiner Tochter, die vom Hofe heraufdrang. Der Schreck machte seine Glieder zittern, und dennoch war er mit einem Sprung auf der Terrasse.

Schweigend folgte ihm Schwester Cordelia, den Dritten im Zimmer keines Blickes würdigend, vielleicht aber glücklich, dasselbe verlassen zu können.

Trachenburg sah Beide hinauseilen. Seine Arme lösten sich von der Brust. Er biß die Lippen zusammen, blickte, nach einem Entschluß suchend, mit finsterer Miene vor sich hin, stand dann einen Moment lauschend da und näherte sich darauf langsam, mit zögernden Schritten der Terrasse.

In jähester, schonungslosester Weise war er aus einem Traum gerüttelt, der ihm die Erfüllung seiner höchsten Wünsche versprochen, ja ihm diese Erfüllung bereits gewährt. Er hatte Leontinens Hand an seine Lippen pressen dürfen; er hatte bereits im Vorgeschmack der Wonne geschwelgt, nach der seine sinnliche Natur geschmachtet und mit allen, selbst den verwerflichsten Mitteln gerungen. Der Freudenkelch war ihm aus der Hand geschlagen, als sein lechzender Mund ihn schon berührte.

Die Hölle tobte in ihm, die um ihren Preis betrogen worden, und da, gerade als er sich um dieses Preises willen dem Examen eines Schulbuben unterwerfen mußte, erschien, wie aus den Wolken gefallen, dieses Weib mit dem großen Elfenbein-Kreuz auf der Brust – ein Zeichen, das ihn innerlich wider Willen erbeben machte –, mit dem blassen, verwelkten Antlitz einer von Andächtigen

abgeküßten Madonna, einem Antlitz, an dem er, wenn es ihm in dem alltäglichen Maschinengange des Lebens begegnete, kalt und gleichgiltig vorübergegangen wäre, das aber durch die Ueberraschung wie ein Blitzschlag auf ihn wirkte.

Die Hand an die heiße, pochende Stirn legend, stand er einen Moment vor der Schwelle der Terrasse. Er mußte fort aus diesem Hause, aber wie, ohne Jemand zu begegnen? Er mußte einen neuen Plan ersinnen; denn seine Beute fahren zu lassen, nachdem er sie schon in Händen gehabt – nimmermehr! Leontinens Hand, ihm zugesagt durch sie selbst, hatte in der seinigen gelegen; ihr Hauch hatte seine Stirn berührt, berauschend, ihn mit Wonne durchströmend. –

»Bah! Eitle Prahlerei, was mir der Alte da sagte!« rief er, den Kopf zurückwerfend. »Der Bettelstab ist schwerer, als er ihn sich vorstellt; ich selber habe ihn fühlen müssen und weiß, daß sein Weg nur zur Verzweiflung führt. Und die Schande drückt schwerer auf die Schultern dieser Comptoirhelden als auf die unsrigen, die den Vorurtheilen der blöden Masse entwachsen! In wenigen Tagen jage ich den Herrn mit seinen überspannten Ansichten von Haus und Hof; ich selber folge ihm, ich hefte mich an seine Fersen, ich küsse die Fußstapfen seiner schönen Tochter; ich werde um sie sein, wohin sie sich auch wenden mag; ich bestreue ihren Pfad mit Rosen, mit Perlen, mit Diamanten, um sie an Das zu erinnern, was sie verloren hat, und sie müßte kein Weib sein, wenn sie nicht *vermißte*, was ihr augenblicklich vielleicht werthlos

erscheint. Wer die Armuth kennt, wer erfahren, was die Verzweiflung in uns auszubrüten vermag, der läßt sich durch Phrasen nicht schrecken! Vorwärts also, ich wette, die schöne Leontine wird schließlich doch lieber mir, als dem Elend in's Antlitz blicken!«

5. EINE STILLE REISE-GESELLSCHAFT.

Als Leontine, widerstandslos von ihrem Vater zur Thür hinausgeleitet, in das Zimmer der Mutter zurücktrat, fand sie diese in Thränen. Das Antlitz in ihrem Taschentuche bergend, schluchzte die arme Frau laut und stieß unverständliche Worte aus.

Die Aermste fand keinen Ausweg zwischen zwei ihr gleich entsetzlichen Momenten. Sie hatte vor dem Gedanken gezittert, sie hatte sogar den Gedanken nicht fassen können, daß all' der Friede, all' der Wohlstand zu Ende, daß sie hilflos und elend diese Stätte werde meiden müssen, an der sie ihre Kinder hatte aufwachsen sehen, und mit ihrem eigenen Leben hätte sie die Abwendung dieses Elends erkaufen mögen.

Jetzt, so ahnte sie, so war es ihr zur Gewißheit geworden, hatte Leontine durch einen heldenmüthigen Entschluß diese Rettung übernommen, und jetzt war's ihr eben so furchtbar, daß ihr eigenes Kind sich opfere. Vergessen war in ihrer Seele, daß sie selbst einer Vermählung ihrer Tochter mit dem Baron nicht abgeneigt gewesen, daß ihr diese sogar geschmeichelt hatte. Seit sie erfahren, was in ihrer Tochter vorging, erschien ihr, das

Opfer so entsetzlich, daß sie es verhindern zu müssen glaubte. Die Furcht preßte ihr das Herz zusammen.

Leontine hatte in diesem Augenblick dem Baron wahrscheinlich schon ihr Jawort gegeben. Und jetzt wieder war der Vater gegangen, um dazwischenzutreten, um sein Kind vor einem Entschluß zu retten, den er zurückweisen mußte, und da traten vor das Auge der unglücklichen Frau wiederum die Vorstellungen der Armuth, der Entbehrung, des Elends! Es war ein jammervoller Zustand. Sie flehte den Tod auf sich herab, den Tod, der ja doch die Ihrigen nicht hätte retten können.

Leise schwebte jetzt Leontine herein, bleich und abgesspannt, so ermattet an allen Gliedern, so – vernichtet und zerschlagen, daß sie sich nicht aufrecht zu erhalten vermochte und sich an der Thür in einen Sessel sinken ließ.

Die schluchzende Mutter hatte ihr Eintreten nicht gehört.

»Meine Kinder, meine armen, unschuldigen Kinder!« jammerte sie. »O Herr im Himmel, ich wollte ja Alles gern ertragen; aber daß sie, die Armen, um ihr ganzes Leben betrogen werden, daß sie mit uns unser Elend theilen sollen, ich überlebe es nicht, es ist mein Tod, und ich möchte doch so gern noch bei ihnen sein, möchte so gern sie noch einmal wieder glücklich werden sehen!«

Inmitten ihres Jammers fühlte die Mutter plötzlich ihren Nacken von einem weichen Arm umschlungen.

»Weine nicht, arme Mutter!« schmeichelte Leontine, der selbst das Herz brechen wollte.

Die Mutter blickte erschreckt auf und zeigte der Tochter ein von Schmerz verzerrtes Antlitz . . .

»Tröste Dich, Mutter,« liebteste Leontine. »Sorge nicht für *uns*, für Rudolf und mich! Ich bin gefaßt, Du siehst es! Ich habe das Theuerste verloren, was ich neben Euch auf der Welt hatte, und Du siehst keine Thräne mehr in meinem Auge. Mit Erich's Tod erlischt der letzte Hoffnungsfunke in mir. Aber ich war ja darauf vorbereitet, ihn verlieren zu müssen, mochte er lebend oder todt sein, und jetzt nehme ich Alles mit Entsagung hin, was uns Gott beschieden. *Ich*, Mutter, hange nicht am Ueberfluß; er würde mir lästig sein, ich würde keine Freude an ihm haben. Und jetzt habe ich mich schon in den Gedanken hineingelebt, arbeiten zu können, arbeiten um das tägliche Brod, das ja dann um so süßer schmecken wird. Und so wird auch Rudolf denken. Er ist jung, er ist fleißig; ihm wird es gelingen, sich eine Existenz erwerben zu können, um seinen Eltern eine Stütze zu sein. Du sahst ihn ja bisher immer rastlos thätig; er wird es auch ferner sein, und der Brief, den er uns gestern sandte, sprach ja schon die Gewißheit aus, daß ihm des Vaters Freunde behilflich sein werden. Du lasest ja, wie gefaßt er die traurige Botschaft des Vaters hingenommen. Tröste Dich also! Es wird Alles besser werden, und Gott wird uns nicht ganz, verlassen, wenn wir ihm vertrauen.«

Leontinens Worte machten nur *den* Eindruck auf die jammernde Mutter, daß diese eine gewisse Beschämung

der Ruhe ihrer Tochter gegenüber fühlte. Sie drängte gewaltsam den Schmerz zurück, sie suchte nach Athem für das stürmisch bewegte Herz und trocknete die Thränen.

»Der Vater ist bei . . . ihm?« fragte sie nach einer Pause.

»Ja, Mutter!«

»Er hat ihm gesagt? . . . «

»Er wies ihn so barsch zurück, daß ich erschrak, Mutter.«

»So ist keine Gnade von ihm zu hoffen!« rief die Letztere mit wieder sinkendem Athem, indem sie das Tuch abermals vor das Antlitz führte.

»Der Vater verlangt sie nicht von ihm; er hat sie zurückgewiesen!« war der Tochter stolze Antwort, während sie sich bewußt aufrichtete.

»Sieh nur, dort geht die Schwester Cordelia! Sie wird kommen, um mir ihren Dank für die Gaben zu sagen, die ich ihr gestern in's Lazareth hinabsandte,« fuhr Leontine, zum Fenster hinaus deutend, fort, um die Mutter zu zerstreuen. »Sie ist gewiß auch sehr unglücklich gewesen; man sieht es ihr an, daß auch sie viel gelitten; es liegt über ihrem Wesen eine stille Trauer ausgebreitet, die unwillkürlich das Herz zu ihr hinzieht. Sie muß auch von sehr guter Familie sein; denn Sprache und Haltung verathen eine feine Erziehung. Die Gute ist aus weiter Ferne mit den anderen beiden Schwestern gekommen, um den Opfern dieses entsetzlichen Krieges zu helfen.«

Bei den letzten Worten, die sie an den eigenen schweren Verlust erinnerten, feuchteten sich ihre Augen wieder. Da die Mutter zum Fenster hinausblickte, trocknete sie unbemerkt zwei frische Thränen.

Die Mutter hatte keine Antwort, als einen tiefen Seufzer.

»Es ist mir unangenehm, sie in solcher Stimmung empfangen zu müssen,« plauderte Leontine weiter, »und dennoch werde ich sie nicht abweisen lassen können. Sie hat vielleicht ein besonderes Anliegen. Die Stadt muß voll von Verwundeten sein, denn die Nacht, als ich schlaflos dalag, hörte ich fortwährend die schweren Bahnzüge langsam heranrollen, und man erkennt sie deutlich an ihrer langsamen Bewegung. Darf ich Dich allein lassen, Mutter? Die Schwester Cordelia mag immerhin sehen, daß ich nicht glücklich bin, sie wird an den Anblick Leidender so gewöhnt sein . . . «

»Geh, Kind!« flüsterte die Mutter.

Nur ungerne, und dennoch von der Ahnung gezogen, daß die fromme Schwester durch irgend eine besondere Absicht hergeführt werde, verließ Leontine das Zimmer, schritt über die Stufen der kleinen Nebentreppe hinab und zu der in's Freie führenden Seitenthür.

Schwester Cordelia war draußen nicht mehr zu sehen. Der Gedanke, daß sie, von keiner Dienerschaft zurechtgewiesen, durch das Gitter und auf die Terrasse getreten sei, war Leontine unangenehm, denn sie konnte den Vater in seiner Unterhaltung mit dem Baron überraschen. Sie wagte es indeß nicht, die Terrasse zu berühren.

Umherblickend stand Leontine da, unschlüssig, ob sie in's Haus zurücktreten solle, als sie plötzlich zwei Pferdeköpfe an der Mündung des in's Thal führenden Weges auftauchen sah. Hinter denselben erschien ein mit Stroh gefüllter Leiterwagen, neben welchem ein junger Arbeiter in der Blouse, die ermüdeten Pferde ermunternd, einherging.

Staunend schaute Leontine diesem sonderbaren Gefährt entgegen. Seit lange war kein Wagen mehr hier oben erschienen, es war, als habe überhaupt Niemand mehr hier oben etwas zu suchen.

Da trat Thormann aus dem Portal des Fabrikhofes, Thormann, dessen Antlitz seit einigen Tagen so verdrießlich, dessen Wesen so menschenscheu geworden, daß er Jedem aus dem Wege ging und Niemandem mehr ein Wort gönnte. Sein graues Haar hing ihm wirr um den Kopf, sein Bart war lange nicht mehr gepflegt, seine Kleidung schmutzig und vernachlässigt.

Als er Leontinens ansichtig ward, wollte er wieder zurücktreten. Dem Getreuen fraß es das Herz ab, daß hier Alles zu Ende ging; denn daß dies der Fall, das sah er seinem Chef an, wenn er diesem wirklich einmal begegnete, da Ofelius absichtlich das Zusammentreffen mit Thormann vermied und es dennoch nicht über sich gewinnen konnte, ihm reinen Wein einzuschenken.

Jetzt eben hatte sich auch unter der Dienerschaft die Nachricht verbreitet, daß Eberty gefallen. Eberty war Thormann's einzige Hoffnung noch gewesen, und mit

dieser trug er auch *seine* Hoffnung für die Wiederaufrichtung seines Chefs zu Grabe.

Als man ihm sagte, Eberty sei todt, ging er schweigend in sein Aufseherhäuschen. Dort setzte er sich hin, stützte die Stirn in die Hand, ließ zwei große Perlen in seinen grauen Bart rollen und seufzte:

»Das war ein Mann, wie's wenige giebt! Der hätte 'was Großes hier zu Stande bringen können! – Aber die Besten wählt sich ja die Kugel immer zuerst, und er ist den ehrlichen Reitertod gestorben. – Friede seiner Asche! Ich habe ihn sehr lieb gehabt, obgleich er mir manchmal wehe gethan, wenn ich alter Knabe etwas besser wissen wollte als er, und ihn insgeheim deshalb wohl zuweilen einen Grünschnabel geschimpft, der er doch nicht war!«

Thormann kam während seines Nachdenkens zu der Einsicht, daß es jetzt Zeit sei, sein Bündel zu schnüren. Man hatte ihm von Seiten der Concurrrenzfabrik erst gestern wieder sehr günstige Anträge gemacht, er hatte sie zurückgewiesen, weil es gegen sein Gewissen sei, einem Herrn zu dienen, der den seinigen ruiniren geholfen. Er wollte in die Stadt ziehen und dort sich eine neue Stellung suchen, die ihm zusagte.

Nur Eins machte ihm noch Kummer: wie sollte er es über die Lippen bringen, von seinem Chef den Abschied zu verlangen! . . . Er wollte ihm sagen, er könne die Ruhe nicht mehr ertragen, er könne eines Mannes Brod nicht essen, für den er nicht mehr schaffen könne, und wolle wiederkehren, sobald man ihm einen Wink gebe.

Das war eine richtige Anrede, wie er sie sich ausgedacht, und damit konnte er seinen unglücklichen Chef nicht kränken.

Thormann stülpte sich also seinen Filzhut auf den Kopf, schloß das Häuschen hinter sich, schritt über den öden Fabrikhof, dessen letzte Arbeiter auch schon davongegangen, und trat, ohne zu wissen, wohin er wolle, in's Freie.

»Das arme Fräulein!« murmelte er, im Portal inne haltend. »Wie elend sie aussieht! Die hat sicher geweint. Ich kann sie so nicht sehen in ihrem Jammer um den Alten und um den Eberty! Hatt' ich mir doch nie anders denken können, als daß aus *den* Beiden ein Paar werden müßte!«

»Thormann, wer kommt denn dort?« erfaßte ihn eben Leontinens Ruf, als er sich wieder durch das Portal drücken wollte.

»Ich habe keine Ahnung, Fräulein!« antwortete er, den Hut ziehend. »Gott verhüte, daß das Verwundete sind, die man uns hier heraufschickt; denn drüben die ganze Stadt soll damit schon überfüllt sein.«

Leontine erschrak. Vielleicht war Schwester Cordelia also doch gekommen, um diese zu melden und für sie um Obdach zu bitten.

»Thormann, wenn das ist, so müssen Sie helfen sie unterzubringen. Wir haben ja des Raumes jetzt genug.«

»Gott sei's geklagt!« wollte Thormann sagen, verschluckte aber die Antwort. »Es ist Platz in Menge, Fräulein!« setzte er mürrisch hinzu.

»So gehen Sie ihnen entgegen, Thormann. Ich will dann die Leute rufen und der Mutter melden.«

Mitleidsvoll erregt, mit lebhaftem Klopfen des weichen Herzens stand Leontine da, unschlüssig, was beginnen, da sie den Vater nicht rufen konnte. Der Wagen näherte sich inzwischen langsam und schwerfällig. Leontine überzeugte sich, daß Thormann's Vermuthung richtig, denn sie erblickte bunte Uniformen, die durch das Stroh schimmerten.

»Philipp, alle Teufel, woher kommst denn Du?« hörte sie Thormann den Burschen neben dem Gefährt anrufen.

Dieser deutete schweigend auf den Wagen und legte dann den Finger auf den Mund.

Thormann stutzte. Der Wagen fuhr eben auf die weite festgestampfte Tenne vor dem Portal. Des Aufsehers hohe muskulöse Gestalt beugte sich neugierig über die eine Leiter des Wagens, dann sah Leontine, wie er die Hand auf die Leiter legte, in den Wagen starrte und dem Bauer, welcher die Pferde lenkte, ein donnerndes Halt zurief.

Des Aufsehers Benehmen erschien dem angstvoll wartenden Mädchen so sonderbar. Noch immer unbeweglich und unschlüssig stand sie da, rathlos, wie sie helfen solle.

Thormann hatte inzwischen den einen Fuß auf die Achse des Wagens gesetzt und sich auf dieser über das Stroh erhoben. Jetzt plötzlich ward Thormann noch sonderbarer. Leontine hörte ihn einen Laut der Ueberraschung ausstoßen. Sie sah, wie er zu den Verwundeten sprach, und jetzt – jetzt schwenkte er, hoch über den Wagen aufgerichtet, seinen breiten Filzhut in die Luft.

Er sprang herab, er stürzte auf Leontine zu, immer den Hut schwingend, eine kindliche Freude in seinem breiten Gesicht.

»Er ist's! Er ist's! Er lebt ja! Er ist ja gar nicht todt, unser Herr Eberty! Und wenn er auch arg zugerichtet ist, wir werden ihn uns hier schon zusammenflicken! . . . Victoria! Wir haben ihn wieder!«

Leontine stieß einen durchdringenden Schrei aus. Es war zu viel der Aufregung schon an diesem Tage. Diese Freudennachricht bestürmte sie mit solcher Gewalt, daß Thormann, selbst erschreckend über diese Wirkung, hinzuspringen mußte, um sie in seinen riesigen Armen aufzufangen.

Mit einem rohen Laut der Ueberraschung umfaßte er sie. Verlegen glotzte er, wie sie in seinen Armen lag, in ihr marmorbleiches Antlitz, in die halb geschlossenen Augen, und wenig erfahren in der Behandlung überreizter Nerven, überzeugt, daß die Freude dennoch der beste Arzt sei, hob er sie entschlossen auf den Arm, auf dem er sie als Kind so oft getragen, eilte mit ihr an den Wagen, und als Ofelius, von Schwester Cordelia gefolgt, jetzt eben das Ende der Terrasse erreichte, sah er, wie seine Tochter, gleich einem Kind in Arm der Wärterin, in dem des Aufsehers über dem Leiterwagen schwebte, wie sich aus diesem eine Hand herausstreckte, welche die Leontinens ergriff und wie Leontine, die nach Thormann's Berechnung richtig sich schnell erholt, mit vor Freude strahlendem Antlitz den Druck dieser Hand erwiderte und überselig einem im Stroh liegenden jungen

Mann entgegenlächelte, von dessen Persönlichkeit sich Ofelius in seiner Ueberraschung keinen Begriff zu machen im Stande war.

Erst als der Letztere herbeieilte und Thormann inzwischen seine schöne Last wieder auf den Boden gestellt hatte, rief ihm dieser entgegen:

»Wir haben ihn wieder, Herr Ofelius! Nicht alle Todten sind todt! Sie haben ihm im Gefecht wohl sehr arg mitgespielt, aber hat er sich so weit gehalten, so wird er *uns* bestimmt nicht unter den Händen sterben!«

Von Wonne trunken, von ihren Gefühlen überwältigt, warf sich Leontine an die Brust des eben ganz verwirrt herantretenden Vaters, der bald sie, bald Thormann anstarrte.

»Er lebt! Er ist uns wiedergegeben!« schluchzte sie, den Vater krampfhaft umschlingend. »Ein Wunder muß ihn uns erhalten! . . . Vater, er lebt!«

»Erich . . . Eberty lebt?« rief Ofelius, bebend vor Freude und in der Angst, der Spielball einer Sinnestäuschung zu sein . . . »Philipp!« rief er, sich losmachend, dem Burschen zu, der unthätig neben dem Wagen stand und finster dreinschaute. »Philipp, sprecht Ihr! . . . Nicht wahr, Ihr wart es, der den Wagen da begleitete?«

»Nicht nur den Wagen, ich begleitete Herrn Eberty von Metz hierher und blieb bei ihm, um ihn, wenn er nicht draufging, hierher zu schaffen.«

»Dank, Philipp! Es soll Dir nicht vergessen sein.« Damit drückte Ofelius dem Burschen die Hand. »Du bist flüchtig, höre ich,« flüsterte er ihm zu. »Sei einstweilen auf

Deiner Hut und verbirg Dich in meinem Hause. Wir werden Rath zu schaffen suchen. – Dank nochmals!«

»*Pas de quoi!*« antwortete der Bursche mit verbissenem Lächeln.

Ofelius erkletterte in höchster Aufregung den Wagen und fand Eberty bleich, abgemagert vom Blutverlust im Stroh liegen. Mit einem schmerzlichen Lächeln streckte der junge Mann ihm den Arm entgegen und zeigte dann mit der Hand auf den Mund, um anzudeuten, daß ihm das Sprechen versagt sei.

»Armer, armer Eberty! Aber der Himmel sei gepriesen, der uns Sie gerettet hat! – Thormann, hierher,« rief er diesem zu, der eben mit einem Stück aus dem Fabrikraum auf der Schulter, das als Bahre dienen konnte, herbeigeschleppt kam, während einige Mägde mit Betten heraneilten, welche die Mutter beordert hatte, als sie vom Fenster aus die Verwundeten gesehen, ohne zu ahnen, wer unter ihnen sei.

»Alles, was Arme hat, soll herbei! kommandirte Ofelius, einen theilnahmsvollen Blick auf die beiden Schicksalsgefährten Erich's werfend, die mit bleichgelben, fahlen Gesichtern im Stroh lagen auf welchen der Schmerz nur das eine freudige Gefühl, bald bequemer gebettet zu werden, zum Ausbruch kommen ließ. Jetzt erst unter all' den Vorbereitungen und der Hast derselben hörte die herbeigeeilte Mutter den Namen Eberty. Ein Freudenschrei entrang sich auch ihren Lippen. Sie stürzte sich der

Tochter in die Arme; sie erfaßte dieselbe an beiden Schultern, blickte der so glücklich Verwirrten in's Antlitz und rief:

»Leontine, erkennst Du Gottes gnädige, allmächtige Hand?«

»O, bete mit mir, Mutter, daß er ihn uns erhalte, denn er schwebt in großer Gefahr!« rief diese zitternd. »Es war ein furchtbarer Anblick, der all' meine Freude zu Boden schmetterte, als ich ihn eben so todesmatt, so geschwächt von Schmerzen und Blutverlust, mit hohlen Augen, eingesunkenen Wangen, einem Sterbenden gleich daliegen sah, und was muß er gelitten haben, der uns so blühend, so lebenskräftig verlassen ... Ach, ich zittere, Mutter! Doch, komm und hilf! Er muß schwer getroffen sein; er konnte mir nur durch einen Blick seine Freude des Wiedersehens ausdrücken ... O Gott im Himmel, erhalte ihn! ... Wo nur Schwester Cordelia ist?« rief sie in ihrer Angst während diese schon beschäftigt war die Ausladung der Verwundeten zu leiten.

Inzwischen hatte Trachenburg über all' dem, was ihn selbst beschäftigte, vergessen, was draußen vorgegangen, was so plötzlich seine Gesellschaft aus dem Salon gerufen.

Pochend auf die eigene Willenskraft, den ›Krämerehrgeiz‹ bemitleidend und in seinem Egoismus ohne andern Maßstab, als die Erfahrung des eigenen wilden Lebens, war er seines Erfolges gewiß. Er drückte den Hut auf

die Stirn, riß die Handschuhe in leidenschaftlicher Erregung von den Händen, setzte eine energische, gegen Alles gleichgiltige Miene auf und beschloß, unbekümmert, um welche Begegnung es sei, den Rückweg anzutreten, um von seinem Schloß aus zur Stadt zu fahren.

Am Ende der Terrasse angelangt, auf der die Esparto-Matte seine heftigen Schritte unhörbar machte, zögerte plötzlich sein Fuß. Ueberrascht trat er hinter eine der mit Laub umrankten Streben des Daches und starrte in den Vorhof der Fabrik hinab.

»Noch immer dieses Weib, das sich wie Alle, die ein gewagtes Spiel verloren, aus der Humanität eine Glorie macht!« murmelte er vor sich hin. »Und meine schöne Leontine in gleichem Engelsberuf ... Teufel, die Menschenliebe treibt ausschweifende Blüten!«

Sein Antlitz färbte sich hochroth, während die Schminke wie eine blasse Decke über dem glühenden Gesicht lag. Er riß den Hut vom Scheitel, legte die Hand über das Auge und stampfte mit dem Fuße, daß die Binsen unter demselben knackten.

»Eine Gesellschaft Verwundeter! Mein Schwiegerpapa giebt die eigene Schulter her, um den ersten herabzuheben! ... Meine reizende Leontine ... Hölle und Teufel! ... Sie schiebt den Burschen da, den Arbeiter in der Blouse, zurück, sie legt den Arm des Verwundeten über ihren Nacken, und Beide, Vater und Tochter mit Welch' himmlischen Zärtlichkeit sie ihn ... Verdammt, es ist ... Ich täusche mich nicht! ... Laß sehen, wie weit die Zärtlichkeit geht. Auch die fromme Schwester legt mit Hand an; kein

Diener darf die geheiligte Person des Verwundeten berühren. Leontinens Antlitz glüht vor Aufregung. Mit welcher Liebesfülle sie ihm ihr Antlitz zuwendet; mit welcher Kraftanstrengung sich das schwache Geschöpf dieser theuren Last unterwirft; wie händeringend die Mama dabei steht! Jetzt legen sie ihn auf die Bahre. Wie bequem es doch die Kugel gehabt hätte, ihnen all' die Mühe zu ersparen. Niemand kümmert sich um die anderen beiden Verwundeten, die umsonst auf Hilfe warten, bis jetzt der Bursche in der Blouse und das Mädchen sich ihrer annehmen ... Und Leontine! Hölle, thu' Dich auf! ... Leontine, sie beugt sich, wie er da liegt, über ihn ... Er lächelt sie an ... Er streckt ihr die Hand hin ... Sie ... sie bedeckt diese Hand mit Küssen ... «

Die Wuth der Eifersucht erstickte seine Stimme. Diese Hand, die soeben die Hand eines verwundeten Dragoner-Officiers in die ihrige preßte, sie gehörte *ihm* ... *ihm*; denn sie selbst hatte sich ihm versprochen; dieses Mädchenauge, das so todt, so kalt auf ihn herabgeblickt, als er ihre Hand an seine Lippen gepreßt, es lächelte so selig, so wonnig auf einen Andern herab ...

»Ich schwör's Dir!« knirschte er, »dieses Lächeln soll Dein letztes gewesen sein! Ich fürchte diesen Laffen nicht, der da glaubt, sich glücklich in das Haus des reichen Fabrikanten gerettet zu haben, und ihr den Rücken wenden wird, wenn man ihn sammt der ganzen Familie hinausjagt ... Vorwärts also! Es ist ein Gegner mehr, aber auch über ihn werde ich hinwegschreiten.«

Trachenburg benutzte den Augenblick, wo der Verwundete, von der Familie Ofelius begleitet, in's Haus getragen wurde, um ungesehen über den Rasenplatz zu schreiten und in dem Thalwege zu verschwinden.

6. PHILIPP'S FLUCHT.

Stolz auf seine That, aber mit von Gram und Wuth zerrissenem Herzen war Philipp, den die Sehnsucht nach Babette an jenem Abend in's Dorf getrieben, direct vom Pfarrhaus zum ›Storchennest‹ gegangen, um, gleichgiltig gegen die eigene Gefahr, seine brennenden Lippen zu netzen. Ihm, dem wilden Burschen, war's auch ein Bedürfniß, der Welt zu zeigen, wie er den an ihm begangenen Verrath geahndet; die Welt sollte wissen, was er gethan, damit sich Niemand den Kopf über den Thäter zu zerbrechen brauche, und mit Ostentation erschien er im Wirthshaus.

Eine Stunde später hatte er seinen Schlupfwinkel wieder erreicht, in welchem er sich zu verbergen gewohnt, und in einem von Haselnußstauden und Dornen überwucherten Rinnsal sitzend, vor sich hin brütend, die Zähne zusammenbeißend, die Hände ballend über den Verrath des Mädchens, erwartete er den Morgen. Kein Schlummer kam in seine Augen, keine Müdigkeit erschlaffte seine Sehnen; der Gedanke an die geübte Rache hielt ihn wach; denn nach seiner Ueberzeugung mußte der gehaßte ›prêtre‹ zu Tode getroffen worden sein.

Als das Morgengrauen endlich matte Zickzackstreifen durch die Zweige der über ihm die Kluft deckenden Gebüsche hinabsandte, als er die kleinen Moosfasern auf dem verwitterten Gestein unterscheiden konnte und mit stieren Augen die geschäftigen Gänge des ihn umkriechenden Gewürms verfolgte, ward's ihm unendlich nüchtern im Herzen. An die Stelle der Wuth trat die unausbleibliche Erschlaffung; die Spannung seiner Sehnen, das Zucken seiner Nerven ließ nach; es war ihm wüst im Kopfe, und das abscheuliche Bild, seine Geliebte im Arm eines fremden Mannes, das in dem Dunkel der Nacht so grell vor seinen Augen gestanden, es verblaßte allmählich, es verlor die krassen Farben, die vor dem Tageslichte nicht bestehen konnten.

Er begann sich namenlos vereinsamt und unglücklich zu fühlen; denn der Gedanke an Babette war es gewesen, der den Heimathlosen noch über den Ekel am Leben getröstet.

Er, ein lustiger, übermüthiger Bursche, der sich die Zukunft an Babettens Seite so schön geträumt, sah sich plötzlich in all' seinen Berechnungen getäuscht. Er liebte Frankreich, weil's drüben vergnügter, sorgloser zuging und er drüben seine Arbeit, seinen Unterhalt gefunden, seit Uebermuth und Unverträglichkeit ihn aus der Fabrik entfernt hatten. Das schönste Mädchen der ganzen Umgegend war seine Braut; dieses schönste Mädchen hatte Geld genug, um damit eine Werkstätte zu errichten, und jetzt –

Wer war schuld an seiner Verbannung? Der Prêtre, dessen Rath er befolgt, obgleich er längst mit Mißtrauen gegen ihn umging. Wer hatte ihm seine Braut gestohlen? Der Prêtre, der sie erst überredet, in sein Gartenhaus zu ziehen, um sie desto sicherer verderben zu können. Und wer verdient die Strafe? Der Prêtre, der doppelt verbrochen, gegen sein Amt, gegen ihn! Was er selbst gethan war sein heiliges Recht, ein Recht, das kein Gesetz mit Strafe bedrohen konnte.

Freilich, sagte er sich, als die Sonne über ihm erschien und ihm durch das Gebüsch sengende Strahlen auf sein Haupt herabbrannten, freilich, es war ein Mord! ... Ein Mord! grinnten ihn die grauen Felszacken mit ihren Moosbärten an, ein Mord echoete jede kleinste seiner Bewegungen in dem hohlen Raum ihm in's Ohr; ein Mord raschelte es unter ihm in dem faulenden Laub.

Und Das, vereint mit der Wirkung der Einsamkeit und ihrer bleichen Gesellschaft, brachte ihm ein Frösteln in's Herz; seine Phantasie, die sich so lange mit der Befriedigung des Rachegefühls beschäftigt, blickte hinaus auf die Wahrscheinlichkeit der Folgen; er sah sich flüchtig, verfolgt, obdachlos und – Babette war für ihn verloren, für den Mörder, dem kein Auge mehr lächeln konnte!

Er warf sich zurück auf das harte Lager; er bedeckte, durchschaudert von Kälte, sein Antlitz mit den Händen und stieß ächzende Laute aus.

»Bah!« rief er endlich aufspringend und vor sich hinstarrend. »*Le meurtre! mais c'est l'ordre du jour!* Wenige

Stunden von hier hat man Tausende gemordet, Tausende wird man noch morden! – *Vive le meurtre!*«

Philipp fühlte seine Glieder halb erstarrt, als er an den Felsstufen aus der Kluft an's Tageslicht kletterte. Sich streckend, betrat er das Plateau und überschaute die Umgegend. Es war Alles noch still, denn der Morgen war eben angebrochen. Selbst die Aecker und Wiesen, auf denen sonst der Landmann mit der Sonne sein Tagewerk begann, waren öde und todt; nur in den dürren, früh entlaubten Zweigen des spärlichen Baumwuchses auf der Höhes zirpte der Hänfling.

Es war seines Bleibens nicht in der Gegend. Er selbst war thöricht genug gewesen, sich zu verrathen; man konnte schon auf ihn fahnden. Sobald die Nachricht von einem Morde das Dorf durchlief, mochte die ganze Gemeinde sich aufmachen, um den Thäter zu suchen.

Philipp wußte indeß, wohin er sich wenden solle. In dem benachbarten Dorfe jenseit der Grenze hatte er Freunde, und waren sie vor den andringenden Truppen geflohen, so fand er ein Asyl unter ihren verlassenen Dächern.

Entschlossen trat er seinen Weg an. Er verließ die Höhen, vertiefte sich in die Thalwege, die wellenförmig sich über das coupirte Terrain hinzogen. Er sah die Landstraßen von langen Colonnen, Truppen und Train bedeckt, schlug, diese vermeidend, die Vicinalwege ein und erreichte nach einigen Stunden das Dorf, in welchem panischer Schrecken vor der erwarteten Ankunft feindlicher Abtheilungen herrschte.

Der Wirrwarr, die allgemeine Kopflosigkeit begünstigten des Burschen eigene Rathlosigkeit. Niemand achtete seiner. Die wenigen Freunde hatten keinen Sinn für ihn; man kümmerte sich nicht mehr um ihn.

Tagelang trieb sich von da ab Philipp umher. Er bettete sein Haupt, wo er eben ein Obdach fand, oder es jagte ihn über die Grenze zurück. Da Niemand nach ihm fragte, verlor sich seine Furcht vor Verfolgung; er ward kühner, durchstreifte die das Dorf umgürtenden Felsen, wagte sich sogar im Schutz der Dunkelheit in die Dorfstraße, vermied aber Babettens Hütte, – grade den Punkt, der ihn doch hierherzog.

Eine Bitterkeit erfüllte das Herz des Burschen, die ihm keine Ruhe ließ, und diese vermehrte sich noch, als er am Dorfbrunnen die Mägde sich von dem Pfarrer erzählen hörte, der sich unvorsichtiger Weise mit einem Pistol verwundet haben solle, während doch das ganze Dorf wisse, daß der wilde Philipp, ein sonst so sauberer Bursche, aus Eifersucht auf den Pfarrer geschossen, ihn in den Arm verwundet habe und die arme Babette deshalb ›narrig‹ geworden.

Dieser gehaßte Mensch war also *nicht* todt. Gut, so *sollte* er sterben. Für Philipp gab es keine Ruhe, so lange Jener noch am Leben. Richtig war es, wenn man im Dorfe behauptete, Philipp umlungere die Nachbarschaft; denn während die unglückliche Babette ihn in allen Schluchten und Verstecken suchte, umschlich er Abends das Pfarrhaus. Sein Gedanke war, den Pfarrer in seinem eigenen Hause zu erschießen; aber er fand die

Thür der Pfarrei verschlossen und keine Möglichkeit, ihm beizukommen.

Babette irrte rufend und suchend zwischen den Felsen umher und Philipp saß zusammengekauert bis gegen Mitternacht in einer grottenartigen Vertiefung der Felswand hinter der Kirche, die er den Unken streitig gemacht, das Auge unverwandt auf die Thür der Pfarrei und auf das matt erhellte Fenster derselben gerichtet. Der Verhaßte aber verließ sein Haus nicht, und als eines Abends der junge Kaplan, Benedict's Substitut, aus der Pfarrei trat, um zu einem Kranken zu gehen, wäre dieser fast das Opfer geworden, da Philipp bereits im Schatten der Kirche herangeschlichen war und erst seinen Irrthum erkannte, als er schon die Waffe auf ihn gerichtet.

Seltsam genug waren Philipp's Gedanken stets mit der treulosen Geliebten beschäftigt, um sein Rachegefühl durch diese immer wieder zu erhitzen. Hartnäckig wies er jede Möglichkeit, daß Babette unschuldig, zurück und dennoch war und blieb sie ihm Alles. Er haßte und liebte sie; er hätte auch *sie* tödten müssen, wenn er sie eben nicht noch *liebte*, und da kam ihm denn die furchtbare Idee, erst den Pfarrer, dann sie und endlich sich selbst zu tödten. Daß es so geschehen müsse, daß es keinen andern Ausweg gebe, ward ihm zur Ueberzeugung, je mehr er darüber nachdachte.

Die Einsamkeit pflegt ein sehr blinder Rath sehst zu sein. Ein Entschluß, den sie uns eingegeben, verknorpelt sich im Alleinsein, in Ermangelung der Eindrücke von außen, und läßt für einen andern, besseren kaum noch

Raum. Das Auge, dem ebenso der Wechsel fehlt, bleibt immer auf das einmal gefaßte Ziel gerichtet und nichts beirrt es in demselben. An dem in der Einsamkeit immer mehr verkümmern den Geiste nagt der Wurm des einen Gedankens, der ihm unentbehrlich wird, und an Stelle fernerer Ueberlegung tritt das Versinken in die Unerläßlichkeit seiner Ausführung, die uns doch durch einen einzigen unberechneten Wechsel der Umgebung als eine Geburt des Wahnsinns erscheint.

Philipp's Entschluß, einmal gefaßt und während langer einsamer Stunden hin und her erwogen, stand fest. Babette, so hatte er geschworen und so war's sein fester Wille, sollte und durfte nicht existiren, wenn nicht für ihn. War sie treulos gewesen, so gehörte sie nicht mehr ihm und durfte nicht leben. An seiner eigenen Existenz schien ihm dann nichts mehr verloren, und hier, wo so viel Blut jetzt vergossen wurde, mochte es auf drei Leichen mehr nicht ankommen.

Ein blutdürstiges Behagen nistete sich in dem Burschen ein. Das Bild, wie er seine Rache ausführen, wie er seinen Todfeind niederschießen, dann Babette das Messer in die Brust stoßen und dann endlich sich selbst den Schädel zerschmettern werde, war ihm ein *«cinquièm3 acte»*, die Schlußscene eines Trauerspiels, die ihn mit grauenhafter Freude erfüllte, ein *«tableau»*, wie seine erkrankte, für das Theatralische ohnehin empfängliche Phantasie es sich schöner nicht vorstellen konnte.

Mit solchen Plänen beschäftigt zog es ihn in die Nähe Babettens, und dennoch floh er sie, wenn er in dieser

Nähe war. Er fürchtete sich vor ihrem Anblick, weil er seine Schwäche fürchtete. Ueberwachen wollte er sie, die Ungetreue möglichst auf der That ertappen, und fand er sie auf der That, so ward auch sein Entschluß zur That, und der »*prêtre*« mochte ihr in die Ewigkeit folgen.

Trotzdem verschwand Philipp plötzlich aus der Gegend. Ihn folterte die vorläufige Unmöglichkeit der Ausführung seiner Pläne. Er konnte nicht mehr leben in der Nähe des Mädchens, das er haßte und liebte, ohne dasselbe in seinem Haß zu tödten oder in seiner Liebe zu umarmen.

Er ward jeden Abend von der Begier angewandelt, in Babetts Hütte zu treten, wenn er das matte Licht aus dem Fensterchen schimmern sah, und dem einen oder andern Gefühl einem Doppel-Delirium, Folge zu geben, je nachdem ihn sein heißes, aufwallendes Blut zu dem Einen oder dem Andern treiben werde.

Er hatte nämlich Babette wiedergesehen. Zusammengekrochen in einen der Winkel des Hohlweges, hatte er die Arme an sich vorüber wandeln gesehen. Seine Aufregung bemerkte ihre Blässe in dem Dunkel nicht, auch nicht die wankenden, unsicheren Schritte – er sah sie nur vor sich, wie er sie in den Armen des Gehaßten gefunden. Zähneknirschend richtete er sich auf, um ihr zu folgen, um, er wußte selbst nicht, was mit ihr zu thun. Aber sein eigener Fuß ward unsicher, er selbst wankte; seine Hand, die schon nach dem Messer gefahren, fiel herab. Er murmelte einen Fluch über sich selbst zwischen den

Zähnen und – sank zerknirscht über seine Muthlosigkeit auf einen Stein.

Und hier, wie er in seinem Taumel dasaß, war's ihm plötzlich, als trage der Wind ihm eine Stimme zu, die er kannte, die ihn durchzuckte, die ihm das Herz im Kampf zusammenzog, daß er sich krümmte und wand; eine Stimme, die ihn sonst von den Todten erweckt haben würde, ihm heute aber in dem schaurigen Abenddunkel wie ein Ruf aus dem Grabe in'a Ohr hallte.

»Ich bin ein Feigling, eine Memme!« murmelte er vor sich hin während seine Hand sich an den Stein klammerte, auf welchem er lag. »*Nom d'un chien*, ich tauge zu nichts mehr! Ich bin ein Vagabund, ein Ausgestoßener, und habe nicht einmal den Muth, mich an der Welt zu rächen. Ich war ein Stümper, als ich dem Prêtre an's Leben wollt', und schrecke wie ein Schulbube vor der That an der Dirne zurück, die meine Ehre gestohlen, mein Leben vergiftet! ... Wenn ich sie nicht sehe, bilde ich mir ein, ich könne sie mit kaltem Blut erwürgen, und wie sie da an mir vorüber streift, ist mir der Arm am Leibe verdorrt! ... Ich will sie fliehen und kann es nicht, ich will sie tödten und vermag es nicht, und dennoch muß Eins von Beiden geschehen. Mir kocht und brennt das Blut in den Adern, wenn ich an sie denke, und wenn ich thun will, was mir die Ehre gebietet, ist es kalt wie das der Kröte, die zu meinen Füßen schleicht. Sie verlachen mich, und wem danke ich es? Sie verfolgen mich, und wem hab' ich's zu danken? *Mort de ma vie*, ich will, ich

kann, ich will es beweisen! Die mich verlachen, sollen erfahren, wie Philipp sich rächt; die mich verfolgen, sollen wenigstens Ursache dazu haben! Ich will ihr nach . . . ich muß ihr nach . . . «

Und sich selbst zur Raserei aufstachelnd, raffte er sich zusammen; seine Hand fuhr nach dem Messer, das er seit seiner Aechtung zur Gegenwehr im Gürtel führte. Er erhob sich, sein Auge suchte den Weg zu unterscheiden, den Babette genommen . . . Da trug der Abendwind wieder denselben klagenden Ruf an sein Ohr . . . »Philipp, Philipp!« rief es so flehend über die Hochebene, und wie der weiche, verschwebende Ton der Windharfe, gemischt mit dem melancholischen Zirpen der Heimchen, zitterten entfernte Jammerlaute über die weite Haide daher.

Entwaffnet, verloren in sich selbst, stand Philipp da. Die Klagetöne hallten in seinem Ohr noch nach und übten eine betäubende Wirkung auf sein erhitztes Gehirn. Sie trafen in seinem Herzen die Stelle, die am meisten schmerzte und doch so gern hätte verzeihen wollen.

Das Messer fiel zu Boden, als er unwillkürlich die Arme ausstreckte. Seine Lippen wollten einen Namen ausrufen, der ihnen einst das Theuerste gewesen, aber mit diesem Namen erwachte in ihm wieder das tief gekränkte Ehrgefühl; mit diesem Namen trat die ganze Scene vor sein Auge, deren Zeuge er gewesen. Der Ehrgeiz, die Eitelkeit beherrschten in ruhigen Momenten Alles in ihm, in seiner Aufregung aber übten sie eine Tyrannei, die jedes zartere Gefühl in ihm zu Boden trat.

Dieser Name war seine Wonne gewesen; er war jetzt seine Verzweiflung, sein Haß, seine Unversöhnlichkeit. Philipp taumelte zurück und wie von Dämonen getrieben, wandte er sich plötzlich und floh feldein.

7. AUF DEM SCHLACHTFELD.

Am nächsten Morgen schon hatte Philipp, gehetzt, als seien die Verfolger hinter ihm, ein gut Stück Weges nach Frankreich hinein gemacht. Er floh vor sich selber, in der Angst vor Dem, was er von sich *selbst* fürchtete.

In seinen Ohren gellte noch immer der Jammerruf der Nacht; es war ihm, als streckten sich fortwährend zwei Arme hinter ihm aus, die ihn zu umfassen und festzuhalten suchten, und diese Arme gehörten dem Mädchen, das ihn betrogen, von dem sie im Dorfe behaupteten, sie sei aus Reue über ihren Verrath dem Wahnsinn verfallen, sie suche den Philipp nur, um ihm ›ein Häschen zu machen‹, ihn wieder an sich zu locken.

Der Mittag war bereits nahe. Die Sonne brannte im Zenith mit jener Augustgluth, die durch Regenschwüle und die Elektricität in der Luft der Lunge zur Qual wird. Sein Geld war zur Neige gegangen, sein Gaumen lechzte; er strich in den Aeckern umher, um frisch gesproßte Blätter auf die Zunge zu nehmen; er sog die Tümpel aus, welche der am frühen Morgen gefallene Regen auf dem harten Felsboden zurückgelassen, und warf sich dann erschöpft am Wege hin.

Ein Trupp junger Männer in Blousen näherte sich, schweigend, ohne die frische Laune ihres Alters. Verstimmt und mürrisch schlenderten sie daher, ein kleines Bündel am Strick auf dem Nacken, den bäurischen Knotenstock in der Hand.

Philipp erkannte die Kameraden, mit denen er so oft in den Aubergen halbe Nächte verjubelt. Sie schienen in nicht viel besserer Laune als er, und selbst als sie ihn erkannten, machte einer den andern nur halblaut auf den Daliegenden aufmerksam.

Die Gesellschaft war dem Burschen willkommen. Er erhob sich, trat zu ihnen und las auf ihren Gesichtern, was sie vorhatten. Die in ganz Elsaß-Lothringen schnell verbreitete Nachricht, daß die ›*Prussiens*‹ alle waffenfähigen jungen Männer für ihre Armee preßten, hatte sie aus ihren Dörfern verjagt; man hatte sogar die heirathsfähigen Mädchen landeinwärts gesandt, um sie vor den Andringenden in Sicherheit zu bringen, und die Gerüchte von all' den Vandalismen, welche die ›deutschen Horden‹ sich selbst unter ihren Stammesverwandten zu schulden kommen ließen, hatte ein *sauve qui veut* unter den Bauern veranlaßt.

Schweigend, ohne jeden Austausch von Worten, gesellte sich Philipp zu ihnen. Scheue Blicke umherwerfend, wo die Terrainerhöhung einen Blick über die Landstraße gestattete, immer auf der Flucht vor ihnen möglicherweise begegnenden Truppenabtheilungen, ward der Weg fortgesetzt. Man suchte die Waldwege über die Berge; man erschrak vor jeder Lichtung, in der man auf ein

deutsches Bivouac stoßen konnte, und erst als die Sonne niederzugehen begann, ward eine Rast im Walde gemacht, tief versteckt hinter riesigen Farrnkräutern, die fast ein Dach über den Flüchtlingen bildeten und sie vor allzu leichter Entdeckung schützten.

Jetzt erst ward das karge Mahl aus den Tüchern gepackt, das man aus der Heimath mitgenommen, ein Thränenbrot, von zärtlicher Mutterhand ihnen auf den Weg gegeben. Philipp, dem man gern davon gab, sah, wie aus den Augen der Weichherzigen eine Perle auf das harte Brod herabrollte – eine Thräne, die dem Schicksal der armen Heimath galt.

Der Abend hüllte die kleine Gruppe in immer dunkleres Waldesgrau. Die dicken, knorrigten Buchenstämme wurden immer schwarzer und unheimlicher; in den dichten Laubdächern ward's immer schauriger. Die Wipfel rauschten über ihnen jene ungeheure melancholische Musik, die wie das ferne Brausen der Meeresbrandung das Gemüth mit Bangen erfüllt. Schrille Windstöße, die über die Berghöhen dahin fuhren, mischten langgezogene, zischende und pfeifende Laute hinein. Die Aeste hoch oben in den Kronen ächzten, und bald hier bald dort verkündete ein Uhu seinen nächtlichen Ausflug aus den Baumhöhlen.

Noch immer war die Gesellschaft einsilbig; denn jeder der jungen Männer gedachte Derer, die er hatte verlassen müssen, um planlos in die Ferne zu wandern. Eine heiße, dicke Luft stieg aus dem feuchten Waldesgrün auf. Das Leuchten des faulen Holzes erschreckte das Auge der

Furchtsamen, die im Walde die preußische Pickelhaube erblicken wollten. Selbst die *brûle geule*, die kurze französische Holzpfeife, durfte nicht angezündet werden, aus Angst, sich zu verrathen, obgleich ihnen kaum ein feindlicher Fuß in diesen endlosen Höhenwäldungen begegnen konnte.

Endlich löste sich die Zunge. Man sprach von den traurigen Ereignissen der letzten Tage, von Wörth und Weißenburg von dem Heldenmuth der Cuirassiere von Froschweiler und der unvergleichbaren Tapferkeit der französischen Truppen, die unfehlbar gesiegt haben würden, wenn man nur zwanzigtausend Mann mehr der Uebermacht entgegenzustellen gehabt hätte, wie dies damals allgemeine selbstgefällige Ueberzeugung war.

Als unfehlbar galt es, daß die Deutschen wieder über die Grenze zurückgeworfen würden; man wollte sich also hinter den Truppen halten, um mit ihnen wieder in die Heimath einzuziehen. Philipp betrachtete man als einen der ihrigen, wie er das ja durch seine Flucht bewiesen hatte; man verzieh es ihm, daß seine Wiege nicht einige Schritte mehr westwärts gestanden. Inzwischen ging während der so ruhmredigen Unterhaltung seiner Kameraden in Philipp etwas vor, das ihn selbst anfangs befremdete, das er unmuthig zurückdrängte.

Er, der mit Leib und Seele Franzose zu sein behauptete, fand plötzlich an den feindseligen Reden gegen die Deutschen keinen Geschmack mehr; er, der, so lange man in Frieden lebte, sich ganz zu den Nachbarn gehalten, seit seine hitzköpfige Weise und seine Unverträglichkeit ihn

gezwungen hatten, die Ofelius'sche Fabrik zu verlassen, in der er als tüchtiger Mechaniker sein gutes Brod gehabt, er fühlte diesen verhöhnenden Reden gegenüber anfangs leisen Unmuth, der allmählich zum Groll wuchs.

Es wurden bittere Worte gesprochen, die ihn nicht treffen konnten und ihn dennoch trafen; er fühlte sich allein. Er nahm wider seinen Willen innerlich Partei gegen diese Reden; sie verletzten ihn, obwohl sie aus demselben Geiste kamen, dem er selbst das Wort geredet.

Indeß, ärgerlich über sich selbst, schwieg er, streckte sich früher als die Anderen in's Gras zurück und als diese, sicher gemacht, in überschwänglich patriotischem Gefühl das ›*Partant pour la Syrie*‹ furchtsam summend anstimmten und sich die Thränen in die Augen sangen, that Philipp, mit seinen eigenen traurigen Gedanken beschäftigt, als schlafe er, und sank in der That, ermattet durch die Ruhelosigkeit der letzten Nacht, in tiefen Schlummer.

Immer vorwärts gejagt, aber mit dem Vorsatz, zurückzukommen, sobald er sich für seine Rache die nöthige Kaltblütigkeit errungen, schloß sich Philipp einigen dieser Burschen an, die zu einer französischen Ambulance zu stoßen beabsichtigten, um dem Vaterland in dieser ihre Dienste zu bieten. Philipp war es gleichgiltig, was er that, wenn er nur Zerstreung, Thätigkeit fand, nur im Strudel umhergeschleudert werden konnte.

Sein Herz aber war nicht mehr mit den Welschen. War er anfangs unzufrieden mit der Umkehr, die er in sich selbst verspüren mußte, so hatte es Manches gegeben,

was ihm unwillkürlich einen Vorwurf aus seiner Fahnenflucht machte; ja was an Elend über ihn gekommen, betrachtete er jetzt zuweilen schon wie eine gerechte Strafe. Er hatte den Worten des Versuchers, des Verführers gelauscht; er war dumm genug gewesen, ihnen zu folgen, und mußte einsehen, daß er dadurch sein Theuerstes demselben Versucher preisgegeben. Wär' *er* daheim geblieben, hätte *er* seiner Pflicht genügt wie die Uebrigen, es wäre sicher anders und besser geworden.

Der Wurm des Selbstvorwurfs nagte an dem armen Burschen. Alles was ihn umgab, widerte ihn an, und erst als er bei Noisseville unter den Schützengräben und Einschnitten zu den Füßen der französischen Wälle Freund und Feind – er wußte ja selbst nicht, *wer* ihm Freund und *wer* ihm Feind sein mußte – aus dem engen, zerrissenen Thal aufsammeln half, fühlte er sich ruhig.

Zum ersten Male wandelte ihn ein Gefühl der Zufriedenheit mit sich selber an. Die Arbeit nahm den größten Theil der Nacht noch in Anspruch, und als er gegen Morgen auf einer der Krankenbahnen in Schlummer sank, erschien ihm seine selige Mutter im Traum, eine gute ehrliche Rheinpfälzerin. Sie kniete an seinem harten Lager nieder, sie küßte ihn auf die Lippen und beschwor ihn, zu den Seinen zurück zu kehren, wenn er wolle, daß sie Ruhe im Grabe habe.

Von *dem* Morgen an dachte Philipp daran, bei dem nächsten Gefecht, das schon vorauszusehen, zu den deutschen Ambulancen überzugehen und, wenn man ihn dort

erkannte, reuig seine Schuld zu bekennen und sich der Strafe zu unterwerfen.

Das eigene Schuldbewußtsein hatte auch den finstern Drang in ihm besänftigt, der ihn zum Verbrechen, zur Rache getrieben. Er, nur er, so sah er ein, war schuldig, indem er, ein Mann, Babette, die doch nur ein schwaches Weib, dem Versucher in die Arme warf. Er hatte sich täuschen lassen, und an *ihr* wollte er so schwer rächen, was doch halb *seine* Schuld war. Babettes Klageruf in jener Nacht überzeugte ihn jetzt von dem, was er in blindem Haß nicht begriffen, daß sie ihn suchte, um . . .

»Bei Gott, ich werde ja Klarheit bekommen!« stöhnte er, sich um Tagesanbruch von seiner Kranken-Bahre aufrichtend. »Ich will sie noch einmal sehen, will sie hören; der Prêtre aber . . . er zittre vor mir, wenn er noch am Leben!«

Schon am zweiten Tage darauf fand Philipp die gesuchte Gelegenheit. Sich weiter als seine Kameraden, anfangs noch von einem unerschrockenen Aumonier gefolgt, unter dem Hagel der Granaten zwischen die Reihen der Verwundeten und Todten wagend, schritt er am hohen Nachmittag durch das Leichenfeld, das der eben beendete, die französische Cavalerie zersprengende wüthende Reiterangriff bei Bionville zurückgelassen. Er suchte die deutschen Krankenträger, die bereits ihre traurige Lese gehalten, die Verwundeten fortgeschleppt

hatten und jetzt dieselben um den Verbandsplatz gruppirten. Ueber die Reiter- und Pferdeleichen hinwegkletternd, schritt er eben über die eines jungen Dragoner-Officers, der, den Arm über den Sattel seines halb zerschmetterten Pferdes gelegt, den Kopf auf diesen Arm gebettet dalag, so daß das blutlose Antlitz zum Himmel gerichtet war.

Philipp fuhr erschreckt zurück; sein Fuß stimmte sich auf die Schabracke; er beugte sich hinab auf das vom Blutverlust bräunlich-bleiche, jugendliche, von lockigem Vollbart umrahmte Antlitz. Der Helm war zurückgesunken und hing am Sturmband über den Nacken; von dem kurz geschnittenen krausen Haar hatte sich ein Löckchen auf die Stirn geringelt.

»Eberty!« rief Philipp entsetzt. »Wahrhaftig, er ist es. Der Arme!«

Und seine herabhängende Hand ergreifend, neben ihn niederknieend, unbekümmert um die zerplatzenden Granaten, welche die beiderseitigen Batterien noch über das ebene, von der Nachmittagssonne beglänzte weite Totenfeld schleuderten, riß er ihm den von Blut überquellenden Waffenrock auf.

Noch warm floß das Blut aus einer Kugelwunde in der rechten Seite, langsam herabrieselnd, als die Wunde Luft bekam. Philipp legte dem Unglücklichen die Hand auf das Herz, bange, selbst athemlos, selbst mit stockendem Herzschlag auf den des Daliegenden lauschend.

Ein Ausruf der Freude; denn dieses Herz pochte noch leise, kaum noch vernehmbar und unregelmäßig.

»Herr Eberty!« rief er, sich über ihn legend in das Ohr des Verwundeten, den Sturmriemen öffnend, um ihm das Athmen zu erleichtern, und dieser, todesmatt, halb verblutet schon, öffnete alsbald leicht, kaum merkbar das Auge, suchte den Kopf zu heben, doch sank derselbe kraftlos wieder zurück. Ein Seufzer entrang sich den blässen Lippen.

»Er lebt noch!« rief Philipp aufspringend. Er legte die Hand über das Auge, um es vor der blendenden Sonnengluth zu schützen, die weithin das Feld beglänzte und nur von der hohen Pappel-Allee unterbrochen wurde, die einen schnurgraden Schattenstrich durch das Sonnenfeld zog, während der Wind die Papiere der zerschmetterten Intendanturwagen wie weiße Tauben über den großen Todtenacker jagte, dessen Kalksteine an einzelnen Stellen schneehelle Reflexe gaben.

Das Doppelfeuer der Artillerie ließ nach, seit der Feind sich zurückzog; nur vereinzelt hörte man das langgezogene Zischen aus den auf Gewehrschußweite herangefahrenen Batterien, heulten noch die Granaten durch die Luft, hier und dort erbarmungslos selbst die Leichen noch zerfetzend oder in zerbrochene Protzkästen, deren Besatzung und Bespannung todt, zum Theil verkohlt umherlag, hineinschlagend, daß die Splitter durch die helle Luft flogen.

Es war der Moment der Ruhe nach den letzten verzweifelten Kraftanstrengungen des Gegners eingetreten; unter dem Dröhnen des Bodens, dem Rasseln der Säbelscheiden und Cuirasse, begleitet von dem Heulen

und Platzen der aus hundert Batterien mit verdoppelter Schnelligkeit geworfenen Schrapnels und Granaten, hatte die Cavalerie das französische Fußvolk aus seinem Stützpunkt, dem Walde, geworfen, ein neuer wüthender Chor hatte auch die feindliche Reiterei aufgerieben. Der Kampf war beendet, der Feind hatte sich unter die Wälle zurückgezogen, und gleichsam spielend nur zischten die Hohlgeschosse noch über das Feld. Schaurig war die Ernte. Weithin deckten die rothen Hosen der Linie und die gelben Litzen der gemetzelten Garden gleich rothem Mohn auf gelbem Aehrenfeld die Ebene, und nur die Sanitätscompagnien belebten noch die Stoppeln des Todes.

Philipp, die Hand über das Auge gelegt, sah die dunklen Gestalten der Krankenträger sich hin- und herbewegen. Er legte die Hände an den Mund und rief, aber keiner achtete auf ihn. Plötzlich hörte er in seiner unmittelbaren Nähe ein Gestöhne. Er sah einen der preussischen Reiter unter dem Pferde, vergeblich sich anstrenghend, um die Wucht des todten Thieres von dem untern Theil des Körpers zu wälzen.

»Helft mir! Helft mir!« ächzte der Unglückliche, auf dem Bauch liegend, während er schaudernd mit seinem glühend rothen Antlitz in die bleichen Gesichter der ihn umliegenden todten Kameraden starrte.

Philipp schoß ein Gedanke durch den Kopf.

»Ihr seid verwundet?« rief er ihm zu.

»Nein, ich war bewußtlos; ich ersticke unter der Last hier.«

Philipp sprang hinzu. Mit Aufbietung aller Kraft befreite er den Reiter vom Cadaver des Thieres und stellte ihn auf die Beine.

»Jetzt kommt und helft auch *mir!*« rief er, den Halbgelähmten fortschleppend.

»Faßt an, hier ist ein Leben zu retten!«

»Mein armer Lieutenant! Er ist nicht todt!« hörte Philipp neben sich.

»Nein, aber er stirbt, wenn wir ihn nicht retten! ... Dort liegt eine Bahre!« rief er, auf eine Stelle deutend, wo zwei Krankenträger, von einer Granate getroffen, neben einander hingeschmettert lagen. Und im nächsten Moment war er mit der Bahre herbei. Man bettete den Schwerverwundeten auf dieselbe und trug ihn zum Verbandplatz.

Auf dem Wege dorthin begegneten ihm die Krankenträger der *société internationale*, die am Schlachtplatz bei den deutschen Truppen ihr Zelt aufgeschlagen, um sich unter der neutralen Flagge des Genfer Kreuzes der verwundeten Franzosen anzunehmen, welche in feindliche Hand gefallen.

»*Vous êtes fou! Vous sauvez les Prussiens au lieu des nôtres!*«¹ schrie ihn einer derselben an, eben im Begriff, einen verwundeten Colonel in's Zelt zu tragen.

»*Ils sont égaux devant Dieu!*« versetzte Philipp gleichgiltig, der sich mit einer Zufriedenheit, die seinem allmählich sich beruhigenden Gemüth so wohl that, und mit

¹Historisch.

einer gewissen Ostentation zum deutschen Verbandplatz wandte und damit seinen unnatürlichen Freunden Valet sagte.

Einer der französischen Unterärzte, der, nach neuen Verwundeten ausschauend, mit weißer Metzgerschürze angethan, die große Scheere ungeduldig mit den Fingern zusammenschlagend, sich aus dem Zelt hinausbegeben hatte und, Philipp an seinem Costume erkennend, durch die Antwort desselben und seine Handlungsweise empört ward, trat herzu und wollte ihm die Hand auf die Schulter legen, ihm gebietend, er solle seinen Verwundeten liegen lassen und sich mit den französischen beschäftigen. Ein Blick des Burschen, ein zornsprühender Blick genügte, um ihn zurückzuweisen, und von dem Dragonergefreiten gefolgt, richtete er seine Schritte zum Verbandplatz.

Der Abend sank. Tiefe Stille herrschte, die ermüdeten Truppen lagerten hüben und drüben, die Feuer brannten in der Ebene, sie schimmerten von den Höhen von Malmaison, St. Hubert und dem Mont St. Quentin. Der Feind hatte nach einem letzten verzweifelten Versuch mit enormen Opfern sich unter seine Wälle gelagert und neue furchtbare Kämpfe standen für die nächsten Tage bevor.

Philipp saß am Strohlager seines Verwundeten. Er hatte die Abzeichen der französischen Ambulancen von sich geworfen; unbekümmert um seine eigenen Bedürfnisse belauschte er die Athemzüge Eberty's; schwermüthig ruhte sein Auge auf der an der Brust befestigten Karte

desselben, die den Namen, das Regiment und die verhängnißvollen Worte: ›Schwer verwundet. Schuß in die Brust‹ enthielt.

»Ist unnöthig das Alles!« hatte er den Aerzten gesagt. »Ich selbst schaffe ihn fort; ich gehe nicht von seiner Seite. Wir haben nur einige Tagereisen bis zur Grenze, wo wir zu Hause sind, und ihn dahin zu schaffen hat er mich gebeten, als er einen Augenblick der Besinnung gewann.«

Zu seiner Freude hatte der Arzt, der den Verwundeten verbunden, ihm spät am Abend, als die schwerste Arbeit gethan war, die Versicherung gegeben, die Kugel habe zwar edle Theile verletzt, sei indeß, an einer Rippe entlang gleitend, in ihrer sonst tödtlichen Wirkung gehemmt worden.

Zu seinem noch größeren Entzücken schlug Erich auch bald darauf das Auge wieder auf, murmelte einige Worte, suchte seine Hand, um sie dankbar zu drücken, und war dann zwar in seine Schwäche zurückversunken, athmete aber mit einiger Regelmäßigkeit und mehr Leichtigkeit.

Es war eine Nacht der schwersten Prüfung für Philipp's wiederhergestellten Gemüthszustand, für sein inneres Gleichgewicht und die Stichhaltigkeit seiner neugefaßten Grundsätze. Aber er bestand sie. Kein Schlummer focht sein Auge an, während er an der Streu des Verwundeten in dem elenden, halb zerschossenen Gehöft wachte, durch dessen Dach während der Schlacht eine Granate hereingeschlagen, einige Unglückliche versengend, nachdem sie das Strohlager derselben angezündet.

Hell leuchteten die Sterne durch den Bruch des Daches herein, erstickend war, wenn nicht ein Windstoß die Luft des kleinen Raumes erneute, der brandige Geruch verkohlter Leichen. Es fehlte an Wasser, wie am Abend aller Schlachtstage, wenn sämtliche Brunnen durch die von der grausigen Mordarbeit schmachtenden Kehlen bis auf den Grund leer geschöpft sind und es gilt, stundenweit her das unentbehrliche Labsal für die Tausende in Schmerzen verlezender, nach Wasser jammernder Opfer des an Schrecken so überreichen Tages herbeizuschaffen.

Aber Philipp war unermüdlich. Es schnitt ihm in die Seele, wenn er die Lippen Erich's vertrocknet, heiß, im Wundfieber verbrennend, sich öffnen sah, er übertrug einem Leichtverwundeten, der neben Erich vorurtheilsfrei auf der halb verbrannten Streu, von der man die verkohlten Leichen fortgeschafft, seine Lagerstätte inmitten der umherliegenden Sprengstücke gewählt, die Fürsorge. Er rannte in der Nacht umher, um aus der weiten, wasserlosen Ebene vergebens nach einem Labetrunk zu suchen, und trug aufopferungsfreudig aus dem in das enge Felsenthal gebetteten Städtchen Gorce die wenigen Tropfen heraus, die er nach schweren Mühen erobern konnte, jubelnd seine Beute aus dem buchstäblich im Blute schwimmenden Städtchen davontragend, zu dem hinab der steinige, steil abschießende Hohlweg mit den Leichen der stolzen napoleonischen Garde übersät war, die hier zum ersten Mal dem Feinde nutzlos entgegengeworfen ward und ihr wohlfeiles Prestige zu Grabe trug.

Vielleicht, daß sich auch ein wenig Eigennutz in Philipp's Handlungsweise einmischte, der Eigennutz, der Gutes will für sich, indem er Anderen wohlthut. Schlaflos verbrachte er die Nacht. Am frühen Morgen hatte er die Freude, seinen Schützling theilnehmender, kräftiger zu sehen, als er erwarten durfte. Der Arzt war zufrieden mit dem Verlauf. Erich fühlte sich erleichtert, als derselbe ihm die Wunde von Neuem gepflegt; eine bedenkliche Unruhe aber überfiel ihn, als er vernahm, daß man jeden Augenblick den Beginn eines neuen und furchtbaren Kampfes erwarte.

»Bringt mich fort von hier, Philipp,« flüsterte Erich mit Anstrengung. »Ich fühle mich stark genug, den Transport bis zur Grenze zu ertragen! Gott wird ja auch ferner mit unserer guten Sache sein, aber der Gedanke, hier hilflos liegen zu müssen vielleicht in Gefangenschaft zu geraten, oder gar von den Granaten der Festung zerrissen zu werden . . . «

Philipp verstand ihn. Der Arzt hatte zwar mißbilligend den Kopf geschüttelt, als man von Evacuation gesprochen, indeß war ein neuer Kampf um dieses Terrain unvermeidlich. Man schaffte rückwärts, was irgend transportabel war, und so mußte auch mit Erich dasselbe geschehen.

Den rastlosen Bemühungen des Burschen gelang es, schon am dritten Nachmittage mit seinem Verwundeten die Grenze zu erreichen. Er selbst erneuerte unterwegs den Verband, er selbst überwachte, neben ihm sitzend, jede Bewegung des Hilflosen. Er seufzte dankbar auf, als

er ihn im Lazareth der Bahnstation auf deutschem Boden abliefern konnte.

Hier aber packte den Burschen wieder die alte Unruhe. Er war nur wenige Stunden von dem heimathlichen Dorf entfernt, und auf deutscher Erde der Strafe verfallen. Er, der unterwegs zwar einige Anfälle von Mißmuth gezeigt, aber doch stets wieder guter Laune gewesen war, und selbst den übrigen Verwundeten des Transports seine Theilnahme gewidmet, er ward plötzlich scheu und verschlossen. Der Gedanke an Babette begann wieder in ihm zu toben, die alten Dämonen gewannen wieder Macht über ihn.

Er mußte fort. Er hielt seine Mission für beendet. *Sehen* wollte er das Mädchen; was weiter – er wußt' es nicht. Es trieb ihn eben hin; er mußte wissen, was mit ihr während seiner Abwesenheit geschehen, und ohne sich um seinen Schützling weiter zu kümmern, nachdem dieser den Händen der Aerzte übergeben war, rannte er zur Stadt hinaus, durch den Thalkessel, die Höhen hinan.

Es dunkelte auf seinem Wege. Philipp sah es nicht, denn in ihm war's düsterer noch; kein klarer Gedanke kam während des angestregten Marsches in ihm auf, Alles, was sich ihm aufdrängte, quirlte sich in seinem Gehirn durcheinander.

Bald stand der Prêtre vor ihm, wie er Babette zu verführen suchte, bald klang es in seinem Ohr von dem Klageruf des Mädchens, und je näher er dem Ziele kam, desto heller, deutlicher glaubte er Babettens Stimme zu hören, die jammernd seinen Namen rief.

So erklomm er endlich, als der Abend bereits herabgesunken war, das Plateau, zu dessen Füßen, eingekeilt zwischen die Felswände, das heimische Dorf lag. Der Schweiß troff von seiner Stirn, wie er, die Wiederkehren vermeidend, die Höhe hinaneilte. Je näher er kam, desto heißer ward's ihm in Brust und Kopf, desto wilder schlugen seine Pulse.

Da plötzlich vernahm er einen Schrei, der gellend die Luft erschütterte. Sein Fuß erlahmte und haftete an der Scholle. Sein Herz schlug laut, und dennoch ward's ihm eiskalt um dasselbe, denn es war Babette's Stimme, aber nicht klagend, weinend, wie er sie zuletzt gehört, es war ein Angstschrei, der seinen Namen rief.

»Philipp, Philipp, rette mich!« so glaubte er deutlich verstanden zu haben, und mit Anstrengung aller seiner Kräfte stürmte er jetzt vorwärts an den Rand des Plateau, unter welchem die verhängnißvolle Brücke mündete.

Was da unten vorging, war ihm undeutlich, denn der Abendschatten lag tiefer in der Mulde, als hier oben. Es war ihm nur, als sehe er Menschen drunten, als unterscheide er ausgestreckte Arme. Dann war's ihm, als bemerke er eine menschliche Gestalt auf der grau beleuchteten Brücke. Dann hörte er abermals einen Schrei: »Philipp! Er ist es!« ... Fast gleichzeitig fühlte er seine Knie mit heißem Druck umklammert und ein donnerartiges Getöse erschütterte das Thal unter ihm, begleitet durch den Aufschrei von Weiberstimmen.

»Philipp, höre mich! Ich bin ja unschuldig!« jammer-te Babette, sich zu seinen Füßen windend. »Ich weiß ja

nichts von Allem! Ich war bewußtlos, weil man mir eine Sünde aus meiner Liebe zu Dir machte, mich um Deinetwillen verfluchte, mir mit der Hölle und ihren Strafen drohte! . . . Philipp, ich schwör' es Dir bei dem Heil meiner Seele, ich habe nichts gethan, was unrecht wäre, und habe ich's gethan ohne mein Wissen und Wollen, strafe Du mich, tödte Du mich! Ich will ja gern hier zu Deinen Füßen sterben, nur vergieb und zürne mir nicht!«

Dem Herzen Philipp's erging es, wie es immer in der Liebe ergeht. Es war nichts geändert in seinem Verhältniß zu dem Mädchen; Alles, was ihm damals wie ein Chimborasso von Schuld erschien, das kroch plötzlich zu einem Maulwurfshaufen zusammen, den sein Mißtrauen aufgeworfen. Was er als himmelschreiend, eine blutige Rache fordernd betrachtet, was nur durch ein neues Verbrechen gesühnt werden sollte, das schmolz vor Babetts glühender Umklammerung zusammen. Was ihm schwarz wie die Sünde selbst erschienen, lichtete sich plötzlich unter dem Klange ihrer Stimme wie die Nacht vor dem Hahnenschrei; ja selbst sein in tief verletzter Eitelkeit wurzelnder Haß floh wie das Dunkel vor der Sonne beim ersten Blick, den ihm die Flehende hinaufwarf.

Es liegt in der Anmaßung des Herzens, Alles, was es spendet, auf's Höchste zu veranschlagen und sich in seinen ideellen Ansprüchen mit der realen Welt in Collisionen zu bringen. Was es fordert, ist gewöhnlich mehr, als es selber giebt, denn es rechnet mit sich selber nachsichtiger als mit anderen. Ein Pünktchen an seinem Horizont ist ihm eine Wolke, und was kann hinter einer Wolke sich

Alles verbergen! Die Liebe giebt deshalb der Criminalistik mehr Stoff als alle ihre Gegenfüßler der Gefühlswelt. Das leuchtet heute wie ein Feuerwerk und tobt wie ein Vulcan; das braust wie ein Wasserfall, Alles mit sich fortreißend. Das murmelt, wie durch amaranthen- und vergißmeinnichtblumige Ufer sich schlängelnd; das lebt heute in der Atmosphäre des Südpols, morgen in der des Nordpols; das unterwirft sich selber der blutigsten Pein, um den Andern zu strafen und wenn der Wirbelwind sich ausgetobt, säuselt stets der West so lieb, so süß, und beide Herzen singen ein Hosiannah.

Was Philipp ein qualvolles Bedürfniß während dieser langen, unseligen Tage, das brach sich mit diesem einzigen flehenden Blick des Mädchens zum Bewußtsein durch. Sein ganzes Elend, seine Wuth, sein Haß, sein Rachebedürfniß lagen in dem Schmerz, Babette entsagen zu müssen, und dieser eine so zärtlich bittende, so vorwurfsvoll aufrichtige Blick überzeugte ihn, daß er ihr trotz dem Zeugniß seiner Augen Unrecht gethan haben könne.

Jenes Jammern in der Nacht, jenes Rufen nach ihm, und jetzt dieser Aufschrei: Philipp, rette mich! sagten ihm, daß er sie schutzlos allein gelassen, daß *seine* Schuld größer sein könne als die ihrige, wenn hier überhaupt Schuld vorhanden.

Sich selbst unbewußt, nur dem ihn überrumpelnden Gebot der Liebe folgend halb betäubt und verwirrt durch dies plötzliche Hinsinken Babettes zu seinen Füßen und das Getöse in der Thalmulde, beugte er sich über sie. Er

umfaßte ihren Nacken, er hob sie auf, blickte ihr in's Antlitz, und überwältigt von der Verwüstung, welche wenige Wochen in demselben hatten anrichten können, preßte er sie an sich.

»Philipp! Philipp, ich habe Dich wieder!« jauchzte das Mädchen mit vor Freude überschlagender Stimme, und ihn leidenschaftlich umschlingend, hängte sie sich an ihn, laut schluchzend vor Seligkeit. »Ich lasse Dich nicht mehr, mein Philipp!« rief sie, das Antlitz an seine Brust bergend. »Wo Du hingehst, ich gehe mit Dir, und nicht wahr, Du gehst weit fort von hier, wo sie mich fast zur Tollheit, zum Wahnsinn getrieben! Nimm mich mit Dir, Philipp, ich lasse Dich nicht wieder! Du sollst Alles hören, was geschehen, und hältst Du mich dann für schuldig, was nicht sein kann, nein, nein, unmöglich sein kann – so tödte mich, aber ich lasse Dich nicht!«

Es blieb dem Burschen nichts übrig, als das Mädchen durch freundliches Zureden zu beruhigen. Ihn selbst durchdrang seit er sie wieder an seine Brust drücken konnte, ein so beseligendes, wonnig durchwärmendes Gefühl, das Alles in ihm versöhnte und selbst jedes Verlangen nach Rechenschaft in ihm erstickte. Er suchte nach Worten und fand sie nicht. Was er ihr sagen konnte, lag in dem Druck, mit welchem er den ihrigen erwiderte, bis endlich ein Lärm unten im Thal Beiden in's Gedächtniß rief, daß man sie beobachte.

»Komm fort!« rief er hastig, sich losmachend und ihre Hand ergreifend, als er wirre Laute heraufdringen hörte, aus denen namentlich die Stimme von Babettens

Mutter zu unterscheiden war; denn diese, als die durch den Brückeneinsturz aufgewirbelte Sand- und Staubwolke sich verzogen, glaubte ihr Kind in Philipp's Armen zu erkennen und schrie: »Sie lebt! sie ist gerettet!« und die Uebrigen stimmten in ihren Freudenruf ein.

»Komm! Sie sind mir lästig da unten!«

Philipp zerrte das Mädchen von dem Plateaurande und die Untenstehenden starrten plötzlich in den grauen Nachthimmel, die beiden Gestalten da droben vermis send.

»Was wir zu sprechen haben, laß es da drüben geschehen.« Philipp zeigte auf denselben Rasenvorsprung, auf welchem Benedict früher gern zu sitzen pflegte. »Vielleicht will man auf mich fahnden,« setzte er wieder finster werdend hinzu, »aber sie werden einen langen Umweg nehmen müssen und schließlich . . . werde ich mich doch morgen selber stellen. Sie mögen mich strafen und ich werde ruhig die Strafe hinnehmen. Sie werden mich in den bunten Rock stecken und das ist mir recht; ich selber verlange es. Mögen sie mich dann im Gefecht, in die vordersten Reihen stellen, so können sie sich alle weitere Procedur ersparen.«

Philipp hatte inzwischen das Mädchen mit sich fortgezogen. Während Beide plaudernd droben auf der Höhe saßen, verliefen sich unten die Neugierigen und noch an demselben Abend wußte das Dorf, was vorgefallen.

Eine Stunde später erschien Babette allein bei der um ihr Verbleiben besorgten Mutter, die mit Angst und Zagen

daran gedacht hatte, daß der wüste Bursche ihr Kind mit sich fortgeschleppt haben könne.

Babettens Antlitz strahlte vor Wonne. Ohne der Mutter stürmische Fragen zu beantworten, nachdem diese sie an's Herz geschlossen, setzte sie sich hin und weinte helle Freudenthränen.

»Es ist Alles wieder gut, Mutter!« war ihre einzige Antwort. »Nur Eins quält mich, daß der Philipp sich seinem Regiment stellen wird. Vorher aber werden wir Beide Arm in Arm durch das Dorf gehen, um den Leuten zu zeigen, daß Alles erlogen, und wenn der Herr Pfarrer mich mit ihm sehen will, so soll er das auch haben; denn wir gehen morgen früh Beide in die Pfarrei zu seinem Stellvertreter, um uns aufbieten zu lassen. Gott wird ja Philipp während des schrecklichen Krieges bewahren, wenn ich täglich für ihn bete; ich aber will meine Arbeit wieder aufnehmen und auf seine Rückkehr warten, und bis dahin soll mir sicher Niemand wieder den Kopf warm machen mit Dingen die nimmer Gott gefällig sein können, weil sie mich so elend gemacht haben.«

8. DER GLÄUBIGER.

Als treue und liebevolle Pflegerin saß Leontine am Schmerzenslager Erich's. Sein Zustand, verschlimmert durch den Transport, hatte tagelang die höchste Besorgniß eingeflößt; jetzt war eine wesentliche Besserung eingetreten. Erich war im Stande, wenn auch noch mit einiger Anstrengung, zu sprechen. So lange hatte nur ein zärtlicher Blick, ein Druck seiner Hand ihr sagen können,

wie viel Dank er ihr widme, welch freudige Hoffnung mit dem Vorschreiten seiner Genesung in ihm lebe.

Mit jedem Tage aber war Leontine trauriger geworden. Die Angst schnürte ihr die Brust zusammen. Wenn er sie so recht liebeselig und freudig anblickte, kostete es sie Mühe, diesen Blick zu erwidern, ohne zu verrathen, was sie unsäglich elend machte.

Sie las ihm täglich aus den Zeitungen vor. Sein Auge leuchtete, ihre Stimme aber bebte oft leise, unmerkbar. Jedes Geräusch im Hause erschreckte sie, jeder Tritt in den Corridoren verursachte ihr ein nervöses Zucken.

Erich sah wohl, wie bleich sie war; er glaubte zuweilen die ängstliche Spannung ihrer Züge zu beobachten; aber er schrieb dies den aufopfernden Nachtwachen zu, die sie an seinem Lager verbracht, und beschwor er sie, sich Ruhe zu gönnen, so schüttelte sie lächelnd das Haupt und sprach von was Anderem.

Inzwischen sah Leontine den Tag herannahen, wo auch *ihm* kein Geheimniß mehr bleiben konnte, was man dem Kranken aus Zartgefühl und aus Scham verheimlichte.

Trachenburg hatte rachedurstig alle Hebel angesetzt, um die Schnelligkeit eines Wechselprocesses noch zu beschleunigen, die mangels gewisser Förmlichkeiten zu seinem Aerger wieder gehemmt ward. Ofelius, in jener kalten Ruhe, welche der Ueberwindung dem Austoben aller Schmerzen folgt, hatte seinen Status aufgemacht, um ihn

dem Gerichte zu überreichen, was heute Mittag geschehen sollte. Am Abend schon konnten aber die Gerichtsbeamten erscheinen, um Alles unter Siegel zu legen.

Auch die beiden Frauen waren gefaßt. Leontine, die sich in das Unvermeidliche geschickt, war nur Eins noch entsetzlich: Erich schien den geheimnißvollen Gegner vergessen zu haben, um dessen willen Leontine ihn beim Abschied auf die Zukunft vertröstete; denn Leontine hatte ihn, freilich in welchem Zustande! mit offenen Armen empfangen. Leontine saß Tag und Nacht an seinem Lager; ihn quälten also keine Skrupel mehr.

In der That war dieser Gegner zwar nicht überwunden, aber man fürchtete ihn nicht mehr. Leontinens Stolz jedoch fühlte sich tief gekränkt, Erich die Lage ihres Vaters bekennen zu müssen; sie fühlte ein entsetzliches Weh im Herzen bei dem Gedanken, ihn jetzt, da er der Gefahr entronnen, verlassen und mit dem Vater die Armuth theilen zu müssen. Es galt jetzt, die Kraft zu haben, um Erich zu entsagen; denn derselbe Stolz verbot ihr als Kind eines bankerotten Geschäftsmannes ihm gehören zu wollen, der sie als die Tochter des reichen Fabrikanten geliebt und noch liebte.

Rudolf, der sich eine angenehme Stellung erworben, die jedoch erst in einigen Monaten anzutreten war, sollte heut' im Laufe des Tages eintreffen, er sollte in der Fabrik bleiben, um der gerichtlichen Verwaltung bei Seite zu stehen, während der Vater mit der Mutter und Leontinen vorläufig unten im Thal ein bescheidenes Häuschen

beziehen wollten, dessen Besitzer vor einem Jahr gestorben.

Leontine hatte anfangs den Gedanken, Rudolf solle, wenn er komme, Erich von Allem in Kenntniß setzen. Aber der Vater hatte Eile; er durfte nicht länger zögern, Rudolf konnte vielleicht erst *nach* dem Erscheinen der Gerichtsboten eintreffen – sie mußte den Muth haben, gegen Erich aufrichtig zu sein.

Als sie am andern Vormittag wieder an sein Schmerzenslager trat, fand sie ihn zu ihrer Freude heiter gestimmt. Er hatte eine ruhige Nacht gehabt; der Schmerz hatte nachgelassen; er fühlte sich kräftiger und streckte bei des Mädchens Eintreten diesem lächelnd beide Hände entgegen.

»Wie blaß Du heute bist, Leontine!« rief er erschreckt, als er ihr in das müde Auge blickte, das keinen Schummer gefunden.

Leontine nahm den Sessel an seinem Kissen ein und ließ ihre Hand in der seinigen.

»Du antwortest nicht, Leontine!« fuhr Erich, sich unbedachtsam aufrichtend, fort. »Sag' mir, was geht hier vor? Der Arzt, als er vorhin hier war, bereitete mich darauf vor, ich werde mir einen Transport zur Stadt zurück gefallen lassen müssen, da hier wohl kaum noch Raum für mich bleiben werde. Die Erklärung enthielt er mir vor, aber er machte eine so seltsame Miene . . . «

»Er hat Recht, der Arzt!« antwortete Leontine, der diese Vorbereitung des durch die Gerüchte wohl schon unterrichteten Arztes willkommen war. »Er enthielt Dir diese Erklärung vor, weil er wohl erwartete, daß sie nicht ausbleiben werde.«

Leontinens Augen feuchteten sich. Sie führte das Tuch an dieselben und rang nach Fassung. Wie überwunden auch all' ihr Kummer zu sein schien, er brach mit ganzer Kraft hervor, als es galt, dem Geliebten ein so demüthigendes, beschämendes Geständniß zu machen.

»Leontine, ich beschwöre Dich, hab' Mitleid mit mir! Du sagst mir eine Angst in's Herz . . . «

»O vergieb, Erich! Ja, Du hast Recht, ich bin kindisch!« rief sie, seine Hand, um Verzeihung bittend, an ihre Lippen führend, die so heiß, so brennend waren.

»Aber so sprich! Sei offen gegen mich! Was ist? . . . «

Erich erinnerte sich jetzt plötzlich der Abschiedsscene und schaute sie bleich, fast bebend an.

»Ich *will* sprechen, Erich! Ich hätte es längst gesollt!« fuhr Leontine fort, indem sie blaß und wie vernichtet vor sich hinschaute, unfähig, Erich's Auge zu begegnen. »Du Erinnerst Dich der Worte, die ich zu Dir sprach, als Du von uns schiedest . . . «

»Gewiß . . . ja . . . ich erinnere mich!«

»Rege Dich nicht auf, Erich! Könnst' ich noch schweigen, es geschähe um Deines Zustandes willen . . . «

»Dieser Zustand kann nur verschlimmert werden, wenn Du mich noch länger auf die Folter spannst!« Erich

ergriff auch ihre andere Hand. »Sprich, um Gottes willen!«

»Ich *durfte* Dir damals nicht die Wahrheit sagen, Erich! Du verstandest mich nicht, konntest mich nicht verstehen . . . Um mich kurz zu fassen: *ich* sah damals voraus, daß mein Vater unrettbar verloren sei, daß, wenn es eine Rettung gab, ich vor die Wahl gestellt werde, einem von mir gehaßten, ja verachteten Manne meine Hand zu reichen, oder meinen Vater in das größte Elend versinken zu lassen.«

»Vor die Wahl? . . . Aber warum, Leontine? Du sprichst auch heute noch so dunkel, wie damals! . . . Deinen Vater in's Elend versinken zu lassen . . . Und wer ist dieser Mann, von dem Du sprichst?«

»Du erräthst ihn! . . . Mein Vater schuldete, um seinen Bruder zu retten, dem seligen Baron eine bedeutende Summe. Sein Bruder ward dennoch nicht gerettet und mein Vater ward Schuldner des Erben, eines Mannes . . . «

Leontine barg das Antlitz wieder in das Tuch, erhob es aber sofort wieder, sich der Thränen nicht schämend, seit sie bekannt hatte, was ihr das Herz ersticken wollte.

»Und dieser Gläubiger ist . . . Trachenburg?«

»Er ist es! . . . Ich bekenne es offen und frei vor Dir, ich *wollte* vor einigen Tagen den Vater retten, er aber wies diesem erbarmungslosen Manne die Thür, und heute . . . «

»Heute . . . Was ist heute?«

Abermals ergriff Erich die bebende Hand des Mädchens.

»Ich beschwöre Dich ... ich ahne ... Sag' mir, was ist heute ... ?«

»Wir verlassen Haus und Hof ... arm, elend ... verloren!«

Starr, sprachlos blickte Erich das Mädchen an, dessen Auge wieder am Boden haftete. Indeß nicht der Schreck über ihr Geständniß war es, was ihn schlug. Sein Antlitz röthete sich allmählich, die Adern an seiner Stirn schwolLEN; vorwurfsvoll, entrüstet sogar hing sein Auge an ihr.

»Und das Alles konnte geschehen, ohne daß man *mich* eines Wortes gewürdigt?« rief er heftig, halb für sich. Und mit der Hand zur Stirn fahrend: Konnte man offener, ehrlicher in dieses Haus eintreten, als ich es gethan? Konnte man ehrlicher zu dem Vater eines Mädchens sprechen, als ich, und man hüllt sich in ein Geheimniß, das mich verletzen muß! Man opfert all' die Mühe, die ich mir gegeben, um jetzt dennoch dieses stolze Haus hier versinken zu lassen wie ein leckes Wrack! ... Sprich die volle, ganze Wahrheit, Leontine!« rief er, sie an beiden Armen erfassend, »*die ganze*, hörst Du? Wer ist in diesem Augenblick der Besitzer dieses Etablissement? Ist es Dein Vater noch?«

Athemlos von angstvoller Erwartung starrte er sie an.

»Er ist es noch!« flüsterte Leontine. »Er ist soeben im Begriff, zur Stadt zu gehen und dem Gericht Anzeige zu machen ... «

»Leontine!« schrie Erich auf. »Eile, halte ihn, ich beschwöre Dich! Und ist er fort, man soll ihm nachjagen,

soll ihn einholen. Fort, schnell fort! Ich lasse ihn beschwören bei Deinem Wohl, unser Aller Lebensglück! Er soll zu mir kommen, wenn er nicht will, daß ich selbst aus dem Bette springe, um ihn festzuhalten, ihn an – einem Act des Wahnsinns zu hindern!«

»Erich . . . !« rief Leontine zögernd.

»Kein Wort! Eile! . . . «

»Erich, bedenke, es ist zu spät! . . . Es kann nicht anders sein!«

»Ich bedenke nichts! . . . Ich weiß, was ich thue! Seit ich wieder klar denken kann, bin ich fortwährend mit Dem beschäftigt, was ich plane!«

»Mein Vater nimmt kein fremdes Opfer an, Erich!«

»Gut, so soll er es *nicht*; aber bei unser Aller Heil lass' ich ihn bitten, mich erst anzuhören! . . . Geh, Leontine! Hast Du einen Funken Liebe für mich, geh oder . . . «

Leontine erhob sich. Zaudernd, widerwillig trat sie hinaus. Im nächsten Zimmer zögerte ihr Fuß abermals. Da vernahm sie die Schritte des Vaters auf dem Corridor; sie hörte Worte, ein leises Schluchzen draußen . . .

Von einer plötzlichen Angst überfallen, stürzte sie zum Zimmer hinaus und sah den Vater, wie er eben die Mutter in seine Arme preßte, sie dann von sich schob und seinen Weg fortsetzen wollte.

Mit Erschrecken und von Furcht überfallen, sah er die Tochter. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, schwankte, wollte sie nicht bemerken . . .

Leontine warf sich ihm in den Weg und an die Brust.

»Vater!« schluchzte sie. »Was willst Du thun?«

Ofelius vermochte kaum ein Wort herauszubringen. Er hatte nicht erwartet, daß man ihm den Weg so schwer machen werde.

»Nichts Kind, als was unvermeidlich geschehen muß. Laß mich!« Damit suchte er auch sie schonend zu beseitigen.

Leontine klammerte sich an ihn.

»Ich habe Erich Alles gesagt! Er ist außer sich! Er beschwor mich, Dich zu ihm zu rufen, er *müsse* Dich sprechen!«

»Erich ... ?«

»Er betheuerte mir, sein und unser Aller Heil hänge davon ab!«

Ofelius starrte, als strenge er sich an, zu errathen, vor sich hin.

»Ich versprach ihm, Dich zu ihm zu bringen, Vater!« bat Leontine mit Angst.

»Du versprachst? ... Aber zu was? ... Ich verstehe nicht ... «

»Du darfst ihm seine Bitte nicht versagen, Vater! Er beschwor mich so dringend.«

»Hm! Meine Zeit eilt ... Dennoch will ich ... Ich weiß freilich nicht, welcher Weg mir der schwerste ist, der zu ihm, oder der zu ... «

Ofelius, der sich zu dem einen Wege vollständig gerüstet, fühlte sich vor dem andern in peinlicher Verlegenheit.

Der Gedanke, vor Erich so klein, so beschämt zu stehen, war ihm ein schrecklicher. So hoffnungsvoll hatte

ihn der junge Mann verlassen und so darniedergeschmettert, so hilflos sollte derselbe ihn jetzt wiedersehen!

Er fühlte sich namentlich tief beschämt der Energie dieses jungen Mannes gegenüber; er, der erfahrene Geschäftsmann, mußte sich gestehen, daß er in allen Unterhaltungen mit Erich die Rechnung ohne seinen unbittlichsten Gläubiger gemacht, ja Erich sogar nicht ohne einige scheinbare Absichtlichkeit über seine wahre Lage getäuscht . . . Und so sollte er jetzt vor ihm stehen!

Mit Spannung hing Leontinens Auge an des Vaters Gesicht. Sie errieth, was in ihm vorging, daß er noch einmal auf dem Punkte stand, unschlüssig zu werden, seinen Entschluß zu ändern.

»Vater!« rief sie ihm mahnend zu, indem sie sich an ihn hängte, um ihn nicht fortzulassen.

»Nun, in Gottes Namen, ja! Ob ich ihn heute oder morgen sehe . . . Lieber denn heute als morgen!«

Ofelius riß sich von der Tochter los, die unbewußt in froher Ahnung ihm mit aufblitzenden Augen, mit seit lange zum ersten Male ihr Antlitz flüchtig erhellendem Sonnenschein nachschaute und tief aufathmete, als er die Thür hinter sich schloß. Ihre Lippen bewegten sich flüsternd; sie stand Secunden lang in ihre Gedanken verloren da.

Dann plötzlich der armen Mutter gedenkend, eilte sie den Corridor entlang und fand dieselbe in der Glashalle, die ihr seit dem Begegnen mit Erich ein heiliger Tempel geworden, hingesunken und hoffnungslos mit herabhängenden Armen dasitzend.

Es war Leontine, als müsse sie der Mutter eine Trostbringerin sein, und dennoch war sie nicht im Stande, sich selbst zu sagen, worin dieser Trost bestehe. Erich – was wollte er, was hatte er vor? Er verlangte den Vater zu sprechen, um ihn von einem Schritt zurückzuhalten, der doch unvermeidlich war. Wenn nun dennoch Erich – –

Es blitzte ein Hoffnungsleuchten in Leontinens Seele auf, ein Vorwurf regte sich zugleich in ihr, der Nachklang von Erich's Worten, aber auch ein Gefühl doppelter Beschämung.

Erich hatte sich über Mangel an Aufrichtigkeit beklagt; wenn er helfen konnte, so dankte man ihm die Rettung vor dem Elend. – Leontinens Stolz fühlte sich tief verletzt. Sie hatte Opfer für den Vater bringen können, aber Erich – wenn er sich nun selbst zu Grunde richtete, ihretwegen, um den Vater zu retten! . . .

Der Anblick der Mutter zerstreute indeß alle Skrupel. Es war ihr ein so wonnereiches Gefühl, der Mutter Worte des Trostes, nicht jenes inhaltslosen Vertröstens auf irgend eine mögliche, glückliche Wendung der Dinge sagen zu können, – denn dieser Born war längst erschöpft, sondern Worte, die Erich gesprochen, Erich, ein Mann so positiv, so zuverlässig, daß seine Worte stets eine That waren.

Nur einen Moment zauderte sie auf der Schwelle der Glashalle, dann trat sie zu der Mutter. Sie kniete vor ihr nieder; sie nahm beide Hände derselben in die ihrigen und legte ihre Arme auf der Mutter Schoß.

»Weine nicht mehr, arme Mutter! Lächle, wie ich es thue! Der Engel, auf den wir immer gehofft, ist erschienen!«

Die Mutter blickte sie verwirrt, verstört an. Sie suchte sich erst die Worte der Tochter zu reimen, und als sie das Lächeln auf dem bleichen Antlitz des Kindes sah, schüttelte sie langsam, matt das Haupt.

»Uns erscheint kein Engel mehr, mein Kind! Der Himmel hat uns verlassen!« sprach sie traurig vor sich hin.

»Und doch, Mama!« Leontine preßte der Mutter Hände. »Doch! Er ist schon lange bei uns; aber wir erkannten den Boten des Himmels nicht!«

»Von wem sprichst Du Kind?« . . . Die Mutter ward bereits theilnehmender; sie blickte jetzt fragend in die freudigen Augen der Tochter.

»Erich!« antwortete diese, die Hand der Mutter küsend.

»Erich?«

»Ja, Mutter! . . . Ich mußte ihm heute die Wahrheit gestehen, so schwer es mir ward; ich bekannte sie ihm in der letzten Stunde; denn ich konnte ihn nicht verlassen, ohne ihm gesagt zu haben, was er durch Andere ja heute noch erfahren haben würde. Erich war außer sich. Er warf uns Mangel an Aufrichtigkeit vor. Er nannte den Schritt des Vaters einen Act des Wahnsinns; er beschwor mich, ihn zurückzuhalten; er drohte, selbst ihm nachzueilen, wenn man ihn nicht festhalte.«

»Einen Act des Wahnsinns . . . « hauchte die Mutter mit bitterem Lächeln.

»Freilich, ich weiß kaum, ob es eine Wohlthat des Himmels, daß er uns in all' dem Elend noch den Verstand gelassen . . . Erich ist thöricht; er kennt unsere Lage nicht!«

Die Mutter versank wieder in ihre Muthlosigkeit zurück.

»Und dennoch kennt er sie, Mutter! Wie beschämend, wie schmerzlich es für mich war, ich sagte ihm *Alles*. Es war mir schwerer, als müsse ich ihm ein Verbrechen bekennen; aber es mußte geschehen; denn war ich mir auch der unvermeidlichen Trennung von ihm bewußt, ich wollte mir wenigstens das Gewissen bewahren, ihm dereinst noch frei in's Auge blicken zu können . . . Erich war empört; er beschwor mich, den Vater an sein Lager zu rufen. Dieser ist jetzt bei ihm, wie schwer er sich auch dazu entschloß. Ich habe keine Ahnung von Dem, was Erich *will*; aber er kennt den Vater, er weiß, daß er ihm nichts zumuthen darf, was dieser verwerfen müßte . . . Mutter, eine Ahnung sagt mir, daß Erich das Rechte finden wird! Sei auch Du wieder heiter, die nächsten Minuten werden ja entscheiden! Ich fühle mich so leicht, so getröstet in dem Gedanken, daß Erich den Vater wenigstens vor diesem entsetzlichen Schritt zu wahren sucht, vor dem mir graute, der uns in die Acht der Gesellschaft gebracht haben würde.«

»Dein junges Herz ist so empfänglich für Hoffnungen, die dem Alter versagt sind, armes Kind!« sprach die Mutter in herzlichem Ton, mit der Hand über Leontinens Scheitel streichend. »Möglich, daß es Erich gelingt, diesen Schritt des Vaters unnöthig zu machen, aber ob uns

damit *geholfen* sein wird? Man kennt allgemein schon unsere Lage; man meidet uns bereits, denn wer will auch traurige Gesichter sehen, wer mit Denen noch Gemeinschaft haben, die dem Untergang verfallen sind! Auf einer öden Insel könnten wir nicht mehr allein sein als hier! Unsere Verwandten selbst haben uns den Rücken gekehrt; selbst Evchen, die bei uns so viel Freundschaft genossen hielt es nicht für der Mühe werth, das lieblose, schroffe Benehmen ihres Vaters durch eine einzige Zeile an Dich zu mißbilligen oder gar selbst bei uns zu erscheinen, und auch unser treuer Thormann sitzt seit einigen Tagen schon in seinem Zimmer, um uns zu vermeiden, wenn er es, wie es scheint, auch nicht über's Herz bringen kann, uns eher zu verlassen, als wir selber gehen. – Hoffe, armes Kind! Es ist das Glück der Jugend; aber klammere Dich nicht fest an trügerische Hoffnungen, die Dich doppelt unglücklich machen! Betrachte die Hoffnungen wie Träume, die uns auf Augenblicke über das Elend der Welt hinwegheben, wie freundliche Bilder, die den Sinnen schmeicheln und uns dafür um so nüchterner zurücklassen, wenn sie unseren Augen entschwinden.«

Eben schlug die Schelle in dem offenen Dienergemach laut an. Die Mutter erschrak inmitten ihrer Rede. Leontine erhob sich schnell und überrascht. Der durch so viel Leiden verursachte nervöse Zustand der Frauen machte Beide unnöthig erbeben.

Leontine schmiegte sich an die Mutter; sie stellte sich vor dieselbe, als wolle sie die Mutter in unwillkürlichem Schreckgefühl vor Gefahren decken.

Beide hörten die langsamen und phlegmatischen Schritte des Dieners auf dem Läufer des Corridors. Die Befehle der Herrschaft hatten ja keine Eile mehr.

Einige Minuten verstrichen den Frauen keine wagte zu sprechen. Es konnte nur der Vater gewesen sein, der den Schellenzug in Bewegung gesetzt.

Wieder dieselben langsamen Tritte. Sie näherten sich der Glashalle. Der Diener trat ein und meldete, Herr Ofelius wünsche die Damen im Krankenzimmer zu sehen.

Leontine nahm die Meldung in der Thür entgegen, um dem Diener das traurige Gesicht der Mutter zu verbergen.

»Der Vater ruft uns!« Damit wandte sie sich zurück. »Er ruft uns in Erich's Zimmer!«

Schweigend erhob sich die Mutter, von Leontine gestützt. Keine von Beiden vermochte auch jetzt ein Wort zu sprechen, denn Beider Herzen pochten heftig in bangster Erwartung. Leontinens Arm zitterte, als sie die Mutter zu führen suchte, aber in freudigster Hoffnung, während der Fuß der Mutter die arme Frau langsam über den Teppich der Zimmer trug.

Die Thür zu Erich's Zimmer stand geöffnet, Ein Hüsteln überfiel die Mutter, als sie auf dieselbe zuschritt. Ofelius erschien in der Thür, ernst, in kalter Haltung, so daß Leontinens ängstlicher Blick vergebens in seinem Antlitz einen Boten der Hoffnung suchte.

»Ich habe Euch rufen lassen,« begann Ofelius, Leontinens Hand ergreifend, sie in das Krankenzimmer führend und des nach ihr ausgestreckten Armes des Daliegenden

nicht achtend, als er Beiden den Platz zu Füßen des Lagers anwies. »Ich habe Euch rufen lassen . . . « seine Stimme verrieth jetzt bei dieser Wiederholung einige innere Erregung . . . »um Euch den neuen Besitzer der Waldbacher Fabrik, meinen zukünftigen Schwiegersohn Erich Eberty vorzustellen, der mit meinem Sohn Rudolf dieselbe vom heutigen Tage oder vielmehr von dieser Stunde ab übernommen. Ich willfahre darin einem Wunsch, den er mir bereits bei seinem Abschied ausdrückte, den ich aber für unausführbar halten mußte, da ich es nicht verantworten konnte, ihm eine Schuldenlast aufzubürden, die sein eigenes Wohlergehen gefährden mußte und von deren Höhe er damals keine Ahnung hatte. Eberty erklärt, daß sein Vermögen ausreichend, um nicht nur diese Last zu tilgen, sondern auch ein genügendes Betriebscapital zu erübrigen; er erklärt, daß er meine Privatverbindlichkeit gegen den Baron von Trachenburg in wenigen Tagen zu löschen bereit, und daß er diese als einen mir gebührenden Gewinn aus dem Etablissement, das leider meinem gewissenlosen Bruder zum Opfer gefallen, betrachte. Ich scheidet somit heute aus meiner Stellung als Eigenthümer dieses Hauses, freilich als armer Mann, und übergebe dasselbe meinen Kindern Erich, Leontine und Rudolf, um mir bei ihnen für mich und meine Frau ein bescheidenes Altersplätzchen unter ihrem Dach zu reserviren und kräftigeren Händen zu überlassen, was ich nicht mehr zu tragen vermag. Anstatt den Gerichten, habe ich Erich meine Balance übergeben, und da ich Rudolf

noch heut' erwarte, mag er mit diesem das Weitere ordnen . . . Leontine, umarme jetzt Deinen Verlobten!«

Ofelius, dessen Stimme schließlich weich geworden, trocknete eine Thräne in seinem Auge und trat zurück. Mit einem Freudenruf eilte Leontine an seine Stelle, den Arm um Erich's Nacken legend und einen heißen, langen Kuß auf seine Lippen drückend, während die Mutter sich in die Arme des Gatten geworfen hatte und sich an seiner Brust ausschluchzte.

»Fasse Dich, wie Du in unserm Unglück gefaßt warst!« flüsterte ihr Ofelius zu, indem er sie in das andere Zimmer zog. »Erich hat mich gefaßt gesehen; er weiß, daß ich mit Ergebung den letzten, schwersten Schritt zu thun im Begriff war. Vor *ihm* will ich nicht einmal den *Schein* haben, als sei ich durch ihn gerettet; jeder Andere hätte mit gutem Gewissen gegen sich selbst ebenso handeln dürfen, wie er, und ihm und Rudolf wird es gelingen, in wenigen Monaten Alles wieder in Flor zu bringen. *Wir Beide* sind jetzt arm, aber mit Ehren, unsere Kinder aber sind glücklich! . . . Geh, laß mir Thormann rufen!«

Das Auge noch von Freudenthränen verschleiert, schwante die Mutter hinaus; denn ihr selbst war es ein Bedürfniß, sich in der Stille auszuweinen und mit ihren Thränen all' den Schmerz zu entfernen, der ihr Gemüth zerfoltert hatte.

Aufgeregt, von tausend neuen Gedanken bestürmt, schritt Ofelius im anstoßenden Gemach hin und her,

während Leontine mit Erich plauderte und dieser, ermattet von dem Vorgefallenen, sich auf das Kissen zurückgebettet hatte.

Wie das Schiff, das in erdrückender Windstille lange vergeblich auf eine Brise gewartet und plötzlich mit vollen Segeln dahinschießt, weitete sich Alles in Ofelius' Brust; sein Athem war voll und leicht, seine Muskeln, seine Sehnen spannten sich wieder, seine kranken, erschlafften Nerven gesundeten im Nu, seine Augen leuchteten, seine Schritte waren fest, bewußt, und wie früher die Hände in die Taschen schiebend, trat er an's Fenster, um zum ersten Male wieder mit Vertrauen auf sich selbst hinauszublicken.

Drüben lag das Schloß des Barons, eben von der hellsten Sonne überglänzt, die hellblaue Lichter auf das steile Schieferdach legte, während die Fenster glühend rothe und goldgelbe Reflexe über die Höhe warfen.

»Heute mir, morgen *Dir*, Herr Nachbar!« murmelte Ofelius. »An den Pranger wollte man mich stellen, durch langsame moralische Todesqual mich gefügig machen, mich zwingen, einem Wollüstling mein einziges Kind in die Arme zu werfen, um es halbtodt wieder zu mir zurückkehren zu sehen! . . . Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht; ich werde ihm jetzt die *meinige* aufmachen.«

Das Oeffnen der Thür störte Ofelius im Genuß seiner Betrachtungen. Er wandte sich hastig, mit der alten Zuversicht zurück, zum ersten Mal seit lange; denn jedes

Geräusch einer Thür hatte ihm Schmerz und Furcht verursacht.

Thormann stand im Zimmer, bescheiden, das Auge zu Boden geheftet, mit tiefer Trauer in seinen Zügen, sich dicht an der Thür haltend. Thormann wußte ja, weshalb er gerufen worden: der Chef wollte ihm seinen Abschied geben, ihm sagen, was er schon lange zu hören erwartet.

»Lieber Thormann,« hörte er eine sonore, volltönende, sichere Stimme, die ihn erstaunt aufblicken ließ, und wie aus den Wolken gefallen starrte er seinen Chef an, der vor ihm stand, die Hände in den Taschen, den Kopf erhoben, bewußt und stolz, wie er ihn in besseren Zeiten, aber jetzt seit lange nicht mehr gesehen. »Lieber Thormann, es ist wohl die allerhöchste Zeit, daß wir wieder die Arme rühren! Wir haben sie lange genug in den Schoß gelegt. Heute schon müssen alle Segel angesetzt werden, um die Fabrik wieder in Gang zu bringen!«

Thormann faßte sich an die Stirn, als wolle er sich aus dem Traume wecken. Er blickte seinen Chef an, wie Einer, dem man ein lustiges Märchen erzählt, während ihm durchaus nicht so zu Muthe ist, es anzuhören.

»Sie sagten, Herr Ofelius? . . . « antwortete er, als dieser schweigend und grübelnd vor sich hinblickte, als denke er nach, was von Allem zuerst zu thun sei. Ihm war's, als müsse sein Chef plötzlich irre geworden sein; denn mit klarem Verstande konnte derselbe unmöglich sprechen.

»Ich sagte, lieber Thormann, das heißt, ich wollte Ihnen sagen, daß wir unverzüglich Anstalt machen müssen, um die nöthigen Arbeitskräfte herbeizuschaffen, denn es

ist keine Zeit mehr zu verlieren. Herr Eberty wird leider wohl noch Wochen gebrauchen, um das Bett verlassen zu können, aber mein Sohn kehrt heut zurück und wir Beide werden schon instruiert genug sein, um die Sache in Gang zu bringen.«

Eine Ahnung ging in Thormann auf. Der Sohn kehrte zurück. Gewiß, dieser hatte Hilfe gefunden! Auch Thormann's Antlitz lichtete sich. Auch er war träg und schlaff geworden durch Gram und Unthätigkeit; es kehrte die alte Kraft in seine Muskeln zurück, als er nur einen Zipfel von Hoffnung faßte.

»Gewiß, Herr Ofelius!« rief er freudig, seinen Filzhut unter den Arm legend und ihn zusammenpressend. »Haben Sie die Fabrik doch so lange geleitet . . .«

»Ja, was ich Ihnen zuerst hätte sagen sollen,« unterbrach ihn Ofelius, »die Fabrik ist von heute an in die Hände Eberty's und meines Sohnes übergegangen. Es ist Zeit, daß einmal junges Blut da hineinkommt, und da der Arzt es für unmöglich erklärt, daß Eberty sich noch einmal den Strapazen des Krieges aussetze, so mag denn heute geschehen, was eigentlich für später in Aussicht genommen war. Sie haben also Herrn Eberty's Anordnungen zu folgen.«

»Herrn Eberty's? O da soll's schon vorwärts gehen, Herr Ofelius!« rief Thormann freudig. »Hab' ich's mir doch immer gedacht, daß es noch einmal so kommen werde!«

»Gehen Sie jetzt zur Stadt, Thormann,« fuhr Ofelius fort, ohne auf Das zu achten, was sein Aufseher sich gedacht. »Sagen Sie Jedem, den es angeht, was ich Ihnen mitgetheilt; bieten Sie an Arbeitern auf, was zu haben ist, und . . . Apropos, wenn Sie von dummen Gerüchten hören, die namentlich unsere Concurrenten in Gang gebracht, sagen Sie, die Fabrik habe eben dieser Veränderung wegen nicht wieder in Bewegung gesetzt werden können, ehe mein Sohn zurück sei, der, da Eberty nicht von hier kann, an dessen Stelle die Vermögensverhältnisse seines Schwagers geordnet habe und heute zurück erwartet werde . . . Sie haben mich verstanden, Thormann?«

»Gewiß, Herr Ofelius!«

Was Thormann von dem eben Gesagten *glaubte*, mag dahingestellt bleiben. Augenblicklich glaubte er Alles, was Ofelius ihm sagen zu müssen für nothwendig hielt, weniger um seiner Person, als um der Fabrik willen, deren Ruf zu retten jetzt Alles aufgeboten werden mußte.

Mit Jubel stürmte Thormann hinaus; denn kein höherer und schönerer Lohn hätte ihm für seine Anhänglichkeit werden können, als dieser, und wie er das Zimmer verließ, eilte er mit langen Schritten in das Thal hinab, um den Schadenfreudigen, deren Zielscheibe er schon lange bei den Arbeitern war, den Spaß zu verderben.

9. ALLES FÜR DEN EHRGEIZ.

Zum ersten Male seit lange beschattete am Abend, einem hellen Augustabend, die alte Bignonia mit ihren

phantastisch weit hinaus gestreckten Aesten wieder eine ruhige, zufriedene Gruppe vor dem Fabrikhause.

Die über den Bergen westwärts sich neigende Sonne färbte die breiten, herzförmigen Blätter mit ihrem Schein und gab ihnen glänzende kupferfarbige Schattirungen. Die Bienen umsummten die großen pyramidenförmigen Blüten und die Blumen der den wilden Wein der Terrasse durchwachsenden Clematis.

Nur auf dem Rasenplatz sah es noch traurig und vernachlässigt aus. Die Fontaine schwieg noch immer, denn Niemand hatte sich die Mühe genommen, die Schleusen des Waldbachs wieder zu stellen. Eine perlmutterschillernde Decke lag auf dem stillen, von der Sonne bereits halb aufgesogenen Wasser des Bassin. Die Libellen umschwirrten das von Käfern und Raupen übersäete Schilf. Die Blätter der Wasserrose waren von den auf ihnen lagernden, durch die Augustsonne erhitzten Regentropfen durchbrannt; die Kapuziner umwucherten wild den Bassinrand ohne Aufsicht und Pflege, der Rasen war vergilbt und einzelne Grasbüsche erhoben sich überall über die vertrockneten Halme. Selbst der gelbe Kies war erblaßt, die kleinen Prismen, die sonst wie ein Diamantenfeld blitzten, waren von Staub erblindet, und die Bosquets der Cannah, der Geranien und Petonien ließen schon lebensmüde ihre unter grauer Decke schmachtenden Blätter hängen.

»Grade so sah es in mir aus!« murmelte Ofelius, auf der eisernen Gartenbank sitzend, die Hände im Schoße

gefaltet, zum ersten Male wieder seine Cigarre mit Behagen rauchend. »Alles das Bild meines eigenen Gemüthszustandes; nicht lebend, nicht todt, hinsiechend, kränkelnd im innersten Lebenssaft, hoffnungslos oder müde der nutzlos vorgerückten Hoffnung, das Ende ersehnd ... Mir ist wie einem aus dem Grabe vom Scheintode Erlösten; denn Scheintod war ja meine ganze bürgerliche Existenz während dieser Wochen, schlimmer als das noch, weil eben mit so unsäglichen Qualen verknüpft ...

»Aber wie thöricht, wie blind, wie unbeholfen der Mensch doch ist! War das Alles nicht zu vermeiden, wenn ein einziges Wort zur rechten Zeit gesprochen war? Was Erich heute will, war das nicht, wie er mir jetzt sagte und damals andeutete, schon von Anbeginn seine Absicht, ein Plan, mit dem er sich täglich während seiner Abwesenheit beschäftigt? Und was wäre mir willkommener gewesen, als ihm und Rudolf Alles zu übergeben, wenn Erich mir offen bekannte, daß seine Mittel dazu ausreichend? Mußte ich so unnöthig alle Stadien der Qual durchmachen, gedrängt von einem Gläubiger, der seine Zeit so schlau ersah, um mich seinen Absichten gefügig zu machen, durch klug ausgesprengte Gerüchte meinen Credit gänzlich zu untergraben und mir dadurch selbst die Hilfsquellen abzuschneiden, auf die ich noch hoffen konnte!

»Rudolf's Briefe, so schonungsvoll sie sich ausdrückten, sagten mir zur Genüge, von welcher Zerrüttung meiner Verhältnisse gesprochen und wie bereitwillig dieser Bosheit von gewissen *Anderen* secundirt wurde. Ich irre auch nicht, wenn ich annehme, daß mein guter Nachbar

da drüben, als er gehört, daß ich meinen Credit bereits übermäßig anstrengen mußte, von dem Moment ab, wo er im Besitz meiner Wechsel war, einen festen Plan verfolgte, der mich ihm gebunden zu seinen Füßen legen sollte. Die Zeit war günstig; Erich war im Kriege, kehrte vielleicht nicht wieder, das Feld gehörte *ihm*; fremde Hilfe für mich hatte er abgeschnitten, seine Miene sagte mir genugsam, daß er den Strick nur anzuziehen brauche, den er mir um den Hals gelegt, daß er mein Kind als seine Beute betrachte, die ihm nicht mehr zu entreißen sei . . . Erich's Schuld war's *nicht*, nein, sicher nicht, daß ich« – Ofelius schloß die Augen vor dem Bilde, das sich ihm aufdrängte – »zum Selbstmord meine Zuflucht nahm in einem Augenblick, wo mich der Wahnsinn erfaßte! Nein, nicht seine Schuld! Er hat Recht, ich hätte aufrichtig gegen ihn sein sollen. Und doch konnt' ich's nicht! Der Ehrgeiz, der Stolz geboten mir Schweigen, und was hätt' es nützen können, was hätt' er zu thun vermocht, da ja der Krieg ihn vielleicht auf Nimmerwiedersehen von uns riß?

»Aber Welch' ein hinfällig Ding der Ehrgeiz ist! Nur ihn zu retten, ließ ich's geschehen, daß man meine Ehre mit Füßen trat, daß dieser – gute Nachbar mir drohen durfte, meine Ehre öffentlich zu brandmarken! Aber auch Das fällt with jetzt auf ihn selbst zurück. Ich *kann* diese Ehre noch retten mit den Einwänden, welche ich bei Gericht geltend gemacht. Es ist keine Schande, ein Opfer für seinen Bruder gebracht zu haben, selbst wenn er dessen unwürdig! Mein seliger Freund gewährte mir die Frist für jenes Kapital, ich kann's mit heiligen Eiden beschwören,

aber ich begehre dieselbe jetzt nicht mehr! Diese Schuld wird getilgt und ich rette mich vor der öffentlichen Meinung, wenn auch wie ein Schiffbrüchiger, der halbtot aus dem Wasser gezogen wird. Mag man schließlich den Stein auf mich werfen, ich rette mein Kind, und das ist mir mehr, als ich mir selber bin, es ist mir *Alles*. Und jetzt steht mir noch die eine Freude bevor: wenn Rudolf kommt, der unterwegs ist und noch nichts von der plötzlichen, glücklichen Wendung der Dinge ahnt, wenn ich ihn an's Herz schließen und ihm sagen kann . . . «

Eben tauchte Thormann's von Sonne und Wetter in unaussprechlichen Nuancen gefärbter, grau, gelb und braunschillernder breiter Filzhut hinter dem Gitter an der Mündung des Thalweges auf, eine Kopfbedeckung, die unter Tausenden von Filzen zu erkennen gewesen wäre.

Thormann kehrte bereits von seiner Sendung zurück; die hastigen, elastischen Schritte, mit welchen er das Plateau gewann, brachten ein Lächeln auf das Antlitz seines Chefs.

Aber Thormann mußte was Besonderes haben. Als er den Chef unter dem Baum gewahrte, packte er mit der dicken Faust den Filzhut und schwenkte ihn in der Luft, daß sein ergrautes Haar ihm wild um den Kopf hing.

Fast gleichzeitig tauchte eine jugendlichere Gestalt hinter dem braven Thormann auf – Rudolf, der, in dunkelgrauem Reisecostume, erhitzt von dem Spaziergang,

aufmerksam gemacht durch des Aufsehers freudiges Signal den Vater erkannte, seinem Begleiter einen Vorsprung abgewann, durch das Gitterthor über den Rasenplatz herbeistürmte und sich mit einem Freudenruf in die ihm entgegengestreckten Arme des Vaters warf.

Ehrerbietig blieb Thormann in einiger Entfernung hinter dem Springbrunnen stehen, um die Scene nicht zu stören. Er ahnte wohl, daß Beide sich so Manches zu sagen hatten, was er nicht zu hören brauche.

»So ist es *wahr*, Vater?« rief Rudolf überglücklich, mit vor Wonne strahlendem Gesicht . . . »Ja, ja, es muß wahr sein, was mir Thormann sagte, als er mir am Bahnhof begegnete . . . Wahr! Wahr! Ich lese es in Deinen Augen . . . Armer, armer Vater, was mußt Du gelitten haben!«

Und wieder umschlang er den Vater, drückte ihn an sich, schaute ihm in's Gesicht und küßte ihn abermals, als wolle er die Spuren des Grams von dem Antlitz des Vaters küssen, welche die Freude, die wiedergekehrte Gemüthsruhe doch so schnell nicht zu entfernen vermocht hatten.

»Die Prüfung ist wohl für uns Alle eine schwere gewesen, Rudolf! Gott sei Dank, sie ist vorüber!«

Ofelius preßte beide Hände des Sohnes und sah sich satt an den theuren Zügen, die er so lange vermißt.

»Aber wo ist Erich, der arme Erich! Ich muß ihn sehen! Wo ist er?« rief Rudolf ungeduldig. »Und die Mutter . . . Leontine . . . ?«

»Gemach! Du sollst sie Alle sehen! . . . «

Ein Freudenruf von der Terrasse herab unterbrach ihn. Leontine stand droben, die Arme ausbreitend.

»Mutter, er ist da! Rudolf ist gekommen!« rief sie in's Haus hinein und flog herab, um sich in des Bruders Arme zu werfen.

Es war des Glücks zu viel auf einmal für das so tief gebeugte Gemüth des Mädchens, zu viel für das Herz, das schon alle seine Hoffnungen zu Grabe getragen. Schweigend barg sie das Antlitz an der Brust des Bruders, der ja auch *ihr* wiedergegeben war.

10. MIT NEUEM DAMPF.

Wenige Tage darauf hatte sich der Fabrikhof von Waldbach wieder belebt. Ein halbes Hundert von Arbeitern war in demselben schon beschäftigt, mit den muskulösen Armen Alles, was vor Beginn des Krieges aus Angst vor einem Handstreich und dem Andringen des Feindes bei Seite geschafft, auseinandergelegt oder in Sicherheit gebracht worden, wieder an seine Stelle zu schaffen.

Täglich kamen neue Zuzüge von Arbeitslastigen, namentlich solchen, die früher schon in Ofelius' Diensten gestanden. Thormann's Herz, Thormann's Bewußtsein weitete und vergrößerte sich mit jeder Stunde; er hatte sein Element wieder gefunden, er stand wieder an seinem Platz, und größer, wichtiger als vorher; denn er hatte selbst im Unglück seinen Chef nicht verlassen, er allein hatte ausgehalten, als Alles ging, und das gab ihm einen fußhohen Sockel seinen Vorgesetzten und seinen Untergebenen gegenüber.

Rudolf leitete Alles nach Erich's Anordnungen. Sein Vater durfte nur als Zuschauer zugegen sein, um den Arbeitern sowohl wie der Welt die Ueberzeugung zu geben, daß der Verkauf kein fingirter, daß er sich wirklich von den Geschäften zurückgezogen, und um den Gerüchten den letzten Schein von Wahrheit zu nehmen, mußte Ofelius sich täglich in der Stadt zeigen, alle Angelegenheiten persönlich dort ordnen und in Allem eine Miene machen, als habe das Haus Ofelius nie an's Wanken gedacht.

Sein guter Vetter, der Vater Evchen's, hatte nicht gesäumt, ihn in einem eiligen Schreiben um Verzeihung für die Schwäche zu bitten, mit der er den Gerüchten Glauben geschenkt. Ofelius hatte den Brief ohne eine Miene zu verziehen, bei Seite gelegt, um ihn keiner Antwort zu würdigen.

»Rudolf soll meine Schwester heirathen! Evchen ist mir immer wie eine kleine Gans, wie ein Mädchen ohne alles Gemüth erschienen,« hatte Erich gestern gesagt, als er von dem Briefe gehört. Meine Schwester hat Rudolf zwar nur einmal flüchtig gesehen, als sie mich mit der Mutter besuchte, aber Rudolf hat ihr gefallen; ich müßte mich sehr irren, wenn sie ihm nicht gefallen hätte. Wir bekommen dann ihr Vermögen *auch* noch in die Fabrik und ich will ein Stümper sein, wenn wir damit nicht unsere Concurrenten binnen wenigen Jahren über den Haufen rennen. Meine Schwester wird mit der Mutter zu meiner Verlobungsfestlichkeit eintreffen, die mit Raketen und bengalischem Feuer hier oben gefeiert werden soll, damit der ganzen Umgegend die Augen übergehen und

es unseren Neidern grau und gelb vor denselben wird, und wenn sich die Beiden dann leiden können, verloben wir sie an demselben Tage, ohne daß sie eine Ahnung davon haben.«

Hatte Ofelius ganze Wochen hindurch des Nachts keinen Schlummer gefunden vor Gram und Sorgen hatte sein armes Haupt sich auf dem heißen Kissen hin und her gewälzt, um vergeblich auf Rettung zu sinnen, so fand er jetzt keinen Schlummer vor Freude und Hochgefühl. Sein sonst im Fieber galoppirender Herzschlag war jetzt so voll, so wuchtig, sein Kopf so voll von wonnigen Vorstellungen, die ihm keine Ruhe ließen. Erst gegen Morgen schlief er ein, und wenn er mit der hohen Augustsonne erwachte, das Auge öffnete, war es ihm, als habe er von alle Dem nur geträumt, als komme er aus einem Märchenlande, in dem sich nur so schöne und unerwartete Dinge ereignen könnten.

Mit der Elasticität eines Jünglings erhob er sich, kleidete sich an, begrüßte Erich, der täglich schon davon sprach, sein Lager verlassen zu wollen, was auch der Arzt und Schwester Cordelia dazu sagte, die ihn und seine in einem andern Zimmer untergebrachten beiden Leidensgefährten täglich besuchte.

Dann küßte er sein Kind, das mit jeder Morgensonne schöner wieder aufblühte, ließ den Phaeton anspannen und fuhr zur Stadt, wo er täglich in Erich's Auftrag so Vieles für die Wiederaufnahme der Arbeit zu besorgen hatte.

Erst am Nachmittage kehrte er zurück, um Erich Bericht zu erstatten und mit diesem zu conferiren. Dann suchte er seine Familie im Garten auf, um mit vollster Seelenruhe und dem ganzen Freudengefühl, das ihn erwärmte, die Behaglichkeit seiner plötzlich so sorgenlosen Lage zu genießen und sich seinen alten Neigungen wieder hinzugeben.

Rudolf hatte, berechnend, daß zu des Vaters Wohlfinden Alles schnell in den alten Stand gesetzt werden müsse, die Gärtner wieder beordert; er hatte die Schleusen wieder stellen lassen, um den Arm des Waldbachs wieder in den Garten zu lenken, und wie ehemals rauschte die Cascade über die Felsen. Die in dem stagnirenden Bassin dem Tode nahe gewesene Fischotter tauchte lustig wieder auf und unter und lugte mit ihrem glatten Köpfchen nach der kleinen Gruppe hinüber, die sich auf Leontinens Lieblingsplätzchen versammelte, auf der Moosbank, auf welcher sitzend sie Erich den ersten Kuß auf die Stirn gedrückt, ihm den Talisman gegeben, der freilich nur halb seine schützende Kraft bewiesen.

Hier an diesem Plätzchen fand Ofelius eines Nachmittags die Seinigen um Schwester Cordelia gruppirt, die mit ihrer bewundernswerthen Ruhe auf die Gesellschaft stets einen eigenthümlichen Zauber übte.

Erich hatte an diesem Tage zum zweiten Male schon das Lager verlassen. Da sich kein Lüftchen regte, hatte man ihn in einem Rollstuhl in den Garten gefahren und Leontine, ihm gegenüber auf der Moosbank sitzend, beschäftigte sich wie damals, ein Sträußchen zu binden.

»Die Blumen, die ich Dir damals mitgab, Erich, sind verblüht; ihre Zeit ist vorüber, unbeachtet sind sie vergangen, Niemand hat Sinn für sie gehabt; es gelten ja nur Lorbeer und Immortellen, und die weiße Rose hier ist das Sinnbild der armen Verlassenen, die daheim um das Leben der Theuren zitterten, die von ihnen gerissen wurden.«

Erich reichte ihr mit treuherzigem Lächeln die Hand hinüber. Die Mutter blickte mit leichtem stummen Nicken auf die Tochter, als wolle sie sagen: ja, ja, und kaum Eine ist wohl schwerer geprüft worden als Du, armes Kind!

Eben trat Ofelius, der vom Fabrikhof den Seitenweg zum Garten eingeschlagen, hinter der Cascade hervor und überschaute mit innerer Zufriedenheit den traulichen Kreis. Jetzt zeigte seine Miene eine gewisse Unruhe, als er jedem Einzelnen seinen Gruß sagte und der Schwester Cordelia bewillkommnend die Hand reichte.

Leontine blickte den Vater forschend an. Sie kannte jede leiseste Regung seiner Gesichtszüge und errieth, daß ihm irgend Etwas widerfahren sein müsse.

Ofelius zog inzwischen einen Feldstuhl an Erich's Seite und theilte ihm mit, was er Geschäftliches in der Stadt erledigt habe. Leontinens Auge fixirte inzwischen den Vater unverwandt, und als dieser sich wieder plaudernd an die Gesellschaft wandte, begegnete er dem Auge der Tochter mit einem Ausdruck, als habe er grade *ihr* etwas Besonderes zu sagen.

»Du hast auch für *uns* etwas Neues, Vater?« fragte sie, mißtrauisch gemacht durch so viel Widerwärtigkeiten und im Grunde ihres Herzens immer noch besorgt, daß das Schicksal seinen Groll noch nicht erschöpft.

Ofelius zögerte. Er legte die Hände in den Schoß zusammen, blickte vor sich hin, schüttelte den Kopf, zog die Brauen zusammen und machte eine finstere Miene.

»Freilich!« antwortete er, den Kopf wieder bewegend. »Freilich! Und eine Nachricht, die auch Euch ebenso ergreifen wird, wie die Scene, deren Zeuge ich selbst durch Zufall sein mußte, auf mich von erschütternder Wirkung war . . . Um mich kurz zu fassen: unser Nachbar ist nicht mehr!«

Alles starrte den Sprechenden erschreckt und fragend an.

»Der Baron?« rief die Mutter, die ihn zuerst verstand.

»Er!« antwortete Ofelius mit einer Betonung, in der all' der plötzlich wieder erwachte Groll und dennoch der Ausdruck der Versöhnlichkeit lag.

»Um Gottes willen, sprich, Vater . . . Er . . . ?«

»Ich selbst mußte, wie gesagt, Zeuge seines Todes sein, eines entsetzlichen Endes!«

»Aber so sprich doch, was ist ihm geschehen?« rief die Mutter, die Hände faltend und ihn mit verhaltenem Athem anblickend.

»Ich verstehe selbst nicht, warum es mir so schwer wird, zu erzählen,« fuhr Ofelius, hoch aufathmend, fort, um sich Luft zu schaffen. »Ich hatte unterwegs schon den Eindruck so ziemlich überwunden . . . Indeß, hört mich

an! . . . Ich war in der Stadt eben im Begriff, zu meinem Banquier zu gehen, demselben, der mich in letzter Zeit ziemlich kalt und sogar schroff behandelte, als ich plötzlich über den Grund seines Benehmens aufgeklärt werden sollte. Der Baron von Trachenburg trat aus seinem Hause und selbstgefällig blieb er auf der obersten Stufe der Schwelle stehen, um einen Transport gefangener Franzosen vorüberzulassen. Auch ich benutzte diese Gelegenheit, um ihm nicht zu begegnen, und blieb auf der andern Seite der Straße stehen. Plötzlich . . . «

Ofelius mußte hier wieder nach Athem ringen.

»Plötzlich sah ich eine Verwirrung in der Colonne der Gefangenen entstehen. Ein französischer Officier, ein hochgewachsener, schlanker und schöner Mann warf die neben ihm marschirenden Kameraden zurück, trat aus der Rotte, zog einen Revolver aus seiner Brusttasche, sprang auf Trachenburg zu und feuerte mit der Schnelligkeit des Gedankens drei Schüsse auf ihn ab, ehe noch einer der Escorte ihm naheilen und erfassen konnte . . .

»Trachenburg warf sich schon beim ersten Schuß, der seine Brust getroffen haben mußte, zurück, um in die offene Thür zu eilen; die beiden anderen Schüsse trafen ihn in den Leib. Der Franzose, als man ihn packte, warf noch den Revolver nach ihm und ließ sich dann mit selbstzufriedener, bewußter Miene abführen. Als der die Colonne zum Bahnhof führende Lieutenant an ihn herantrat, rief ihm der Franzose mit lauter, ruhiger Stimme zu:

»Dieser Schurke ist der Mörder meiner Schwester! Unsere Rechnung ist geschlossen. Um meines Vaterlandes

willen beklage ich das Schicksal, das mich hier herführte; aber ich erkenne Gottes Hand, die mich leitete, um den so plötzlich verschollenen Buben zu richten!«

Geduldig ließ er sich abführen. Um das Haus des Banquiers sammelte sich eine Menschenmasse. »Er ist todt!« lief es von Mund zu Mund, und so war es, denn alle drei Kugeln hatten ihn getroffen.

Mit gleichem Gefühl des Schauderns hatten Alle zugehört. Schwester Cordelia bedeckte das Antlitz mit beiden Händen, und als sie wieder aufschaute, hatte ihr stets bleiches Gesicht die fahle Blässe des Todes angenommen. Ihr Auge blickte geisterhaft, ihre Hände lagen zitternd in ihrem Schoß.

»Entsetzlich!« flüsterte sie vor sich hin, aber erschreckend zugleich, da sie fühlte, daß sie dadurch Ofelios' Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte.

»Ja, entsetzlich, aber sicher nicht ungerecht!« bestätigte Ofelios. »Es war uns Zeugen dieser blutigen That klar, daß ein Mann, der ohnehin durch das Schicksal der Kriegsgefangenschaft schon so tief darnieder gebeugt, den Muth zu dieser That nur aus dem grimmigsten Haß schöpfen konnte, und dieser Haß mußte seine volle Berechtigung haben. Als ich eine Stunde darauf die Stadt verließ, nannte man auch schon den Namen des Officiers, der mir leider entfallen.«

»D'Orvillon!« tönte der Name plötzlich nach einer kurzen Pause wie aus schwer gepreßter Brust hervorgestoßen. Alles blickte Schwester Cordelia an.

»D’Orvillon! Ganz recht! . . . Sie kannten ihn?« rief Ofelius überrascht.

»Ich kenne nur den Namen; er gehört einer sehr achtbaren Familie der Petite Bourgogne an.«

»Aber Sie *wissen* Schwester Cordelia?« Ofelius schaute sie mit höchster Spannung an.

»Ich weiß nur um die That, die dieser blutigen Handlung vorangegangen,« antwortete Schwester Cordelia, und nach neuem Athem suchend, fuhr sie fort, während sie ängstlich die Hand auf das Herz preßte: »Nur sein Tod kann mich veranlassen, das Leichentuch von einem der gewissenlosesten Menschen zu ziehen, der, ein seltenes Meisterwerk der Unnatur, eine Carricatur dessen, was er äußerlich erscheint, ein Hohn auf all’ das Gute und Edle, das Gott in den Menschen legte, nur Opfer für den Satan suchte, den er in seiner Brust trug, und herzlos über sein Opfer hinwegschreitend sich in seiner Feigheit nicht scheute, mit ihm an heiliger Stätte Schutz zu suchen . . .

»Nutzlos wäre es, Herr Ofelius, Ihnen zu verheimlichen, was ich um Ihrer und Ihrer Familie Ruhe willen preisgab, als der Zufall mich dem Todten gegenüber führte in demselben Augenblick, in welchem er sich in *Ihre* Familie eindrängen wollte. Ich mußte ihn entlarven; die Pflicht gebot es mir, denn was zwischen ihm und mir geschehen, ist längst abgeschlossen.

»Ich war, so glaube ich, sein *erstes* Opfer. Unter erborgtem Namen wohnte er als Officier, der um der Freiheit willen seinen Abschied genommen, in der Schweiz im

Hause meiner Eltern. Er war reich oder gab sich vielmehr dafür aus. Er warb um meine Hand, und meine Eltern willigten ein. Er berauschte mich, ein achtzehnjähriges Mädchen, mit tausend Liebestäuschungen, und ich traute ihm, ich liebte ihn. Was er erfinden konnte, um mich in einen Taumel der Wonne zu versetzen, das that er, und er war erfinderisch! Er schwur mir die heiligsten Eide seiner Liebe, er riß mich Unerfahrene in einen Taumel von Glück und Seligkeit hin. Wir konnten nicht einen Schimmer von Mißtrauen gegen ihn hegen, denn er hatte vornehme Freunde in unserm Curort, die alle voll Bewunderung für ihn waren; die ganze Gesellschaft erblickte in ihm den Inbegriff aller geistigen und körperlichen Vorzüge, und Alles feierte ihn . . . Da, einen Tag vor der Trauung, machte er einen Ausflug in einen Nachbarort, wo er Freunde zu seiner Vermählung einladen wollte . . . «

Schwester Cordelia strich mit der Hand über die Stirn; sie preßte dieselbe über die Augen, als wolle sie auftauchende, längst verdrängte Bilder verscheuchen.

»Er kam nicht wieder!« setzte sie mit sinkender Stimme hinzu, das Auge sinnend und suchend zu Boden gerichtet. »Meine Verzweiflung war grenzenlos. Ich verließ das Vaterhaus, um bei Verwandten ein Asyl zu suchen. Inzwischen machten meine Eltern die erdenklichsten Anstrengungen, von seinem Verbleiben zu hören. Sie erfuhren, daß er sich unter fremdem Namen bei uns eingeführt; lieblose Aeüßerungen einiger seiner Freunde verhöhnten noch unsere Leichtgläubigkeit. Mein Vater, ein

heftiger Charakter, suchte ihn weiter, um ihn persönlich zur Rechenschaft zu ziehen, und schon glaubte er, den Arm nach ihm ausstrecken zu können, als er vernahm, daß der Ehrlose als Novize in ein ungarisches Kloster getreten, und dieses deckte schützend den Arm über ihn
...

»Mein Leben, meine Zukunft waren vernichtet. Meine arme Mutter starb im Gram um ihre Tochter; mein Vater, unfähig geworden durch den in ihm nagenden Schmerz, verlor sein Amt und irrte, seinem Kinde fluchend, umher ... Jahre verstrichen. Ich lebte als Erzieherin auf einem Landgut in der Bourgogne, im Schoße einer liebenswürdigen Familie, glücklich, so weit ich es sein konnte. Eines Tages fuhr ich mit dieser durch die benachbarte Garnisonstadt, als ich einem französischen Officier am Arm einer bildschönen jungen Dame begegnete dessen Anblick mir einen Schreckensruf entriß ... Er war es, der mich so elend gemacht; er glücklich, lächelnd, scherzend mit seiner Begleiterin die eben so glücklich in seinem Arm hing
...

»Ich war der Ohnmacht nahe. Als wir in unser Landhaus zurückkehrten, rief ich in mir Alles zu Hilfe, was mich überzeugen konnte, daß ich mich durch eine seltene Aehnlichkeit habe täuschen lassen. Ich verschaffte mir Gelegenheit, nach den Namen aller Officiere der Garnison zu fragen; der seinige war nicht darunter und unmöglich konnte er unter fremdem Namen im Dienste stehen ... Plötzlich las ich in einem der Provinzialblätter

eine Notiz, in welcher die Rede war von der bevorstehenden Vermählung eines der glänzendsten Officiere, eines Enkels des in der ersten napoleonischen Armee mit so hoher Auszeichnung gestandenen Generals, seines Ursprungs deutschen Namens Trachenburg, mit der Tochter der verwittweten Baronin d'Orvillon, der Schwester des Guiden-Lieutenants gleichen Namens . . .

»Ein Schlag traf mich. Das Zeitungsblatt ventsank meiner Hand. Ich verfiel in eine Gehirnentzündung. Vielleicht waren es die wilden Phantasien meines kranken Gehirns, welche mir die sonst so liebevolle Familie entfremdeten, da sie ihr mein Vorleben verriethen, das ihr vielleicht schuldvoller erschien, als es war.

»Als das Bewußtsein zu mir zurückkehrte, lag ich in einem Hospital der Stadt. – Noch kaum genesen, begann ich meine Nachforschungen. An eine Täuschung durch Aehnlichkeit glaubte ich nicht mehr, ich verwarf auch die Möglichkeit, daß dieser Mann ein Verwandter, ein Bruder jenes Betrügers sein könne. Ich wollte wenigstens als Warnerin hintreten, den gewissenlosesten Verführer entlarven. Ich kam zu spät! Der Bräutigam, der wirklich in einer andern Garnison der Provinz gestanden, war plötzlich mit Hinterlassung großer Schulden verschwunden, die Braut, vom Wahnsinn befallen, hatte sich in einen Weiher gestürzt . . . Wochen sollten seitdem schon verstrichen sein, Wochen, die ich im Fieberdelirium verbracht. Vergeblich sollte der Bruder der Braut, der auf die

Nachricht wieder herbeigeeilt, den Mörder seiner Schwester weit und breit gesucht haben, und *hier* erst, wo er ihn am wenigsten suchte, hat er ihn heut gefunden . . . «

Schwester Cordelia versank in tiefes, trauriges Schweigen. Niemand wagte anfangs, dasselbe zu unterbrechen. Endlich ergriff die neben ihr sitzende Leontine ihre Hand.

»Schwester Cordelia,« sagte sie sanft und schmeichelnd, »fürchten Sie nicht, ich wolle tiefer in Ihre traurigen Erlebnisse eindringen, als Sie uns so offen und selbstlos eben gestatteten. Aber *eine* Frage gewähren Sie mir: *wann* geschah dies?«

Cordelia blickte auf und ließ das müde Auge auf dem Antlitz des Mädchens ruhen.

»Im Spätherbst vorigen Jahres,« antwortete sie fast tonlos.

»Wohlan denn, so weiß ich, wo er zu finden gewesen wäre! Eben da, Mutter, wo ich ihn im Frühling dieses Jahres sah, im Kloster von Camalduli! . . . Ihr habt mich oft und lange verspottet,« wandte sie sich zu ihren Eltern, »auch Du, Erich, thatest es, wenn ich behauptete, es sei derselbe Mönch, der mich bei unserm Besuch in jenem Kloster mit widerwärtig zudringlichen Blicken aus seinen großen, glühenden Augen verfolgte. Der Zufall, daß sein Oheim starb und ihn zum Erben einsetzte, hat ihn an unsere Fersen geheftet, und wenn ich auch nicht begreife, wie dieser schlechte Mensch zum zweiten Male in's Kloster gekommen, so schwöre ich jetzt darauf, daß er und kein Anderer der Mönch gewesen, der vor uns her trottete und vor dessen wilden Augen Evchen eine

solche Angst bekam, daß sie ihn gar für einen verkapp-ten Räuberhauptmann hielt . . . Jetzt bekennt, wer von uns Recht gehabt! Hättet Ihr mich nicht so verhöhnt, daß ich mich selbst schließlich für albern halten mußte, ich hätt's ihm damals gerade vor den Kopf gesagt, daß ich ihn wieder erkenne, und Manches wäre vielleicht anders geworden!«

»Hm, die Sache gewinnt jetzt allerdings an Wahr-scheinlichkeit, obgleich ich mir vergeblich darüber den Kopf zerbreche, was einen so materiellen, sinnlichen Menschen immer wieder in's Kloster jagen kann, um doch wieder davonzulaufen!«

Ofelius schüttelte ungläubig den Kopf.

»Die Furcht vor der Verantwortung!« warf Schwester Cordelia ein. »Im Kloster ist Friede und Sicherheit vor der Welt.«

»Und doch genügt mir der Grund nicht. Die Welt ist groß und weit, und die Ferne giebt auch einige Sicher-heit. Ich möchte mich eher an die Aeußerung seines sel-igen Oheims halten, der in dem Neffen eine zuweilen ausbrechende Disposition für dieselbe religiöse Ueber-spannung entdeckt haben wollte, welche den Vater in's Irrenhaus brachte.«

»Nicht unmöglich, Herr Ofelius,« gab Cordelia zu. »Der erste Keim des Vertrauens für ihn wuchs in mir durch die Beobachtung, daß er aus der heitersten, übermüthigsten Laune ganz plötzlich in tiefe, fast leidenschaftliche Re-ligiosität verfiel, daß es ihn in eine katholische Kapelle

rief, in der er sich hinstreckte, die heißesten, inbrünstigsten Gebete zu verrichten, um danach wieder in seinen Uebermuth zurückzukehren. Er selbst gestand mir einmal, er sei auf Wunsch seines Vaters und auch aus innerem Drange als Knabe schon in ein Kloster gebracht worden, um sich dem Dienst der Kirche zu widmen, sei dann plötzlich andern Sinnes geworden, habe anstatt des Scapuliers den Säbel gewählt, aber auch diesen wieder bei Seite gestellt, weil er ihn nicht glücklich mache. Seine Ausschweifung machte aus ihm einen zu nichts Ernstem und Gutem fähigen Abenteurer, und sein religiöser Hang mußte ihm stets den Hafen öffnen, in den er sich vor den Folgen der ersteren rettete.«

»Ein psychologisches Ungeheuer,« rief Ofelius, »oder mit anderen Worten: ein Schurke, ein Raubthier der Gesellschaft, das um so gefährlicher, als ihm die Welt einen glänzenden Namen und die Natur eine schön gefleckte Haut gegeben; zu frech, um einen Scrupel zu fühlen; zu feig, um den Folgen die Stirn zu bieten, und die Kirche nahm ihn freudig in ihren Schoß, weil bei ihr mehr Freude über einen reuigen Sünder als über alle Gerechte ist!¹ . . . Mein armer seliger Freund! Wie ich ihm Unrecht gethan, wenn ich mit seinen aristokratischen Schrullen rechnete! Er war ritterlich in jeder Faser seines Wesens, wenn er auch oft *klein* dachte über Dinge, die nicht kleiner als seine Vorurtheile; dieser aber war ein . . . «

¹Der Erzähler fügt hinzu, daß er die Gestalt dieses Kloster-Deserteurs dem wirklichen Leben entnommen.

Ofelius verschluckte das Wort. Schweigen trat in der kleinen Gruppe ein. Schwester Cordelia's Antlitz verrieth mehr Kummer über dieses Ereigniß, als sie selbst zeigen wollte. Sie war tief erschüttert; denn ihre Gedanken, die trotz aller Selbstüberwindung noch immer rückwärts gekehrt waren, fanden heute einen Abschluß.

Leontine beugte sich liebkosend über Erich, der zwar nicht theilnahmlos, aber vor sich niederschauend, wie er es den freien Bekenntnissen Cordelia's schuldig zu sein glaubte, zugehört hatte. Sie mahnte ihn zur Rückkehr in's Haus, da der scharfe Abendwind, der mit dem Niedergang der Sonne jetzt über die Höhen zu streifen pflegte, ihm schädlich sein könne.

Wortkarg, verstimmt trat man den Rückweg zum Hause an, denn auch Cordelia mußte ihre Station im Thal vor der Dunkelheit wieder erreichen.

Vor dem Hause angelangt, empfing ein Soldat, militärisch salutirend, den im Rollstuhle sitzenden Erich.

»Philipp, Ihr seid's?« rief dieser, den Burschen erkennend. »Man hat Euch also nichts anhaben wollen wegen Eures –?«

»Man hat mir die Strafe einstweilen erlassen unter der Bedingung, daß ich mir das Kreuz vor dem Feinde verdienen solle. Heute Mittag sind wir in der Stadt angekommen, und da wir erst morgen früh ausrücken, wollte ich mich von Ihnen verabschieden, Herr Lieutenant!«

»Recht so, Philipp, holt Euch das Kreuz, und kommt Ihr gesund oder leidlich geflickt wie ich zurück, so ist Eure alte Stelle und wohl eine bessere noch in der Fabrik

für Euch offen! Ich selbst habe keine Aussicht, noch einmal wieder vor den Feind zu kommen; denn es geht gar langsam mit mir!«

Philipp salutirte schweigend, drehte sich auf dem Fuß herum und verschwand, um nach Babette zu sehen und mit ihr den Abend zu verbringen.

Acht Tage später geschah Alles, wie Erich gesagt. Die Fabrik Waldbach, deren Arbeiterpersonal so ziemlich wieder completirt war, leuchtete von bengalischem Feuer weithin über Höhen und Thäler; die Raketen übersäeten den dunklen Abendhimmel mit einem Sprühregen und in allen Farben schillernden Leuchtkugeln.

Evchen soll an jenem Abend heimlich in ihrem Kämmerchen geweint haben, da sie von Rudolf's bevorstehender Verlobung gehört hatte und unter plötzlich so glücklich veränderten Umständen gern eine der beiden Königinnen des Festes gewesen wäre.



Benedict Pirck hatte im Morgengrauen nach jener Schreckensscene vor Babettens Hütte seinen Stab nach Frankreich gesetzt. In einem Schreiben an den Prälaten, dessen Wohlwollen er seine Stellung verdankte, hatte er diesen um Verzeihung gebeten, wenn er, im Elsaß geboren, dem Drange seines Herzens und seines Gewissens folge, um auf ›der Seite des Rechts und der bedrohten Kirche‹ zu stehen, und der Prälat nahm seine Erklärung mit Wohlgefallen hin.

Benedict, ein Schwächling, wie stark er auch geworden zu sein glaubte, ein Weltling, wie gläubig er sich auch wähnte; ein als Beides zu früh und zu wohlwollend von der Disciplin sich selbst Ueberlassener, dessen mühsam unter der Asche oberflächlicher Reue versteckte Leidenschaftlichkeit der leiseste Hauch wieder zur Flamme anblasen konnte – Benedict Pirck, von Herzen gut, aber von allzu heißem Geblüt, fand bald die Ruhe. Als einer der eifrigsten und rastlosesten Aumoniers der französischen Westarmee traf ihn in einem der häufigen Waldgefechte in der Perche eine Kugel, die das heiße Herz in langsamen Schlägen einsam und hilflos in dem dichten Winternebel der Waldung verbluten ließ, und erst nach Beendigung des Krieges traf im Dorfe die Nachricht hiervon ein, die Philipp, als er am Abend aus der Fabrik zu seiner jungen Frau in's Thal hinabschritt, Babette überbrachte mit dem Hinzufügen:

»Er stand dem Himmel näher als wir und mußte ja wissen was ihm der Herrgott verzeiht. Ich hab' ihm längst vergeben.«